UC-NRLF
B 3 264 119

REICH UND REICHSFEINDE

BAND II

HANSEATISCHE
VERLAGSANSTALT
HAMBURG

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands

Digitized by Google

Digitized by Google

Reich und Reichsfeinde

Band 2

Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg
1941

Digitized by Google

ERZIEHER AKADEMIE
DER
ADOLF-HITLER-SCHULEN

Druck der August Pries GmbH. in Leipzig
Copyright 1941 by Hanseatische Verlagsanstalt Aktiengesellschaft, Hamburg 36
Printed in Germany

Digitized by Google

DD 73
R375
v. 2.

Inhalt

1. Das Reich als europäische Ordnungsmacht 7
Von Dr. Karl Richard Ganzer, München

2. „Inneres England." Friedrich und Viktoria. Ein Beitrag zur Geschichte der „Reichsfeindschaft" 81
Von Professor Dr. Walter Frank, Präsident des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands

3. Die Wurzeln des Englischen Erwählungsglaubens 99
Von Professor Dr. Gerhard Kittel, Universität Wien

4. Bevölkerungsentwicklung in Deutschland, Frankreich und England . . 129
Von Professor Dr. Friedrich Burgdörfer, Präsident des Bayerischen Statistischen Landesamtes München

5. Gesamtdeutsches Volks- und Reichsbewußtsein in der Schweiz von 1848 bis zur Reichsgründung 159
Von Dr. Günter Herke

Personenverzeichnis 247

M325984

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Reich als europäische Ordnungsmacht

Von

Karl Richard Ganzer

Digitized by Google

Digitized by Google

Europäische Illusionen

Am Abend des 30. Januar 1933, in dessen Mittagstunden der Führer der nationalsozialistischen Bewegung den Reichspräsidenten verlassen hatte, um als Reichskanzler in das Hotel Kaiserhof zurückzufahren, sprach in einem Klubraum des gleichen Hotels „vor einem geladenen Kreis führender Persönlichkeiten aller Richtungen" der Leiter der Paneuropäischen Bewegung, Graf Coudenhove-Kalergi. Während „ein Meer von braunen Uniformen das Hotel umflutet", von dem aus der nationalsozialistische Aufstand gegen Weimar und Versailles gewonnen worden war, redet der jüdisch verheiratete Graf aus österreichisch-japanisch-holländisch-russischen Blutstämmen von „Deutschlands europäischer Sendung."

Die paneuropäische Bewegung war ein legitimes Kind des Systems von Weimar und Versailles, in dem sich das endende alte Europa politisch ausgeformt hatte. Gezeugt in der für müde Zeiten typischen Normalehe der Ratlosigkeit mit der Ideologie, hatte sie zwar begriffen, daß Europa in einer Krise lag, die nach erneuernden Kräften verlangte. Doch hatte sie als Heilmittel eine Idee des gesamteuropäischen Zusammenschlusses angeboten, in der gerade die herrschenden Mächte des kranken Zeitalters ineinander gemengt waren – die demokratische Illusion und die humanitäre Blendung, die Völkerbundshoffnung und ein säkularisierter katholischer Universalismus, das pazifistische Bedürfnis müden und vermischten Blutes und freimaurerische Heimlichkeit, und über allem sodann die Redseligkeit jener Literaturwelt, die auf dem Asphalt und im Geschwätz des Salons gedeiht. So aber suchte diese phantastische Bewegung die Krankheit Europas durch die Massierung eben der Krankheitskräfte zu überwinden.

Als Coudenhove-Kalergi im Kaiserhof zur gleichen Stunde spricht, in der „der Fackelzug der Sturmtruppen beginnt", beherrscht ihn das Gefühl, daß „in diesem Saal Paneuropa Abschied nimmt vom alten Deutschland". Und während ihn und seine Freunde der Heimweg „durch eine veränderte Stadt, durch ein verändertes Land" führt, wird es ihm zur Gewißheit, daß „die antieuropäische Revolution Deutschland erobert" habe: „Von da an sagte sich Deutschland immer deutlicher von Europa los."

Der Irrtum, der diesem Urteil zugrunde lag, war beispielhaft für das spezifische Wertungsvermögen einer vergehenden Welt. Er beruhte ebenso auf dem gebrochenen Instinkt für politische Wirklichkeiten wie die illusionäre Vereinigung Coudenhove-Kalergis selber. Er war auch ebenso symbolkräftig wie das wahrhaft dramatische Erlebnis, daß sich eine aufsteigende und eine versinkende politische Welt zur gleichen Stunde und am gleichen Ort dem Blick der Geschichte stellten. Denn wenn hier der eindeutigste Eklektiker des europäischen Verfalls die Überzeugung kundtat, daß sich

Digitized by Google

Deutschland in jener gewaltigen Stunde von Europa „losgesagt" habe, so hatte es in Wirklichkeit den ersten Schritt zum Aufbau einer neuen europäischen Ordnung getan. Nicht eine „antieuropäische Revolution" hatte Deutschland erobert. Vielmehr schickte sich die deutsche Revolution bereits in diesem Augenblick ihres innenpolitischen Sieges an, Europa zu erobern. Allerdings betrat sie ihren Weg aus der Kraft anderer Traditionen, als die Systeme des Westens sie zu bieten hatten. Coudenhove-Kalergi war nach seinem Berliner Vortrag, bewegt von der trüben Erinnerung an den „überzeugten Paneuropäer" Heinrich Brüning, nach Prag zu Thomas Masaryk, dem „treuen Freund" Paneuropas, geeilt; er hatte Benesch gesprochen und dessen „unerschütterten Glauben" an Paneuropa „bewundert"; er hatte wenig später Dollfuß zum Ehrenpräsidenten der Paneuropa-Union Österreichs und Titulescu zum Ehrenpräsidenten der Paneuropa-Union in Rumänien gemacht; er hatte Schuschnigg die Nachfolgeschaft von Dollfuß in diesem Ehrenpräsidium übernehmen und „die meisten Minister und anderen Führer Österreichs" der Union beitreten sehen. Mann für Mann hatten sich um eine Europaidee, welche die verrotteten Kräfte von Genf und Versailles, von Weimar und von Paris in sich verdichtete und damit, trotz ihrer realen Belanglosigkeit, das Wesen des in Versailles gegründeten Systems wahrhaft symbolisch darstellte, die gleichen Politiker gesammelt, die wie ein schauerlicher Zug fahler Gespenster in die Tiefe sanken, als die deutsche Revolution in das europäische Chaos hinausgriff, um es nach einem neuen Bilde zu formen.

Ein Geheimnis großer Geschichte wurde dabei sichtbar: Die Gespenster hatten sich deshalb nicht ins dauerhafte geschichtliche Leben verwirklichen können, weil ihre existenzielle Kraft nur in einem Erbe von 15 Jahren gespeichert war. Im Spiegelsaal von Versailles in ein Leben des Scheins getreten, waren sie Schatten geblieben, weil seit jener düsteren Stunde, in der Europa von Gott verlassen war, nie der Tag einer klaren Ordnung über dem Erdteil aufgeleuchtet hatte.

In den Mächten hingegen, welche die deutsche Revolution gegen die europäische Unordnung führte, waren tiefere Erbtümer lebendig. Als sie die Schatten zurücktrieb, erwies sich, daß ihre vernichtende und neugestaltende Kraft von den Gewalten einer tausendjährigen Tradition des Formens, der Führung, der Weisheit und der Verantwortung getragen war.

Wir benennen die Summe dieses Erbes an politischem Können, an politischer Gestaltung und an politischem Ordnungsauftrag mit dem Begriff des „Reiches".

Das verdunkelte Geschichtsbewußtsein

Das deutsche Volk gehört zu jenen eigentümlichen Völkern, denen auch die größte nationale Leistung kein fragloses und umfassendes nationales Wertgefühl erweckt hat. Es hat die subtilste Geschichtswissenschaft hervorgebracht. Dennoch ist das allgemeine Verhältnis zur nationalen Geschichte so unentwickelt geblieben, daß man geradezu von einem verdunkelten Geschichtsbewußtsein sprechen kann. Geschichtlich denken heißt immer politisch denken. Nichts aber ist für die Zaghaftigkeit des deutschen Geschichtsbewußtseins so bezeichnend wie die paradoxe und erschütternde Tatsache, daß sich eines der reifsten politischen Völker des Erdteils, das Volk mit den vollkommensten politi-

Digitized by Google

schen Traditionen, viele Geschlechter hindurch der Suggestion öffnen konnte, das unpolitische Volk schlechthin zu sein.

Es ist nicht verwunderlich, daß diese Suggestion zunächst von den Fremden ausgeübt wurde. Wenn - um nur einige hinweisende Beispiele aus den neueren Zeiten zu nennen - die französischen Enzyklopädisten in Friedrich dem Großen nicht den Führer und Feldherrn, sondern den ironischen Philosophen priesen, wenn die gewandte Propagandistin Madame de Staël dem deutschen Königs- und Heldenvolk mit ihrer Teilnahme an der abgefeimten Schmeichelei, daß es nichts anderes als ein Volk von Dichtern und Denkern sei, eine aktive Kraft der Seele lähmte, wenn das Evangelium des verführerisch klugen Jakob Burckhardt, daß die Macht das radikal Böse sei, wie für labile deutsche Gehirne erfunden war, dann ist dies alles verständlich als objektive Bezeugung eines Gegnertums, das ein Partikel des Deutschen zu züchten bestrebt war, weil es den totalen Deutschen nicht ertrug. Ein verfeinerter Imperialismus verrät sich in solchen Anpreisungen; er hat den eigenen politischen Machtsystemen umso wirksamer gedient, je ehrlicher der subjektive Glaube seiner Träger war, daß sie sich von allen Bindungen an irdische Macht und politischen Willen losgelöst hätten. Denn auch der reine Tor kann Menschen, denen eine zungenschöne Predigt mehr gilt als die Erfahrung reicher Ahnenschaft, vom Weg ihres Schicksals locken, und oft genug ist der abstrakteste Professor zum geschicktesten Propheten konkreter Macht geworden, ohne sich jemals seiner geheimen Knechtschaft bewußt zu sein.

So erscheint die Lehre vom unpolitischen Deutschen als eine Waffe fremder Politik. Dennoch haben viele deutsche Geschlechter so willig an sie geglaubt, daß sich der Eindruck vordrängen mag, sie hätte wirklich eine objektive Seelenlage beschrieben. Kann denn eine fremde Suggestion allein einem Volke eine solche Bereitschaft zur Selbstbeschränkung aufzwingen? Sie wäre abgeglitten, wenn nicht schon vorher Erlebnisse der eigenen nationalen Entwicklung beigewirkt hätten, die Reifung unseres nationalen Selbstbewußtseins zu verzögern. Durch beträchtliche Zeiten, gerade auch in der neueren Geschichte, hat dem deutschen Volke die elementare Begegnung mit der Macht gefehlt - mit weiter, verantwortlicher und bauender Macht.

Jedermann kennt die geschichtlichen Gebilde, die sich verhüllend vor den gewaltigen Raum deutscher politischer Schöpfung schoben, zu genau, als daß sie bis in die letzte Faser analysiert werden müßten. Die dichteste Sperre hat das partikularistische Erlebnis auf den Weg gelegt, der zur Entwicklung eines sicheren politischen Wertgefühls geführt hätte. Als sich der Deutsche nach manchem Jahrhundert immer tiefer in die Zerspaltung und immer beklemmender in die Enge staatlicher Zwergformen mit gleichwohl ungeschmälerter Souveränität verstrickt fand, schnurrte mit dem politischen Raum, den diese Pygmäen planend und bauend zu umspannen vermochten, auch die Kraft zusammen, an die Möglichkeit weltweiter Gestaltungen zu glauben. Weil Deutschland kleinräumig strukturiert war, lernten die Deutschen nur kleinräumig denken. Politisch denken heißt aber, in weiten Beziehungen und großgliedrigen Gestaltungen denken. So tief hat der jahrhundertelange geschichtliche Zwang, sich zum landesfürstlichen Untertan, zum Biedermeier und zum Stadtvater zu formen, die deutsche Entwicklung bestimmt, daß aus der notvollen Realität der Enge am Ende ein wahres Ethos der Enge, eine sittliche Leidenschaft zur Verkrüppelung gemacht worden ist. Von ihrem pathetischen Schwall, von dem, sei es lyrischen, sei es

Digitized by Google

großmäuligen Getön der partikularistischen Programme und der altfränkisch kleinstädtischen Einfaltspinselei, der Zwerginteressen und der Akklamation beengter Dynasten ist die Erinnerung an die weiträumige deutsche politische Tradition am frühesten erstickt worden.

Geschehnisse, die sich im Bereich des Geistes und der Idee vollzogen, haben diese Abwürgung weitergetrieben. Es hieße, die westliche Propagandalegende vom Volk der Dichter und Denker, in dem nur wenige barbarische Einzelne das Kriegsgeschrei der Gewalt ausstoßen, anerkennen, unterzöge man die beispiellose deutsche Leistung unserer idealistischen Philosophie und unserer großen Dichtung einer äußerlichen politischen Kritik. Als eine zu autonomer Vollkommenheit ausgeformte Teilanlage unseres vielfältigen Wesens kann diese bewunderswerte deutsche Welt, ein umfassender Kosmos mit eigener Gesetzlichkeit, nur nach gemäßen Normen beurteilt werden; jeder mit dem Anspruch auf objektive Gültigkeit auftretende Versuch, an diese geschlossene Ordnung den äußerlich politischen Maßstab anzulegen, erreicht nicht eine konkrete Einordnung, sondern gerät nur zu einem unzulänglichen Vorwurf. Der kritische Vorwurf kraft politischen Wertungsrechts beginnt aber dort, wo dieser autonome geistige Kosmos entgegen seinem Gesetz für die anti-politische Programmatik mißbraucht wird. Das Wort, daß die Deutschen das Volk der Dichter und Denker seien, ist solange eine richtige Charakterisierung, als anerkannt bleibt, daß sie ebenso das Volk der Staatengründer und der Machtträger sind. Aber das Wort wird zur polemischen, unser Geschichtsbewußtsein verdunkelnden List, sobald sich mit ihm ein Angriff auf die politische Kraft in unserem Charakter verbindet. Das ganze 19. Jahrhundert, bis herauf zu Meinecke und Thomas Mann, hat in dieser Weise jene eigenständige idealistische Welt in wesensfremde Gebiete gezerrt, in denen sie Hülle wurde für erkrankte Gefühle. Als das melancholische Mißverständnis von Spätlingen und Müden Raum gewann, denen der „Geist" zum Refugium wurde, weil sie die Kraft eingebüßt hatten, sich der Wirklichkeit zu bemächtigen, wurde das politische Wertbewußtsein der Deutschen verfemt, nachdem es in der partikularistischen Enge verkrüppelt worden war.

Eine dritte Hemmung entwickelte sich als Begleiterscheinung des großartigen deutschen Wesenszuges, „eine Sache um ihrer selbst willen zu tun". Diese Haltung gewährt dem Werk den vollen Einsatz aller gespannten Leidenschaften. Da aber jedes Werk zumeist nur begrenzte Interessenfelder umspannt, hat diese Ausschließlichkeit und Einseitigkeit der Werkbindung immer wieder den Zugang zu den umfassenderen allgemeinen, eben den politischen Bereichen versperrt. Die Leidenschaft zur Spezialisierung ist, so notwendig sie sich für den vollkommenen Ausbau jedes schöpferischen Systems erweist, den Ansprüchen des umschließenden politischen Blicks nicht günstig gewesen. Niemals ist dies deutlicher geworden als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als sich das deutsche Volk mit all der radikalen Konsequenz, deren es fähig ist, auf die Entwicklung der Wirtschaft warf. Die Industrialisierung als das Ergebnis dieses ausschließenden Dienstes hat Deutschland auf eine Höhe der Geltung erhoben, die es vordem nicht eingenommen hatte. Sie hat aber auch, wie jede Spezialisierung, zur Mißachtung der politischen Ordnungen, ja zur weitgehenden Negierung der politischen Lebenswirklichkeit geführt. Als das Denken unseres Volkes sich lediglich von wirtschaftlichen Kategorien bestimmen ließ und so bis zur Anerkennung der dekadenten Lehre des Manchestertums absank, daß die Wirtschaft das Schicksal sei,

Digitized by Google

verkümmerte zugleich das Gefühl für die politische Bedeutung der eigenen Vergangenheit, und das Interesse für die Geschichte des Geldwesens und der Bankenorganisation befehdete das Interesse für die Geschichte der Reiche und der gestaltenden Macht. Umso erstaunlicher war diese Entwicklung, als sie sich in einer gesegneten Zeit vollzog, die im Werke Bismarcks eine echte Reichsschöpfung entstehen sah. So tief waren die Deutschen von a-politischen Vorstellungen durchdrungen, daß selbst dieser Anblick kein politisches Wertgefühl von Dauer in ihnen erweckte. Hatten sie sich bisher nur für Dichter und Denker gehalten, so erkannten sie zwar nunmehr, daß sie auch geniale Techniker und Organisatoren seien; aber noch immer erschien ihnen der geniale Staatsmann als ein Sonderfall, ja als ein Zufall ihrer Geschichte.

Und dennoch: so laut auch die Deutschen den Zweifel an ihrer politischen Kraft betonten, selbst in den Mächten, die die Entfaltung politischen Wertbewußtseins am meisten erschwerten, waren Kräfte verborgen, die der ungewöhnlich starken politischen Leidenschaft, einer urtümlichen und bestimmenden Grundkraft unseres Wesens, entspringen. Selbst die partikularistische Enge hat ein Maß von politischen Energien wirksam gesehen, die, weil sie sich nicht in die Aufgaben der Weite befreien konnten, sich in großartigen Organisationen der inneren Staatenbereiche auslebten. So sind der zutiefst politische Ordnungskörper des Beamtentums und der gleichfalls politisch geformte Ordnungskörper des Heeres in partikularen Räumen entstanden, der partikularistischen Enge zum Trotz. Ebenso hat die latente politische Urkraft der Deutschen die kleinstaatlichen Fesseln immer wieder gesprengt, um sich im Dienste *fremder* Weite zu betätigen: das „unpolitische" Deutschland hat mit seinen Fürstensöhnen nicht nur die Throne Europas besetzt; von Gibraltar bis Stockholm, vom Missouri bis zur Moskwa hallt die große Geschichte der Staatengründungen, der Eroberungen und der Staatenführung von den Namen abenteuerlich großer Deutscher wider, in denen sich die deutsche politische Substanz selbst gegen das widrigste Schicksal entband. So bricht auch ein unterirdischer politischer Machtstrom, merkwürdig sublimiert, aber ungewandelt in seinem wesenhaften Anspruch, umspannende und gebietende Ordnungen aus deutschem Gesetz zu errichten, selbst in das abgezogene Reich des idealistischen Geistes hinein; denn ein echtes Reich des Anspruchs und der Ausstrahlung ist, ins Überwirkliche erhöht, auch diese ideale Welt gewesen, und Schillers gläubiges Herrscherwort, daß jedes Volk seinen Tag in der Geschichte habe, der Tag des Deutschen aber die Ernte der ganzen Zeit sei, war die idealistische Formulierung eines politischen Grundgefühls, wie es stolzer nicht ausgesagt werden konnte. Auch in der Dynamik des späteren Wirtschaftsdenkens ist eine verhüllte politische Eroberer- und Gestalterdynamik spürbar, die soweit geführt hat, daß in privatem Gewand Unternehmungen durchaus imperialistischen Gepräges entstanden. Selbst die betont a-politischen Kräfte unserer Geschichte bergen also krypto-politische Züge als unverkennbare, wenn auch matte und verbogene Zeugnisse einer mächtigen politischen Substanz.

Aber das allgemeine Ergebnis bleibt unzureichend, trotz allem. Das Geschichtsbewußtsein unseres Volkes hat nicht den *totalen* Umfang unserer politischen Begabung, nicht die *volle* Kraft unseres geschichtlichen Erlebens, nicht die *ganze* Weite unserer Gestaltungen, nicht die *Besonderheit* unserer Leistungen und unserer Ordnungsformen, nicht die *Ganzheit* der deutschen Geschichte umspannt. Aber die wüste Schwelle des dreißigjährigen Krieges reicht im allgemeinen das deutsche

Digitized by Google

Geschichtsgefühl, soweit es noch bildhaft und gleichsam erinnerungsstark zu werden vermag, nicht hinaus; die Erinnerung beginnt somit bei einer Erniedrigung. Auch das große Ereignis hinter dem Dreißigjährigen Krieg, die Reformation, ist nur als Akt der Zerspaltung, nicht als ein für *jeden* Deutschen verbindliches Geschehen überliefert. Und was wiederum hinter der Reformation sich erhebt, der Machtbau des mittelalterlichen Reiches: seit jener fürchterlichen, engherzigen und krähwinkligen Diskussion über die Berechtigung der europäischen Kaiserpolitik, in der die einen den großen Ordnungskörper des Reiches den Vorstellungen romantisch gesehener Kirchlichkeit zuordneten, die andern ihn mit der Elle der Nutzbarkeit und des Profits maßen, indes keiner der streitenden Partner Verständnis für das Herrschaftsrecht, ja die immanente Heiligkeit verantwortlich gehandhabter und ordnender Macht, des Kerns auch des mittelalterlichen Reichs, verriet - seit dieser Zeit war auch die Geschichte der bisher größten deutschen Herrschaftsepoche den einen eine Torheit, den anderen eine Schwärmerei.

Es gibt in unserer Geschichte einen Bestand großer politischer Aufgaben, die jedem deutschen Geschlecht aufgetragen sind. Es gibt einen politischen Erfahrungsschatz, der im vielhundertjährigen Dienst an den bleibenden Aufgaben gesammelt worden ist. Es gibt, in Aufgaben, Erfahrungen und Lösungen, ein gewaltiges Erbe reichischer Politik. Doch im Bewußtsein der einzelnen deutschen Geschlechter ist die *Kontinuität* dieses Erbes nicht ernsthaft genug erfaßt worden. So gering ist das Gefühl für die Tatsache, daß es eine deutsche Politik schlechthin gibt, die jedes deutsche Geschlecht vor dieselben Notwendigkeiten stellt, in unserem Geschichtsbewußtsein entwickelt, daß jedes neue Geschlecht, das sich dem Rufe reichischer Politik beugt, sich unter dem Schatten der Meinung findet, es stehe mit seinem Tun an einem einsamen Anfang.

Es steht aber in einer langen Ahnenschaft. Die Politik, die das *Reich* gebietet, ist die wiederkehrende Aufgabe jeder starken deutschen Epoche.

Im Gange der Zeiten hat sich eine dreifache Wesenheit reichischer Politik herausgeschält: sie hat dynamisches, institutionelles und ethisches Gepräge.

Die Leistung des Reichs

Das Reich erscheint, dynamisch gesehen, in den Wirkungen der politischen Gestaltungskraft der Deutschen, die revolutionär und ordnend zugleich gewesen ist und durch die Europa aufgebaut wurde in seinen bestimmenden Strukturen. Diese politische Gestaltungskraft hat unser Volk von Anbeginn an zum politischen Führervolk des Erdteils gemacht.

Schon die germanischen Reiche der Völkerwanderungszeit erweisen sich hierfür als Beleg. In der gewaltigen Bewegung der germanischen Jahrhunderte unserer Geschichte ist Europa zu seinen Grundstrukturen gegliedert worden, und da das deutsche Volk in Wesen, Kraft und Begabung das Erbe der umstürzenden und neugestaltenden Stämme der Wanderung trägt, ist es keine Gewalttätigkeit, ihr Werk in unsere Geschichte einzubeziehen und damit in unserem Volk das Volk der großen *Machtträger* und der *Staatengründer* zu erkennen. Das Urteil der geschichtlichen Normalbildung pflegt sich über die staatliche Leistung der ersten ordnend-revolutionären Bewegung des Germanentums, die von der skandinavischen bis zur nordafrikanischen Küste, von den Mündungen der Donau bis zu den Säulen des Herkules ein geschlossenes Feld

Digitized by Google

germanischer Reiche spannte, mit billiger Ironie zu erheben: als wären diese Reichsgebilde von nordischen Phantasten in fremden Räumen nur deshalb gegründet worden, damit sie schnell wieder untergingen - so wie in wenigen Stunden dünner Schnee an der Sonne vergeht. Die Wirklichkeit entwertet die ironische Klügelei. Denn die wirkliche Dauer dieser frühen germanischen Reiche, die unter den schwierigsten Bedingungen, als Herrschaftsordnungen kleinster Führerschichten über dem Völkerchaos einer zerfallenen Welt, errichtet und gehalten wurden, läßt erst die Großartigkeit der reichsschöpferischen Leistung erkennen, mit der Germanien zum erstenmal nach der Führung des Erdteils griff. Das kürzeste dieser Reiche, das Ostgotenreich in Italien, dauerte 60 Jahre, also 10 Jahre länger als das eigentliche Bismarcksche Reich. Das burgundische Reich lebte etwa 90 Jahre, nach denen es zudem wieder einem germanischen Reich eingeschmolzen wurde - also beiläufig ebensolange wie die jüngeren europäischen Nationalstaaten, vom modernen Deutschen Reich über Italien bis zu den größeren Balkanmächten. Aber schon das Vandalenreich in Nordafrika (das beschämenderweise als seinen größten neueren Bewunderer nicht einen Deutschen, sondern den Franzosen Gautier gefunden hat) dauerte über 100 Jahre, in denen es sich zumeist in der erhabenen Zone weltgeschichtlicher Kämpfe bewegte: etwa gleich lang hat die Hegemoniestellung Frankreichs in Europa gedauert, vom Westfälischen Frieden bis zum Wiener Kongreß. Und gar das westgotische Reich in Gallien und Spanien kam an die 300 Jahre heran, einen Zeitraum, der der ungefähren Dauer des modernen englischen Weltreichs entspricht. Gewiß lassen sich die modernen und die früheren Reiche nicht Zug um Zug vergleichen. Aber wenn man den modernen Reichen die größere Festigkeit der Staatskonstruktion und die echtere Realität der Macht zuerkennt, so darf man den früheren Gebilden zubilligen, daß sie die Schwierigkeiten beim Einsatz der staatlichen Baumittel und die Behinderungen jeglicher staatlichen Aktion mit einer Sicherheit meisterten, die ihre objektive schöpferische Leistung der neuzeitlichen Leistung wohl ebenbürtig macht. Unter der Führerschaft des germanischen Blutes, aus dem sich wenig später das deutsche Volk, das Urvolk Europas, das Reichsvolk Europas, bildete, fand der Erdteil zum erstenmal Form. Die Nordsee, der größte Teil der Ostsee und das ganze westliche Mittelmeer waren als germanische Binnenmeere von Staatengebilden umschlossen, die die echten Kennzeichen politischer Ordnung in sich trugen: Führung, ausgreifenden Lebenswillen und Dauer.

Doch selbst wenn man die Aufrichtung dieses germanisch geordneten Europa nicht der engeren deutschen Geschichte zurechnen wollte: als sich aus der germanischen Fülle in klarer Verdichtung der alten Elemente die deutsche Volksgestalt ausgeformt hatte, erwies sich erst recht ihre reichsschöpferische Kraft und ihr politisches Führertum. Germanien hatte bei seinem ersten Schritt in den geschichtlichen Tag nach der Führung gegriffen. Beruf und Bereitschaft zur Führung gingen wie selbstverständlich auf das junge deutsche Volk über. Und mögen ruhig auch Merowinger und Pippiniden noch als Erscheinung der germanischen Stammeswelt gelten, Karl der Große ist als die erste gemeindeutsche Herrschergestalt zugleich der waltende Herr des nach deutschem Gesetz gelenkten europäischen Völkersystems mit seinen werdenden Staaten. Als das Frankenreich, ursprünglich nur auf Westeuropa beschränkt, sich namentlich unter Karl, der den gesonderten Stämmen der Mitte wie ein gewaltiger Zwingherr zur Deutschheit ent-

Digitized by Google

gegentrat, dem europäischen Kernraum zuwandte, um sich mit einem Male von dessen eigenen Schwerkräften gebunden zu fühlen, hatte die germanische Reichskraft, die sich bisher schweifend und formend in allen Winkeln Europas erprobte, wie in einem gewaltigen Heimweg den vorbestimmten Raum ihres Wirkens zurückgewonnen.

In der deutschen Mitte des Erdteils formte sich jetzt das Reich; es blieb Europas gebietender und ordnender Körper.

Auch das Urteil über das mittelalterliche Reich ist gelegentlich von absurden Verfallshypothesen bedroht worden, die nicht immer so ernsthaft gerüstet angerückt kamen wie die berühmte Lehre der Sybelschen Schule. Sie sinken in dem Augenblick in Vergessenheit, in dem eine neue Reichsschöpfung, deren Wesen die ausgewogene Gliederung eines Großraumes von einem geschlossenen völkischen Kernraum her ist, die alte Wirklichkeit enthüllt. Denn etwas anderes als ein gewaltiger Versuch, vom deutschen Kernraum her das ungeformte Europa zu gliedern, liegt auch in der 300jährigen Geschichte des mittelalterlichen Reiches nicht vor. Als Otto der Große zum erstenmal über das völkisch im wesentlichen einheitliche Gebiet des Heinrichschen Reiches hinausgriff, hat er nicht etwa eine Heinrichsche Idee der Begrenzung gesprengt. Die großartige Einheitlichkeit der Reichsgeschichte, wie sie sich der außenpolitischen, freilich nicht der verfassungspolitischen Betrachtung bietet, läßt in der Reichsarbeit Heinrichs I., die sich in der Zusammenfassung der deutschen Stämme zu einem Einheitskörper äußerte, eine Politik der Rüstung erkennen, der eine Politik des Ausgriffs deshalb folgen mußte, weil die germanisch-deutsche Reichskraft die Begabung in sich trug, auch große Räume ordnend zu formen. Wie die häufige Berufung auf das alte römische Imperium nicht einen primitiven Nachahmungstrieb, sondern ein starkes politisches Selbstbewußtsein bezeugt, das sich durch den Vergleich mit der antiken imperialen Leistung die eigene immanente Kraft zu einem ähnlichen Werk bestätigte, so hat, von Otto dem Großen bis zu den Staufern, den deutschen Ausgriff in das ungeformte Europa eine vollendete Sicherheit der Zielsetzung beherrscht. Weil der Deutsche die Kraft zur Ordnung besaß, wuchs ihm auch die Aufgabe der Ordnung zu. Und weil die anderen Völker sich nicht frühzeitig in ähnlich großgliederigen Staatsgebilden zu objektivieren vermochten, blieben sie mit Notwendigkeit Gegenstände der Reichskraft der Deutschen.

Man muß sich immer wieder vergegenwärtigen, wie schmal der Ansatzraum war, von dem aus das deutsche Volk den politisch bedeutsamen Teil Europas in den verschiedenartigsten Gliederungsformen sich anschloß. Er umspannte am Beginn der eigentlichen Reichsgeschichte, unter Heinrich I., eingefaßt von den Flanken der Nordsee und des Alpenraums, im Norden nur das Gebiet zwischen den Rheinmündungen und der Elbe, im Süden nur das Gebiet zwischen den Rheingauen und der Enns. Von diesem kleinen Raum aus, ja in der Stauferzeit im Grunde nur von den schwäbischen und fränkischen Landschaften des staufischen Hausbesitzes her, wurden im Laufe der Reichsgeschichte angeschlossen, bezw. in eine vielfach gestufte, zeitlich verschieden begrenzte Abhängigkeit gebracht: ganz Italien mit dem Königreich Sizilien, das Königreich Burgund und die Provence, das Königreich England, das Königreich Dänemark, die Gebiete des Deutschen Ordens, das Herzogtum Polen, das Königreich Ungarn, das Byzantinische Reich mit seinen Besitzungen auf dem Balkan und in Kleinasien, die Königreiche Arme-

Digitized by Google

nien und Jerusalem und ein großer Teil der vom Königreich Sizilien abhängigen nordafrikanischen Küste. Mit modernen Begriffen ausgedrückt, bedeutet dies, daß Holland, Belgien und die Schweiz, Verdun, Toul, Metz und Besançon, das ganze Rhonetal mit Lyon, Avignon und Marseille, Italien von den Alpen bis über Neapel hinaus, Triest und Laibach, ganz Böhmen und Mähren, die Ostseeländer Litauen, Lettland und Teile Estlands, durch den Deutschen Orden auch das siebenbürgische Burzenland zum eigentlichen Reichsgebiet gehörten; daß Polen sich in ständiger Lehensabhängigkeit und damit im engsten Zusammenhang befand; daß England ohne Schottland, Irland und Wales, aber zusammen mit Westfrankreich dem Reich genau so gehuldigt hatte und für bestimmte Fristen in Abhängigkeit von ihm stand wie Dänemark, Ungarn und große Teile des Balkans und der Türkei. Wenn man es geographisch ausdrücken will, dann waren im Besitz oder unter dem zeitweiligen Einfluß des Reiches die großen Stromsysteme Europas: Rhein und Rhone, Elbe, Oder und Weichsel, Donau und Po, ja zeitweise sogar Themse und Theiß.

Es versteht sich am Rande, daß diese verschiedenen Landschaften einen verschiedenen funktionellen Wert im Reichsgefüge besaßen. Wie beispielsweise die Lehensabhängigkeit Englands schon deshalb belanglos blieb, weil dieses in einer Zeit, in der der Weltverkehr nur durch das Mittelmeer lief, in einem verlorenen Winkel lag, so hatte auch die kurzfristige Abhängigkeit der kleinasiatischen und nordafrikanischen Gebiete keine reale Bedeutung; diese Räume der Ferne erwiesen sich sogar als Belastungen, die schwere Gefahren bargen. Auch das kleine Dänemark, das auf die schwedische Südküste hinübergriff, war wirksamer durch ethnische als durch politische Bande in das deutsche Kraftfeld einbezogen. Die eigentlichen politischen Leistungen der Reichspolitik werden in den Räumen an seinen westlichen, südlichen und östlichen Grenzen sichtbar. In ihnen offenbart sich das deutsche Volk als das Schutz- und Ordnungsvolk Europas.

Schon Heinrich I. hatte eine aktive Politik der Angliederung betrieben, als er das Herzogtum Lothringen, also das Land des westlichen Rheinufers, und das Herzogtum Böhmen in den Verband des Reiches hereinnahm - Räume, von den natürlichen Bergfestungen des Wasgenwaldes und der böhmischen Randgebirge beherrscht, beide von alten Verkehrswegen Mitteleuropas, der Ader des Rheins und der ehrwürdigen Bernsteinstraße durchzogen, beide Zellengebilde, an denen Kulturprozesse und Wachstumsvorgänge ansetzen konnten. Bis auf den heutigen Tag sind Elsaß und Böhmen Schicksalsräume der deutschen Geschichte geblieben. Das Wort aus dem Zeitalter Richelieus, daß Straßburg ein Schlüssel des Reiches sei, bezeichnet genau so eine säkulare Wahrheit wie das Wort Bismarcks, daß der Herr Böhmens der Herr Mitteleuropas sei, und jede wahrhaft schöpferische Reichspolitik hat aus dem Charakter dieser Räume, die in jeder Reichskonstruktion die Eckpfeiler darstellen, die Folgerungen gezogen.

Aber nicht die Probleme dieser westlichen und östlichen binnendeutschen Landschaften bestimmen die mittelalterliche Reichsleistung, sondern zunächst die Zusammengehörigkeit Deutschlands und Italiens, die aus dem Festlandskörper einen mitteleuropäischen Block vom Belt bis zur Straße von Malta herausschneidet. Seit Otto dem Großen ist über alle Wechselfälle hinweg die „Achse" eine der bestimmenden Realitäten der europäischen Politik, die ihre Ansprüche durchgesetzt hat noch in der Kulturbewegung der Renaissance wie in der Gleichzeitigkeit der Leistung Bismarcks und Cavours, Hit-

Digitized by Google

lers und Mussolinis. Es ist keine Frage, daß die Gestaltung dieses gemeinsamen Schicksals zuerst und einzig den Deutschen obgelegen hat. Der große Kampf der Kaiser gegen das Papsttum ist kein haltloser Streit um Ideologien, sondern einer der gewaltigsten Kämpfe um die deutsche Führung, zugleich um die organische Gestaltung Europas gewesen. Während ein Sieg der Kirche Europa notwendig partikularisiert und internationalisiert hätte, führte die 300jährige Überlegenheit des kaiserlichen Reichs zu einer Ordnungsform, die die staatliche Entwicklung eigenständiger Volkskörper erlaubte und sie dennoch an ein übergeordnetes System, eben das Reich, band. Nur im Schutz des Reiches vor den internationalisierenden Kräften der politischen Kirche ist die nationale Festigung der europäischen Staaten möglich geworden. Und nur die Auseinandersetzung mit der Kirche hat die Bedenklichkeit beseitigt, daß sich aus dem Christentum in seiner römisch-politischen Form das ausschließliche staatliche Ordnungsprinzip Europas herausformte. Indem sich mit der christlichen Lehre der deutsche Ordnungs- und Führungsgedanke als übergeordnete reale Macht verband, hat er ihre internationalisierende politische Wirkung weitgehend eingeschränkt, ihre missionierende Kraft aber dem vorhandenen eigenen Sendungs- und Führungsbewußtsein zugeordnet. 300 Jahre lang hat das Reich gegen die einzige Macht, die den europäischen Führungsanspruch erhob, das Oberrecht der eigenen Führung gewahrt: „Als ob Wir von Dir das Reich erhalten hätten und nicht von Gott!" rief Heinrich IV. in gültiger Formel Hildebrand zu, dem „falschen Mönch"; und Barbarossa mit dem gleichen Anspruch und der gleichen Zurückweisung: einzig von Gott seien ihm regnum und imperium, Königsmacht und Ordnungsmacht übertragen worden, ihm, dem Träger des Reichs.

300 Jahre lang ist das Reich aber auch die Obermacht der europäischen Staaten gewesen, anerkannt nicht einer rohen Gewaltübung wegen, nicht auf die Brutalität der Unterdrückung und des Diktats angewiesen, durchaus unbekannt mit der späteren westlichen Methode der Intervention - Führerschaft ausstrahlend einzig durch seine „auctoritas": seine herrschaftliche Überlegenheit, die sich Anerkennung erzwang, weil sie umfassend, verantwortlich und gliedernd dachte. Als das Reich die Vormacht der maßgebenden Welt war, hatte Italien sich noch nicht selber gestaltet, verzehrten sich Franzosen und Engländer in Grafschaftskämpfen, die ihre gesamten Kräfte in Anspruch nahmen, fehlte dem Norden eine umfassende politische Konzeption, war der ganze europäische Osten ungeformte Wildnis, dämmerte der Südosten in Vereinigungen hin, die entweder von der starren Überreife des späten Byzanz oder von der halb orientalischen Primitivität kleiner Hirtenfürsten ihre Prägung erhielten. Gewiß schufen sich die Weststaaten in ihren inneren Kämpfen bereits im Mittelalter die Umrisse des straffen Nationalstaates, zu dem sich das Reich seiner partikularistischen Spannungen wegen nicht hatte ausformen können. Aber daß sich das Reich trotz dieser zerspaltenden Kämpfe im Innern, die ein Unmaß politischer Energien in Anspruch nahmen, dennoch die Kraft zur ausgreifenden europäischen Führungspolitik bewahrte, erweist den vollen Umfang der politischen Begabung des Reichsvolks, die reicher ist als die der anderen Nationen, selbst wenn sie sich auch zuweilen Aufgaben scheinbarer Selbstverschwendung hingab. Frankreich und England hatten bis herauf in die Barockzeit, ja bis zur großen Revolution durch schwerste innere Krisen gehen müssen, ehe sie die nationale Dichte gewannen, die der Nationalstaat verlangt. In Strömen von Blut, durch die Dezimie-

Digitized by Google

rung und Ausrottung ganzer Volksteile - der Katholiken, Iren und Schotten in England, der Hugenotten und des Adels des ancien régime in Frankreich - hatten sie innere Einheit gewonnen, aber zunächst nicht mehr. Deutschland hatte in den gleichen Jahrhunderten - völlig unbestritten in der mittelalterlichen Reichszeit, in späteren Wiederholungen noch in der Zeit des Prinzen Eugen - trotz des innerpolitischen Kraftverbrauchs Europa verantwortlich geführt. Selbst eine so schwere Krise, wie Heinrich der Löwe sie mit seinen partikularistischen Planungen heraufführte, hat dem Reich einen Zusammenhalt belassen, der die europäische Ordnungsaufgabe weiter zu tragen erlaubte. Die Bemerkung, die Ranke über das ottonische Reich gemacht hat, daß „die europäischen Völkerverhältnisse durch ein kompaktes Zusammenhalten der deutschen Nation neu gestaltet wurden", gilt für die ganze Reichsgeschichte; sie gilt selbst für die geschwächten Zeiten, in denen die Mitte des Erdteils an politischer Schwerkraft eingebüßt hatte.

Während so der europäische Westen sich langsam aus der Wirrnis staatlicher Kleinformen zu größerer Geschlossenheit durchzukämpfen bemühte, und während die kompakte Mitte zu einem vom deutschen Volk organisierten deutsch-burgundisch-italienischen Machtblock geformt war, hatte der nahe europäische Osten in einer chaotischen Gelockertheit verharrt, die nach Gestaltung verlangte. In der Völkerwanderung hatten die Bildestämme des germanischen Kernvolks sich als die Träger der großen *Gestaltungskräfte* erwiesen; während der Kaiserzeit hatten sich die Deutschen im Vergleich mit den anderen europäischen Völkern als die Träger des einzigen *Reichs-* und *Ordnungs*gedankens gezeigt. Als das deutsche Volk sich den politischen Problemen des mitteleuropäischen Ostens näherte, enthüllte es sich als das *größte Kolonisatorenvolk*, das die Geschichte kennt.

Die Kolonisationsgeschichte lehrt, daß mit Ausnahme der niederdeutschen, teilweise westfälischen Buren kein einziges europäisches Volk außer dem deutschen seine Erwerbungen in Form einer dichten, zugleich breite Räume erfüllenden Bauernsiedlung zu organisieren verstanden hat. Selbst die amerikanische oder gar australische Besiedlungsgeschichte ist nicht die Geschichte einer echten bauerntümlichen Leistung, die organische Ordnungen mit vielfältig gebundenen Lebensformen und damit ein urtümliches Geschichtsgefühl setzte, sondern die Geschichte eines Landerwerbs, der durchaus „industrielle" Zielsetzungen verfolgte und nur seichte, nicht wurzeltief bäuerliche Bindungen an den Raum erreichte. Den errungenen neuen Raum den Strukturen des Mutterlandes so anzugleichen, daß er sich im wesentlichen nicht mehr unterschied, ja, daß die Geschichtskraft des alten Landes ungebrochen auf ihn übergehen und in ihm zu immer neuen Erfüllungen reifen konnte: diese eigentlich schöpferische Leistung innerhalb eines Kolonisationsvorganges hat nur das deutsche Volk vollbracht. Und gerade in ihr hat es sich als die vornehmste Ordnungsmacht Europas bewiesen.

Denn als es von seiner östlichen Grenzstellung an Elbe, Böhmerwald und Enns aus in den Osten zu greifen begann, unternahm es die elementarste aller geschichtlichen Leistungen: Chaos zur Form umzuschaffen. Der Osten hat niemals in seiner frühen Geschichte sich aus eigener Schöpferkraft zu höherer Lebensfähigkeit, d. h. zu staatlichen Machtgebilden zu organisieren vermocht. Der böhmische Raum, dem die Verwirklichung einer staatlichen Konstruktion unter einheimischen Fürsten noch am ehesten

Digitized by Google

gelang, vollbrachte dies seit König Heinrichs Zeiten nur als Glied des Reiches, das ihn in einem großen Zusammenhang hielt und so vor dem taumelnden Weg der Unzulänglichkeit tausend Jahre lang bewahrte. Aber schon das polnische Volk, reicher in seiner Menschenzahl, anspruchsvoller in seiner Selbsteinschätzung, berauschbar in seinen Wertgefühlen, hat die Gefahren der Unzulänglichkeit über ein Jahrtausend lang bis in alle Hybris und alle Schande durchexperimentiert, ohne sich je zu behaupten. Angefangen bei Misika-Dago, dem Führer einer germanischen Kriegergefolgschaft, der mit seiner germanischen Reichskraft den ersten polnischen Staat aus einer Vielzahl dumpfer slawischer Stämme zusammenschweißte, bis herauf zum modernen Experiment eines polnischen Nationalstaates, der auch nur vasallisches Glied der raumfremden Satrapenordnung von Versailles war, ist die polnische Geschichte eine Geschichte wechselnder Abhängigkeiten, nie einer gesicherten Eigenständigkeit. Auch Ungarn hat nur dann aus vollen Kräften gelebt, wenn es sich im Einflußfelde des Reiches hielt. Und gar die vielen slawischen Einzelstämme hart an der alten Volkstumsgrenze, von den Obotriten an der Ostsee bis zu den Slowenen am Alpenfluß - wie hätten sie jemals zu eigener Staatlichkeit durchstoßen sollen? Von Anbeginn war der ganze riesige Raum dem Reich zugeordnet, abhängig von ihm, getragen von ihm, lebensfähig nur im Zusammenhang mit ihm.

In diesen Raum hat sich das deutsche Volk mit seiner blutlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Kraft hineinergossen, viele Jahrhunderte lang. Nur durch diese gewaltige Ausströmung deutscher Kraft hat er Form gewonnen - völkische, soziale und staatliche Form. Im Ablauf der großen Siedlungsbewegung, die vom 10. bis zum 14. Jahrhundert in ununterbrochener Fortdauer, aber herauf bis in die mariatheresianische und friderizianische Zeit in immer neuen Einzelunternehmungen sich vollzog, sind an 900 000 qkm Raum für die deutsche Kultur, also die deutsche Formkraft gewonnen worden, d. i. beinahe das Dreifache des ursprünglichen Deutschen Reiches. Allein im polnisch-galizischen Raum wurden bis zum 14. Jahrhundert an 1000 deutsche Ortschaften nach deutschem Recht gegründet, in einem siedlungsarmen Land, das mit diesen Gründungen zum erstenmal die Elemente gesellschaftlicher Struktur, handwerklichen Lebens, staatlicher Existenzfähigkeit gewann. Dies waren Gründungen im fremdvölkischen Raum. Ihnen voraus war die in kriegerischer Eroberung und bäuerlicher Erstedlung vollgezogene Gewinnung neuen Volksraums gegangen, der größer war als das Gebiet der alten Stämme: die Ostmark zwischen den Alpen und der ungarischen Ebene, die breiten Ränder und die Inseln des böhmischen Kessels, der sächsische Zentralraum mit dem langgedehnten schlesischen Gebiet, und endlich die ganze norddeutsche Tiefebene von der Elbe bis hinauf an die Buchten von Riga und Reval, die fernen Inseln in der Völkerflut der Tatra und Siebenbürgens nicht zu vergessen.

Kaum hatte die Ostbewegung sich in den neuen Gebieten festgesetzt und deren schlummernde Kräfte so entwickelt, daß das Leben der Räume zu strömen begann, als großenteils von den Ostseeländern, dem neu ersiedelten Kolonialboden her die Hanse mit imperialen Ausgriffen in den Norden hinaus zu wirken begann und ein zwar lose gegliedertes, aber durchaus dem staatlichen Bereich zugehöriges Einflußgefüge aufbaute, das von der atlantischen Küste Frankreichs bis an die baltischen Gestade reichte, Skandinavien bindend, dessen führende Städte Bergen, Stockholm und Wisby ihr wirtschaftliches und teilweise ihr politisches Leben der Hanse zuordneten, England zur Anerken-

Digitized by Google

nung zwingend, vor allem den Wachstumswillen Dänemarks und seiner Ostseeplanungen für immer zerbrechend. Ein deutscher Kraftstrang neben dem andern spannte sich über die Meere des Nordens und so gewaltig war die Belebung, die diese halb machtmäßige, halb wirtschaftliche Dynamik bewirkte, daß auch durch sie die Ablösung des Mittelmeers von seiner bisherigen Rolle, das einzige Meer des Weltverkehrs zu sein, eingeleitet wurde - eine Umlagerung weltgeschichtlichen Ausmaßes, die die Voraussetzung dafür schuf, daß später die Mächte des Nordens zu imperialen Weltmächten werden konnten. Tragischer Vorgang zugleich, weil wieder einmal das deutsche Volk die Grundlagen eines Gebäudes errichtete, das von den andern betreten und in eifersüchtigen Besitz genommen wurde.

Dies also war, zusammengefaßt, das erste Zeitalter unserer Reichsgeschichte: Beherrschung und Gliederung des ganzen mitteleuropäischen Raums unter Ausschluß raumfremder westlicher Eingriffe; Aufbau der neuen ostmitteleuropäischen Ordnung mit ihrer unerschöpflichen Lebensfülle, die erst heute, wiederum unter der ausstrahlenden Ordnung des Reichs, ihren strömenden Reichtum entwickeln wird; und endlich mit der hansischen Leistung ein Beitrag zur revolutionären Umlagerung der bisherigen Bedingungen des Weltverkehrs. Gewaltige Schöpfungen eines gewaltigen Volkes, einmalig in ihrem Umfang, einmalig in ihrer bauenden Kraft, einmalig vor allem als Zeichen einer Wertfülle, die sich Anerkennung erzwang durch die ihr innewohnende Autorität der Leistung. Wie die große europäische Politik der Kaiser sich von jedem beschränkten Imperialismus grundsätzlich unterscheidet, weil sie nicht aus einem Unterjochungswillen, sondern aus einer anerkannten Bereitschaft zur Ordnung und zur Verantwortung wirkte, so beruhte auch die Raumpolitik im Osten und die wirtschaftlich betonte Machtpolitik im Norden auf der Anerkennung führertümlicher Kräfte, der sich die anderen Völker nicht nur beugten, sondern der sie die Gestaltung ihrer eigenen Interessen selber anvertrauten. Ohne die Deutschen bestünden nicht Riga und Reval, Warschau und Posen, Lemberg und Krakau, Budapest und Prag. Ohne die deutsche Ostsiedlung bestünden nicht Berlin und Wien, Lübeck und Danzig, Königsberg und Hermannstadt. Wie im Staatengefüge des mittelalterlichen Europa neben den Kaisern des Reichs die Fürsten der anderen Staaten als „arme künege" standen, so blickten zum deutschen Führer- und Reichsvolk die anderen Völker, voran die des Ostens, als Beschenkte auf, untrennbar mit seinem Schicksal verknüpft, so unbedingt in die deutsche Existenz einbezogen, daß ihr Leben gefährdet ward, so oft es sich dem Traum einer Loslösung hingab. Wie segensreich hat diese Ordnung gewirkt! Wie hat sie aus den zugeordneten Völkern Kräfte geweckt, auf die sie noch heute viele Bedingungen ihres geschichtlichen Daseins gegründet sehen müssen! Wie kraftvoll und sicher hat vor allem das Kernland Europas in diesem Gefüge gelebt. „Von den Ungarneinfällen bis zu der Zeit der Hussitenkriege ... ist Deutschland von fremdem Kriegsvolk höchstens an seinen äußersten Grenzen und auf kürzeste Fristen betreten worden" (Dietrich Schäfer). Von den Scheldemündungen bis zur innersten Bucht des Karpathenbogens, von Marseille bis Riga, Reval und Narwa, von Verdun bis Lemberg, vom Skagerrak bis Sizilien gebot die deutsche Ordnung. Das deutsche Volk hat diesen ungeheuren Raum nicht immer zu halten vermocht. Aber niemals hat er sich völlig dem deutschen Einfluß entzogen. In einer Stunde, in der, überschimmert von der Erinnerung an das völlig gleiche Erlebnis des Weltkriegs, der

Digitized by Google

deutsche Soldat, vorderster Träger der deutschen Geschichte, wieder in Flandern, an den Scheldemündungen, am Skagerrak und in Bergen steht, in der über die staufischen Burgen im Rhonetal die Adler der Luftwaffe brausen, in der die alte Einheit des Reichs und Italiens wieder Wirklichkeit wurde, in der die Inselflur deutscher Siedlungen im polnischen Weichselland zurückgefunden hat zu dem unerschöpflichen Raum, der sie dereinst vor seine Grenzen warf, und in der die Donaustaaten wieder den magnetischen Zusammenhang spüren, der sie bindet wie je - in diesen verdichteten Augenblicken wird die Geschichte eines Jahrtausends zu ungeheurer Schönheit zusammengepreßt in das Erlebnis von Monaten, ja von Tagen. Alle deutschen Möglichkeiten enthüllen sich wieder. Und alle Aufgaben, um die jedes starke Geschlecht sich gemüht hat, stehen auf.

Denn was das Reich in jenen 400 Jahren geleistet hat, ist auch in den späteren Zeiten trotz aller Niedergänge immer wieder versucht, zuweilen auch nachgestaltet worden. Die Reichsaufgabe der Deutschen blieb unberührt von jedem Verfall. Und ebenso blieb die latente Kraft ihr zu dienen selbst in den Anfällen schwerer Ohnmacht erhalten, die unsere Geschichte so tragisch machen. Das alte Deutschland hat viel verloren im Auf und Ab der kommenden Jahrhunderte. Der Zusammenhang mit Italien lockerte sich. Die politische Kirche gewann erhöhte Gewalt, wenn sie auch nie die Führung erstritt, um die sie mit dem Reiche vergeblich gerungen hatte. Der alte burgundische Raum fiel in Landschaften auseinander, die sich nach und nach vom Reiche entfernten. Die Schweiz entfloh dem alten großen Gefüge und Holland triftete ab. Frankreich rüstete sich zu aggressiver Geschlossenheit. Und im Innern saugten die mächtig werdenden Einzelstaaten die politische Kraft der Deutschen für kleinräumige Politik auf. Trotzdem vollzog sich in all diesen Wandlungen nicht ein Verfall der politischen Energien, sondern eine Umlagerung der Aufgaben, an denen sich die Energien zu beweisen hatten. Aber auch mit ihr waren Niedergänge verbunden, die endgültig zu sein schienen.

Sie waren begrenzt. Denn gleichzeitig mit der Wandlung der europäischen Lage erfuhr das deutsche Volk eine bereichernde Differenzierung seiner politischen Kräfte, die freilich Jahrhunderte brauchte, um sich zu vollenden. Selbst in den Epochen der politischen Beschränkung ging manch geheimes Reifen und Erproben, ein zellenhaftes Wachsen und unbewußtes Üben der sich verwandelnden politischen Energien vor sich. In all diesen Prozessen aber bereitete sich das alte Führervolk für den Augenblick, in dem es die Reichsaufgabe wieder übernehmen sollte.

Das ganze Zeitalter, in dem diese Vorgänge abliefen, ist bestimmt einesteils von den vielgestaltigen Unternehmungen fremder Intervention, anderenteils von dem durch den partikularistischen Irregang führenden innerdeutschen Rüstungsprozeß, in dem sich in jahrhundertelangen Schmerzen die Reichskraft neu bereitete.

Der reale und symbolische Tiefpunkt der Reichsmacht wird gekennzeichnet durch eine Jahreszahl: 1648. Auch die späteren Krisen des Reiches - 1806 wie 1918 - sind in die Erlebnisse eingeschlossen, die sich mit jenem Jahre verknüpfen: das System der napoleonischen Erniedrigung und das System des Versailler Diktats sind nur Abwandlungen des idealtypischen Vernichtungssystems, das der Friede von Münster verwirklichte. In ihren letzten Ausläufern erstreckt sich so die Epoche von 1648 bis Compiègne und Versailles. In ihrer ersten Hälfte ist sie zugleich das Zeitalter der ungeteilten französischen Vorherrschaft in Europa.

Digitized by Google

Die französische Hegemonie in Europa hat zwei Kennzeichen: erstens konnte sie nur auf den Trümmern des Reiches errichtet und durch eine ständige Intervention aufrechterhalten werden; zweitens bedurfte sie zu ihrer Sicherung ständig wechselnder, oft unnatürlicher, ja perverser Bündnissysteme. Beides enthüllt die integrale Schwäche dieses französischen Ordnungsversuchs.

Frankreich hatte die Übermacht über das Reich während des Dreißigjährigen Krieges erreicht. Aber es hatte sie nicht in einem ursprünglichen Kampf ertrotzen müssen, sondern sie durch die späte Einschaltung in Gegensätze gewonnen, die auch geringere Mächte als die starke französische Zentralmonarchie zu billiger Einmischung verlockt hätten. Im Dreißigjährigen Krieg hatten die deutschen Partikularstaaten, seit dem Sturz der Staufer zu den Rechten und den Gefahren der Souveränität hochgestiegen, die Souveränität der Selbstzerfetzung zu praktizieren begonnen. Seit den gleichen Jahrhunderten hatte sich Frankreich für das Spiel der Intervention und den unersättlichen Angriff auf die Bastionen des Reichs geschult. „Unter Philipp dem Schönen wurde die Grenze der vier Ströme Schelde, Maas, Saône und Rhone gefordert, später Rhein und Alpen" (Heimpel). Als das Reich, vor dem Frankreich so in jahrhundertelanger Lauerstellung lag, seine politischen Energien von den Grenzen nach innen und damit notwendig gegen sich selber wandte, als die Stauung halberlöster Kräfte zu Explosionen führte, deren zerstörendste der Dreißigjährige Krieg war, als in seinem schwächenden Verlauf Frankreich die ältere Methode der finanziellen Intervention durch Bestechung und Subsidiengelder ohne größere Gefahr durch die Methode der Gewalt ersetzen konnte, trat in die europäische Geschichte zum erstenmal ein aggressiver Imperialismus ein, der sich aus seinem Unvermögen zur Ordnung der billigeren Politik der Zerstörung bediente, um zur Herrschaft aufzusteigen. Frankreich gebar als sein europäisches Ordnungsprinzip das Programm der mitteleuropäischen Anarchie. Das Reich hatte Ungeformtes, Frühes, Werdendes zur Form gebunden. Die französische Aggression zerschlug Geformtes, weil das Halbvermögen sich nur im Trümmerfeld behaupten kann. „Die territoriale Zerstückelung wurde bis zum äußersten getrieben. Hinfort gab es 2000 Enklaven, von denen 200 souveräne Staaten bildeten. Deutschland war in kleine Stücke zerhackt, zerrissen, zerfetzt. Neben einigen Kurfürsten von ziemlicher Größe blieb eine Staubwolke von Fürstentümern und Kleinstaaten." So beschreibt Bainville, der beschränkteste Programmatiker der Intervention zur Herbeiführung des Chaos, das Ergebnis dieser niedrigen Praxis; und triumphierend preist er ihren bescheidenen Grundgedanken: „Die deutsche Anarchie dauerhaft zu machen und zu organisieren, mußte das politische Meisterwerk Frankreichs im 17. Jahrhundert werden; das bezeichnet den Höhepunkt Frankreichs."

Hat dieses enge, dürftige, auf jeden gestaltenden Griff verzichtende Programm nicht auch die anderen Höhepunkte Frankreichs bestimmt? Wie Napoleon 1806 zwar imperialen Träumen nachjagte, in Wirklichkeit aber nur die chaotische „Staubwolke" der alten Kleinstaaten und seiner neuen Familien- und Satrapenreiche aufwirbelte, über deren Strukturlosigkeit sich leichter herrschen ließ, so hat auch das Frankreich von Versailles in Europa eine Staubwolkenzone geschaffen, als es den mitteleuropäischen Osten zerschlug, um ihn gegen alles Gesetz von Raum und Geschichte aus der natürlichen Bindung zu reißen. Immer ist die französische Intervention unfruchtbar geblieben. Es bedarf keines durchgeführten Vergleichs mit den konstruktiven politischen Gedanken der

Digitized by Google

deutschen Überlieferung seit der Völkerwanderungszeit, um ihren negativen Charakter zu erweisen. Sie hat gewiß für eine Weile die französische Sicherheit und mit ihr den Bestand des französischen Nationalstaates gefestigt. Aber ihre elementare Schwäche, die umfassende europäische Aufgaben nur in negativen Formen zu lösen vermochte, ist unverkennbar. Wenn die Probleme des Reichs in den tragisch-heroischen Spannungen ungemeiner Kämpfe sichtbar werden, die trotz ihrer Schwere die Ganzheit und Einheitlichkeit der Epoche nicht sprengen, so sind die großen Unternehmungen des französischen Zeitalters der europäischen Geschichte von unruhigen, nervösen, tastenden, zwischen Aggression und Sekurität, Größe und Hybris schwankenden Bewegungen bestimmt, die trotz aller exakt formulierten Doktrinen über Ziele und Zwecke nicht die natürliche Sicherheit verraten, die aus selbstbewußter Kraft strömt. Ein unorganisches und zugleich ungeschichtliches Treiben: von außen bricht in ein langsam gewachsenes und durch Jahrhunderte konstruktiv bewährtes System ein nachgeborener, mit hysterischer Heftigkeit nach Geltung und Vormacht eifernder Spätling ein, der sich trotz aller Anstrengungen nicht die Kraft zur legitimen Betreuung der europäischen Ordnung zu erringen vermag. Er setzt sich nur zeitweilig durch, indem er zeitweilige Schwächen der Mitte ausnützt.

Wie groß die Unzulänglichkeit zu weiter Schöpfung war, erweist am klarsten die Tatsache, daß diese französische Epoche nie von Frankreich allein gestaltet worden ist. Selbst für seine negative Leistung, Europa zu anarchisieren anstatt es zu gestalten, hat Frankreich Hilfsvölker anwerben müssen, wo sie sich boten. Die Geschichte der französischen Bündnisse wird uns Deutsche immer in der Erinnerung daran erröten lassen, daß Deutschland zunächst durch die Feilheit seiner Potentaten anarchisiert worden ist. Zwei Jahrhunderte lang weiden sich die französischen Gesandtenberichte halb zynisch, halb empört an ihrer schamlosen Unersättlichkeit. Noch in den Vorzimmern Napoleons drängen sich die kronenlüsternen Partikularfürsten zur bedenklichen Ehre, Statisten der französischen Hegemonie zu sein, und wie schon Ludwig XIV. in seinen Armeen ganze deutsche Regimenter hielt, so hat auch der Korse seine Politik gegen das Reich und die Mitte dann am besten geführt, wenn die Soldaten des alten Reichsvolks zu seiner Verfügung standen. Neben diese deutschen Figuren, in denen sich Loki und Hödur merkwürdig mischen, hatte Frankreich von Anfang an Hilfsvölker gereiht, die durch offizielle Staatenbündnisse geworben wurden, um Frankreichs reale Macht seinen irrealen Plänen gemäß zu machen. Als Richelieu, Kardinal, Kanzler des allerchristlichsten Königs, gegen das Reich den schwedischen Ketzerkönig mobilisierte, hatte er für den staatlichen Zweck lediglich eine Gesinnung beiseite schieben müssen, die ohnehin nur an der Oberfläche seiner Überzeugungen saß. Doch als er gegen das Reich, die „Christenheit", wie man damals sagte, auch die Meute der Türken hetzte, weil ihm allein nicht einmal die Erledigung Habsburgs gelang, hat er mit diesem Bündnis den perversen Verrat an Europa eingeleitet, der sich später mit dem Aufgebot Afrikas vollenden sollte. In jenen verdunkelten Zeiten, da Frankreich noch das Reich der germanischen Franken war, hatte Karl Martell bei Poitiers Europa vor dem maurischen Afrika gerettet. Niemals hat diese europäische Schicksalsschlacht in Frankreich Überlieferung zu bilden vermocht. So sehr hatte es selbst in seiner größten Epoche die Erinnerung an diese wahrhaft europäische Leistung verloren, daß es ohne Gewissen zusah, wie neben dem Lilienbanner

Digitized by Google

der asiatische Halbmond gegen Europa stürmte. Sind aber nicht alle französischen Europakonzeptionen bis auf den heutigen Tag in solch interventionistischen Aggressionsbündnissen steckengeblieben, die bei Sekuritätssorgen beginnen und, aufgesagt durch schweifende Träume, das barbarische Chaos fremdester Räume zu Hilfe rufen? Eine organische Gestaltung Europas hat diese Methode nie erreicht.

Was hat dieses Frankreich, das mächtig war nicht durch die Kraft der eigenen Substanz oder die Ausstrahlung einer gestaltenden Idee, sondern nur durch die Folgerichtigkeit seiner Verneinungen, durch die List der Subsidiengelder und durch die Routine der Angriffbündnisse, in seinem größten Zeitalter gewonnen? Was hat das Reich verloren?

Der Vertrag von Münster, Urvater aller französischen Diktate gegen das Reich, hat Deutschland „in kleine Stücke zerhackt, zerrissen, zerfetzt". Durch die Aufpulverung des Partikularismus hat er Deutschland in Zustände versetzt, die nach einer beinahe 300jährigen wüsten Wirklichkeit von Bruderkrieg, Verdumpfung, Verengung, Soldatenverkauf, Auswanderung erst durch das nationalsozialistische Zeitalter überwunden worden sind. Er hat vor allem jeden Raubgriff gegen den Reichsboden selber legitimiert.

Die Geschichte der deutschen Westgrenze ist die Geschichte jahrhundertelanger französischer Einbrüche. Daß das Reich schon im Verlauf des 14. Jahrhunderts seine Landschaften im südlichen Rhonetal verlor, ist natürlichen Schrumpfungsvorgängen zuzuschreiben, durch die sehr entfernte Außenposten aufgegeben worden sind. Heftiger hat Frankreich um die Räume an Saône, Maas und Schelde, also um die Freigrafschaft, Lothringen und Flandern, ringen müssen. Sie waren dichter gebunden, entscheidende Vorgänge der Reichsgeschichte hatten sich in ihnen abgespielt, vor allem hatte die Sprachgrenze, die seit den Straßburger Eiden ungefähr festlag, sie zum größten Teile dem Reich zugeordnet. Es war wiederum die Pest des deutschen Partikularismus, die die ersten Narben in die empfindliche Grenzhaut dieser Landschaften fraß. Als im 16. Jahrhundert, in dem die partikularistische Krankheit in den fiebrigen Erregungen von Glaubenskriegen tobte, die protestantischen Fürsten sich die Gunst Frankreichs mit der Preisgabe der Reichsstädte Metz, Toul und Verdun erkauften, waren der französischen Expansion künftige Möglichkeiten und künftige Mittel vorgezeichnet. Im gleichen verhängnisvollen Jahrhundert, das sich wie kaum ein anderes kleinräumig beschränkte und nicht einmal die weltweiten Ausstrahlungen der Lutherschen Revolution begriff, lösten sich schier unbemerkt die beiden mächtigen Eckpfeiler der Westfront, Holland und die Schweiz, vom gemeinsamen Körper: die wichtigste Strommündung des europäischen Festlandes entglitt schon damals einem binnenhaft denkenden Geschlecht. Dann aber schuf der Dreißigjährige Krieg die Möglichkeiten für die Praxis eines advokatorischen Systems des Raubgriffes. Während der Westfälische Friede die alten Verluste des Reichs, darunter die Abgliederung Hollands und der Schweiz, verbriefte, während Frankreich an den Rhein vorsprang und nicht nur sich künftige Ansprüche auf das Elsaß, sondern auch den ganzen Sundgau für kommende Flankenstöße sicherte, schob es Schweden die Herrschaft über die vitalen Räume der deutschen Nordküste zu. Indem das Reich die Mündungen der Weser, der Elbe und der Oder verlor, nachdem die Weichselmündung schon seit einer Weile einem polnischen Saisonstaat gehörte und nunmehr auch das Rheindelta fremder Staatshoheit unterstand, war das Reich, dessen Hanse einmal die Herrin der Nord- und Ostsee gewesen war, zum vollkommenen Binnenstaate geworden

Digitized by Google

- zu einem monströsen Gehäuse von Binnenstaaten, zu einem fensterlosen Bau schildascher Enge und Wunderlichkeit. Wenige Jahrzehnte später vollzog Ludwig XIV. ebenso die Rechte, die ihm das System von Münster eingeräumt hatte, wie die Befehle der aggressiven Überlieferung seines Landes. Zum ersten Male seit König Heinrichs Zeiten, also seit 700 Jahren, geht das Elsaß mit Straßburg, des Reiches westlicher Pforte, verloren, zum erstenmal die Kernlandschaften Flanderns. Und jetzt erst, 350 Jahre nach der ersten Lockerung des alten burgundischen Reichsraums, gelangt auch die letzte, am wenigsten französische Teillandschaft des alten Burgund, die Freigrafschaft, in den Verband des französischen Königreichs. Ungefähr gleichzeitig steht der Sultan vor der östlichen Schwesterstadt Straßburgs, dem Wien der ruhmreichen Türkenabwehr, der stolzen Pforte in die östlichen Vorfelder des Reichs, wie Straßburg symbolische und reale Feste an bedrohtesten Lebenspunkten.

Was war geschehen? Was geschah in typischer Gleichartigkeit ein Jahrhundert später, als die Revolutionsheere und die Armee Napoleons die französischen Wunschgrenzen, die unter den Königen an Schelde, Maas, Rhone, dann am Rhein gedacht worden waren, vorverlegten bis zur Elbe und Donau? Was bedeuteten die nachversailler Träume von einem westelbischen Rheinbund, einem Donaustaat? Seit Frankreich tätig in die europäische Politik eingreift, zerreißt es uralte Bindungen in Räumen, in denen es keine natürlichen Rechte besitzt. Als Frankreich sich im 17. Jahrhundert die Freigrafschaft, das Elsaß und Flandern aneignete, konnte es sich ebensowenig auf völkische, sprachliche oder geschichtliche Gemeinsamkeiten berufen wie im späten 18. und im beginnenden 19. Jahrhundert bei seinen Versuchen, die Rheinlande einzuschmelzen, oder im 20. Jahrhundert bei seinen Träumen, sich einen neuen Rheinbund zu assimilieren. Immer beruhte diese Intervention auf verblasenem Traum und nackter Gewalt. Immer lagen die blutlichen, sprachlichen und geschichtlichen Rechte, also die heiligen, unantastbaren, ursprungsnahen Mächte der alten Bindung auf den Altären des Reichs. Keiner von uns kann sagen, wie weit nach dem kommenden Sieg der Anspruch der Revision zurückgreifen wird. Wie hat nach 1870 Frankreich von „Unrecht" getönt, als ihm das Elsaß wieder genommen wurde - das Elsaß, das 200 Jahre ihm, aber 700 Jahre dem Reich gehört hatte! Und doch wäre jedes Wort von Unrecht oder Gewalt selbst dann ein Übergriff, *wenn die kommende Revision auch die übrigen Raubakte, die sich auf das System von Münster zurückführen, hinwegwischen würde aus dem Raum der europäischen Geschichte*, die sich auf eine Gewaltübung, der die Verantwortung für das Gemeinsame fehlt, nicht gründen kann. Denn wenn bis zum Westfälischen Frieden eine auf Verantwortung und Gerechtigkeit ruhende gemeinsame europäische Ordnung bestanden hat - seit der Stauferzeit wenigstens als Sehnsucht, als Bild, als Möglichkeit, als Bemühung: mit dem französischen Jahre 1648 ist ein Imperialismus der Gewalt und der Intervention herrschend geworden, der unkonstruktiv ist, ob seine Formeln „brûlez le Palatinat" oder „zwanzig Millionen Deutsche zu viel" heißen.

Er hat die Mitte des Erdteils in die sinnloseste Beunruhigung, in eine jahrhundertelange Krise gestürzt bis herauf zum Versailler Diktat. Und doch hat das Land der Mitte selbst in diesen schwächsten seiner Lebensstunden, trotz aller partikularistischen Selbstzerstörung, trotz aller kranken Leidenschaft zur Enge, sich in zwei großen Unternehmungen als das alte schöpferische Reichsvolk erwiesen, das die europäische Ordnungsauf-

Digitized by Google

gabe trug. Die eine dieser späten reichischen Leistungen verknüpft sich mit dem Namen des Prinzen Eugen. Die andere vollzog sich in der Neubildung der Macht durch Preußen.

Prinz Eugen, der Savoyer, war das letzte Geschenk des alten burgundischen Reichsraumes an das Reich. Und es ist, als ob sich in seiner Gestalt alle Notwendigkeiten und alle Möglichkeiten der europäischen Reichspolitik noch einmal zu einer Fuge von Taten verdichtet hätten, deren jede die außerordentliche Vergangenheit beschwört und zugleich die bleibende Aufgabe aller Zukunft ergreift. In einer Stunde der europäischen Verwilderung nimmt der Reichsfeldherr das Amt auf sich, vom Reich her Europa noch einmal sinnvoll zu ordnen. Die großen Schlachtfelder des Erdteils, ehrwürdige Stätten, entbrennen wieder in einem vom Reichsgedanken gesteuerten Ordnungskampfe. Die Lombardei, Entscheidungsfeld in der Begegnung zwischen Kaiser und Papst, sieht wieder deutsche Heere; und als neue Zonen der Entscheidungen rücken nun Flandern und Ungarn in die Bereiche der Ehrwürdigkeit, über denen die Geister der Erschlagenen herrschen. In Ungarn, in Oberitalien und in Flandern kämpft das Reich wieder um seinen Bestand; als Felder der Brände und der knallenden Fahnen, als Felder des Opfergangs und des lebendig gewordenen Glaubens an einen Auftrag liegen sie glühend vor seinem Körper. Während die Zellen des Körpers nur zögernd begreifen, was sich in diesen Kämpfen an Verdichtung und Kraftstrahlung vollzieht, formt sich im Lager des Feldherrn, der den Türken wieder hinter die Karpathen gejagt und den Machtwillen Ludwigs XIV. niedergeschlagen hat, im Umriß ein großes Bild, ja eine Wirklichkeit reichischer Ordnung. Als der Türke flieht, ist Ungarn wieder der Mitte zugeordnet, aus der es der östliche Imperialismus hatte reißen wollen. Merkwürdig genug bricht nach dem Siege bei Zenta auch Polen aus seinem unnatürlichen Bündnissystem mit Frankreich heraus und reiht sich der österreichisch-deutschen Front an. Nach dem Siege von Belgrad greift Eugen zur weitesten Ostplanung aus, als er Bosnien und Serbien, die Walachei und die halbe Moldau eingliedern will - zu weit gespannter Anspruch, wenn er in Form des konkreten Anschlusses gedacht war, aber organisch sicher in dem Instinkt, daß jede natürliche Bedingung diese Räume in das Magnetfeld des Reichs verweist. Während Eugen so den Osten planend durchgliedert und während er in das verödete Ungarn, die alte Siedlerbewegung wie triebhaft aufnehmend, deutsche Bauern sendet, verdrängt er Frankreich auch aus der Lombardei und Savoyen, den alten Rand- und Vorfeldlandschaften des Reichs. Als er bei Höchstädt die französische Vormacht selber zerschlägt, nachdem in den Schlachten des Ostens ihr Bundesgenosse vernichtet ward, ist mit der Schlacht zugleich der erste Angriff auf das Vormachtsystem von 1648 gewonnen. In den blutigen Kämpfen in Flandern - in Audenaarde, in Malplaquet und in Lille - vollendet sich der Ring seiner mitteleuropäischen Planung. Während die Kabinette in den Bahnen barocker Intrige sich um die fernen Zustände Siziliens und Neapels ereifern, eingesponnen allein in den dynastischen Gegensatz der Habsburger und der Bourbonen, fordert Eugen zuerst das Elsaß und die Vogesengrenze, bereit, für Straßburg auf ganz Sizilien zu verzichten - Forderung aus dem Rechte des Bluts, der Geschichte und des Raumes, Forderung aus dem Gesetz des Reiches, der gegenüber die anderen Streitpunkte jener Verhandlungen um die spanische Erbfolge nur die jungen und blassen Traditionen Karls V. anführen können. Im ganzen ein gewaltiges

Digitized by Google

System der mitteleuropäischen Sicherung: in einem weiten Bogen, von Flandern und den Vogesen über Savoyen und die Lombardei bis zu den Karpathen sollten sich um den Körper des Reichs befriedete Schutzlandschaften lagern, die fremder Gewalt entzogen waren und mit der Macht der europäischen Mitte die Ordnung des Erdteils verbürgten.

Große Gedanken, stolze Siege, und dennoch nur ein unvollendeter Traum. So sicher diese Planung in ihrem Gefüge und ihren weiten Spannungen war, so klar ein reifer Instinkt auf die Gegebenheiten des Raums und die staatliche Wertigkeit seiner verschiedenen Völker ansprach, die Reichshoffnung, die wie in einem geschauten Bild aufgestanden war, blieb unverwirklicht, weil das Reich noch nicht wieder ein ursprüngliches Verhältnis zu konkreter Macht gefunden hatte. Beinahe alle Unternehmungen des Prinzen Eugen hatten improvisiert werden müssen. Die Epoche blieb unvollendet durch die Unzulänglichkeit der Mittel, mit denen Epochen ins Dauerhafte gestaltet werden.

Als darum in den gleichen Jahrzehnten, in denen Prinz Eugen um die Wiedererweckung des Reiches rang, Preußen ohne klares reichisches Fernziel, doch in erhellendem Instinkt für die Bedingungen aller staatlichen Schöpferleistung, mit der *Neubildung der Macht* begann, wurde die unvernichtete Kraft des Reichsvolks erneut von der elementaren Tiefe her bestätigt. Die ganze Epoche bis herauf zur gegenwärtigen Wiedererrichtung des Reiches erhält von den ungeheuren Vorgängen dieser Neubildung der Macht ihr Gepräge. Wie Heinrich I. die inneren Kräfte des Volks erst rüsten mußte, ehe Otto der Große sie zu einem weiten Ausgriff ansetzen konnte, so mußte auch das Deutschland von 1648 erst wieder der Elemente der Staatlichkeit habhaft werden, ehe es anziehend und ausstrahlend das alte Amt der europäischen Führungs- und Ordnungsmacht aufzunehmen vermochte.

Der preußisch-kleindeutsche Weg der deutschen Geschichte hat zunächst zur totalen Zerreißung des Reichsvolkes geführt und so das Ausmaß der Zerstörung, die der deutsche Partikularismus in sich barg, an einem äußersten Beispiel gezeigt. Aber wenn im Verlauf der preußisch-kleindeutschen Epoche der aus der preußischen Machtbildung entstehende innerdeutsche Gegensatz die *zerstörenden* Mächte unserer Geschichte besonders klar erkennen ließ, seine wesentlichen Gewinne waren doch *konstruktive* Erfahrungen von einer Tiefe und Gestaltungskraft, die die deutsche Geschichte künftighin zu ihren entscheidenden Schöpfungen befähigt haben. Denn der Vorgang der preußischen Machtbildung war ja nicht die begrenzte Angelegenheit eines deutschen Teilstaates. Die neue Begegnung mit dem Phänomen der geschichtlichen Macht kam der Entdeckung eines politischen Elementes gleich, dessen genaue Verhältnisse und dessen weiteste Möglichkeiten in Deutschland beinahe unbekannt geworden waren. Als das mittelalterliche Reich auf der Höhe seiner Bedeutung stand, hatte es (wenn scharf formuliert werden darf) Macht durch seine politisch hochbegabten Führergeschlechter aus dem Instinkt und aus den Bedürfnissen der täglichen Aufgaben gehandhabt. Während der neuen preußischen Machtbildung aber geschah es, daß die bloße instinktsichere Handhabung der Macht durch ein exaktes Studium ihrer Technik und ihrer Bedingungen zu einem ausgearbeiteten und umfassenden *System der Macht* verwandelt wurde – einmaliger Vorgang der deutschen Geschichte. Von Friedrich Wilhelm I., ja teilweise vom Großen Kurfürsten an arbeitete Preußen in einer beinahe schulmäßigen, freilich niemals theoretisch begrenzten Überprüfung und Verbesserung aller Erfahrungen eine Methodik der Menschenführung, der Staatsgestaltung, der verwaltungspolitischen Fertigkeit,

Digitized by Google

der staatspolitischen Technik aus, die buchstäblich beim Gamaschenknopf begann, aber in so hohen geistigen Leistungen wie der elastischen, feinnervigen, ebenso kühnen wie behutsamen Genialität der Außenpolitik Bismarcks sich vollendete. Wie töricht ist das Gerede von der „Beschränktheit" dieser preußischen Welt! Sie hat den gescheitesten Ordnungskörper der modernen Geschichte, das preußisch-deutsche Heer, und den genauesten inneren Staatsapparat, das Beamtentum, zu beispielhaften Gebilden entwickelt; die friderizianische Strategie gehört ihr ebenso an wie die Staatsphilosophie Hegels; in ihrem geistigen Raum gewann die völkische Revolution der großen Führer der Befreiungskriege und die säkulare Lehre von Clausewitz Gestalt, und wesenhafte Kräfte der Romantik hatten hier ihre Heimat; die Königin Luise und der Prinz von Homburg schritten durch sie hindurch; ihre züchtende Kraft hat Schinkel wie Moltke geprägt; in allen Formen aber, diesen immer wieder mißverstandenen, zu eng und zu strahlungslos gesehenen Formen eines mächtig schaffenden geschichtlichen Willens, hat diese zugleich politische und geistige Welt dem deutschen Volk einen neuen Zugang zu den hohen Bereichen des Staates mit all seinen Möglichkeiten zur *Weite* eröffnet. Das alte Reich, das seit dem Untergang der Staufer nach neuen Wirklichkeitsformen suchte, ohne sie auf seinen umständlichen Wegen des Irrtums und der Teilerfahrung zu finden, konnte nur dadurch erneuert werden, daß sich in ihm Zelle um Zelle junge Gesundungskörper organisierten. Dieses „Heilige Römische Reich deutscher Nation" lebte unter dem habsburgischen Szepter von Traditionen, nicht mehr von schöpferischen Wirklichkeiten. Seine letzten großen Traditionen hatte es in den Türkenkriegen erkämpft, aber auch sie waren bereits bei ihrer Geburt von dem Zwiespalt zwischen dynastischen Interessen und überdynastischen reichischen Traumplänen angefressen. Als Friedrich der Große gegen diese sich auflösende Welt rebellierte, schuf sich die aus den wichtigsten Elementen geschichtlicher Ordnungskraft, dem Heer und dem Verwaltungskörper, geformte neuentstehende Machtwirklichkeit die *ersten* Traditionen. Auch sie waren Traditionen des Reichs, nicht eines Einzelstaates. Denn Preußen kann nicht aus den Horizonten seiner eigenen preußischen, nicht einmal aus denen der kleindeutschen Geschichte beurteilt werden. Da große politische Vorgänge als Erscheinungen hohen Lebens durchaus biologischen Vorgängen verglichen werden müssen, stellt sich die preußische Sonderleistung als der entscheidende Zellbildungsvorgang der *großdeutschen* Geschichte dar, der in den allgemeinen Zerfall wieder den ersten Machtkern fügte. In einer Folge gewaltiger Verdichtungsvorgänge schlossen sich an diesen Kern wachshaften Lebens ein deutscher Teilraum nach dem andern, eine deutsche Teilkraft nach der andern an - von den frühen Zeiten angefangen, da das dreigliedrige Brandenburg-Preußen zwischen den alten ostpreußischen, märkischen und rheinisch-westfälischen Sonderbesitzungen die verbindenden Brückenbögen schlug, über Friedrichs Kampf um Schlesien, über den Zollverein, über Bismarcks Norddeutschen Bund und das kleindeutsche Reich - bis herauf zu den eigenen Tagen der großdeutschen Erfüllung. Organische Wachstumsvorgänge hinter jedem Einzelgeschehnis, aber alle, da sie sich im politischen Raume vollzogen, gesteuert von den in Preußen gezüchteten Kräften der neuen Macht, die Reichsmacht auch in den Stunden war, da sie noch ahnungslos der partikularistischen Selbstbeschränkung diente.

Wie sehr sie Reichsmacht, also eine ausstrahlende Ordnungsenergie, eine die europäische und selbst die planetarische Politik mitgestaltende Kraft schon in ihren frühen

Digitized by Google

Reifezeiten war, hat zuerst der Siebenjährige Krieg, einer der ersten Weltkriege, erkennen lassen. Nicht nur, daß die neue Machtbildung in dem kleinen Preußen schon frühzeitig die völlige Revolutionierung des seit Jahrhunderten überlieferten europäischen Systems bewirkte, indem Frankreich in Antwort auf den bedrohlichen preußischen Vorgang die Traditionen seiner in hundert blutigen Schlachten besiegelten Feindschaft gegen Habsburg verriet und sich mit Wien gegen Potsdam verband, wo es mit sicherem Instinkt schon damals die Führungsenergien eines kommenden Mitteleuropa sich festigen fühlte: als Friedrich sich mit Habsburg maß, als bei Roßbach die bis dahin ungewöhnliche Koalition von „Reichsarmee, Panduren und Franzosen" floh, als Friedrich das kleine Schlesien wirklich für immer gewann, wurde in diesen preußischen Kämpfen zugleich um das Schicksal von Kontinenten und Imperien gerungen. Niemand hatte dies klarer gesehen als Macaulay, dem der Haß die Worte verzerrte und der dennoch ins schaudernde Herz die verwandelnde Kraft einbrechen fühlte, die die Entscheidungen im Felde des Reichs zu großen Entscheidungen der Weltgeschichte erhebt: „Friedrichs Verbrechen häufte das schrecklichste Unheil auf Gegenden, wo der Name Preußens völlig unbekannt war. Damit er einen Nachbarn plündern konnte, schlugen sich Neger untereinander an der Küste von Coromandel, skalpierten sich Rothäute an den nordamerikanischen Seen."

Eine entscheidende Einsicht in die innerste europäische Dynamik taucht hier auf. Wenn Frankreich in jenen Kämpfen auf deutschem Boden Kanada an England verlor, so deshalb, weil es das europäische Urgesetz, daß der Erdteil als seines vornehmsten Ordnungskörpers des Reiches bedürfe, mißachtet hatte. Indem es den Kampf um Kanada mit seinem alten Kampf gegen die mitteleuropäische Ordnungsmacht und seinem wahnhaften Willen zur Anarchisierung Deutschlands verband, also wieder im raumfremden Gebiet ohne Not intervenierte, gab es die koloniale Weite auf, ohne doch auch die Kräfte des werdenden deutschen Zusammenschlusses zu brechen. Genau so hatte es unter Ludwig XIV. in der Sucht nach dem Rhein den Hinweis von Leibniz, daß in Ägypten ein unerschlossenes Kolonialland voll Zukunft seiner warte, mißachtet; und genau so hatte es schon im Mittelalter all seine Stellungen in der Levante zerbröckeln lassen, weil seine Könige die Kräfte des Landes an die Aggression gegen Schelde und Maas gewendet hatten. Immer brechen die imperialen Möglichkeiten der anderen Völker dann in sich zusammen, wenn diese den Bestand und das Wachstum des Reiches antasten.

Im Kraftfeld des Reiches, und nur in ihm, wurde darum auch der weltgeschichtlichen Hybris Napoleons das Urteil gesprochen. Nicht die Heere der europäischen Koalition fällten primär die Entscheidung, sondern einzig der Umstand, daß ihre Anstrengungen von Energien aus dem innersten Kraftkern des Reiches befeuert waren. Nicht Alexander und Wellington waren die Überwinder Napoleons, sondern der elementare Reichsmensch Stein mit seinen Gefährten. Nicht England und Rußland, ebensowenig Habsburg trugen das Bild der Neuordnung in ihrem Plan, sondern die Männer der deutschen Revolution, die vom preußischen Machtkern und von der Schau des gestaltenden Volkes her zum Reiche strebten. Sie, nur sie, hatten die *europäische* Möglichkeit des Kampfes erkannt, weil sie von der Notwendigkeit des Reiches wußten. Während die anderen Staten der Koalition in dem Zerrgebilde der „Heiligen Allianz" statt einer organischen Ordnung nur einen fragwürdigen Ausgleich der europäischen Oberflächenspannungen zustande brachten, erkannten die deutschen Führer, daß die Voraussetzung jeder organischen Ordnung eben das Reich sei: Schwerpunkt im labilen Gefüge, be-

Digitized by Google

stimmende Macht kraft ihrer reicheren Substanz, naturgegebener Führungskörper im Herzraum des Erdteils, der von lebendiger und gestaltender Kraft, nicht von einem Vakuum bestimmt sein muß, wenn der große Organismus gedeihen soll.

Auf der nächsten Stufe der neuen Reichsbildung aus den Elementen erneuerter Macht, in Bismarcks kleindeutscher Schöpfung, hat sich dann die Richtigkeit dieses europäischen Grundgesetzes auch in der geschichtlichen Wirklichkeit bewiesen. Der Zusammenschluß des anarchisierten deutschen Raumes zu einem gebietenden Machtkörper, der vom alten Europa mit seinen reaktionären Wunscherinnerungen an die bequeme Anarchie wie ein albischer Vorgang empfunden wurde, erwies sich schnell als eine konstruktive europäische Leistung höchsten Ranges, ja als das erste dauerhafte Ordnungswerk seit Jahrhunderten, das den schwankenden Erdteil wieder ins Lot bringen sollte. Vom gleichen Augenblick an, in dem das Bismarcksche Reich gefestigt in der europäischen Staatengemeinschaft stand, spürte die oft abenteuerlich sinnlose und unstete Politik mancher Mächte in ihrer Mitte einen Beruhigungskörper, an dessen Bastionen die Unternehmungen der europäischen Hasardeure, insbesondere Napoleons III., zerschellten. Die lange Friedensperiode nach den Einigungskriegen, die Bismarcks große europäische Politik sicherte, deutet das Wesen reichischer Politik bereits an. Indem der Kanzler den Vorgang der neuen Machtbildung zu einer ersten Erfüllung führte, gliederte er zugleich das europäische Staatensystem um seine vorbestimmte organische Mitte. „Ihr seid das Zentrum Europas, alle Welt sucht euren Rat", sagte in heller Bewunderung der spanische Botschafter Graf Benomar. Bismarck selber sprach vom Rang seines europäischen Ordneramtes mit deutlichen Worten: „Jetzt fahre ich Europa vierlang vom Bock." Und in letzter Vollkommenheit haben das Wesen dieser neuen Ordnung die berühmten und für alle Zeiten denkwürdigen Worte der Pall Mall Gazette beschrieben, die den Ordnungscharakter der Bismarckschen Europapolitik klarer erkannte als die meisten Zeitgenossen des Kanzlers: „Die Suprematie, die Deutschland besitzt, ist ohne Beispiel; noch einzigartiger ist die Weise, wie sie geübt wird. Wer in den Überlieferungen der Lehre vom europäischen Gleichgewicht aufgewachsen ist, würde es für unmöglich erklärt haben, daß eine so ungeheure Autorität in die Hände eines einzigen Mannes gelegt werden konnte, ohne daß der Friede Europas ernsthaften Schaden litt. Aber kein unparteiischer Beobachter kann leugnen, daß das deutsche Übergewicht im ganzen das gesündeste Element der europäischen Lage ist."

Diese Stimme englischer Anerkennung war vereinzelt und sonderbar. Denn als sie erklang, hatte England über ein Jahrhundert lang in höchster Vollendung eine europäische Politik exekutiert, die den Ordnungsprinzipien des Reiches von Grund auf entgegengesetzt war und schwerste Zusammenstöße in dem Augenblick auslösen mußte, in dem das Reich seine immanenten Aufgaben ohne Schwäche ergriff. Wenn das 17. Jahrhundert die totale, das 18. Jahrhundert die abklingende Herrschaft des *französischen* Systems in Europa gesehen hatte, so erlebte der Erdteil im 19. Jahrhundert das Zeitalter der *englischen* Vorherrschaft. Je mehr sich Deutschland wieder reichsmäßig festigte, desto klarer erwies sich, daß beide Imperialismen im europäischen Raum unorganisch waren. Der neue englische Imperialismus, weniger plump als die grobschlächtige französische Intervention, äußerte sich in den auguriſch feinen Formen der Lehre vom „europäischen Gleichgewicht".

Digitized by Google

Die Voraussetzung für die Herrschaft des französischen Prinzips war die Anarchisierung Mitteleuropas, Deutschlands, gewesen. Die Voraussetzung für die Herrschaft des englischen Prinzips war die anarchische Auflockerung des Kontinents überhaupt. Als England dem Erdteil unter Aufputschung der kleinen Staaten die These suggerierte, daß eine Glücksordnung Europas möglich sei, sofern nur England in ihr die Schiedsrolle ausübe, hatten die innereuropäischen Spannungen von außen her eine ideologische Rechtfertigung gefunden, die, je mehr sie mit ihrer Suggestion von der Möglichkeit eines mechanischen Ausgleichs die Bereitschaft zur Kritik und zur Änderung lähmte, den anarchischen Zustand als organisches Zubehör des kontinentalen Systems anzuschauen lehrte. „An den Traditionen der britischen Politik festhalten, bedeutet in der Sprache Lloyd Georges, das europäische Festland um des Triumphes des Inselreichs willen zu entzweien. Das hat uns die gegenwärtige Anarchie eingebracht", bezeugt realistisch Georges Clemenceau, der den Wettbewerb der anarchisierenden Gleichgewichtsthese mit seiner eigenen anarchisierenden Interventionsthese nicht ertrug. Wie die französische Lehre, so war auch das englische Europaprogramm entstanden, als im europäischen Kernraum das Reich atomisiert war. Ihr durchaus verneinendes Wesen hat am klarsten Bainville bezeichnet, als er das „europäische Gleichgewicht" lediglich als „Unabhängigkeit der europäischen Staaten vom Reich" beschrieb. Weil die Lehre den Zustand der deutschen Machtlosigkeit voraussetzte, war und blieb sie eine gegenreichische Ideologie, bereit, jede Rüstung der deutschen Mitte zu einem Gebilde konkreter Macht von Anbeginn zu zerschlagen. Gewiß hatte England auch gegen die Vormacht Frankreichs gekämpft. Aber weil die immer nur in Form einer hybriden Aggression verwirklichte Vormacht Frankreichs schon ungesund in sich war und darum in jedem Falle nur Episode bleiben konnte, ist Englands Kampf gegen sie niemals, auch nicht unter Napoleon, zu den abgründigen Tiefen vorgestoßen, in denen die Auseinandersetzung mit dem Reich geführt werden mußte. Immer, auch in den Jahrhunderten des Schlafs und der Kraftbereitung, war das Reich der vorbestimmte Ordnungskörper Europas, der die größten gestaltenden Energien in sich trug und darum Europa zu führen hatte. Ein Angriff auf diese einzige tragende Säule des europäischen Gewölbes war mehr als ein Angriff auf die zeitweilige Vormacht eines Außenseiters. Er war ein Vergehen beinahe metaphysischen Ranges, weil er gegen die uralte Möglichkeit und gegen die uralte Aufgabe, den Erdteil einer Gesamtgestaltung zuzuführen, das Oberrecht der Zersplitterung verkündete. Während des ganzen 19. Jahrhunderts kündigen sich in der teils verhüllten, teils offen erregten Auseinandersetzung Englands mit dem werdenden kleindeutschen Reich diese weitesten Hintergründe des Gegensatzes an, freilich zunächst nur in unbestimmtem Grollen, in fahlen Erhellungen. Die vorbismarckische und bismarckische Epoche ließ sie im gleichen Verhältnis unklar bleiben, in dem das bismarckische Deutschland nur Staat und noch nicht Reich war. Auch das wilhelmische Zeitalter vernebelte die elementare Tiefe der Auseinandersetzung, als es in den Kampf vorwiegend mit wirtschaftlichen Vorstellungen eintrat. Wie sehr aber der Angriff der englischen Weltmacht auf das werdende Reich ein geradezu mythischer Kampf zweier Geschichtsmächte, eine Begegnung zweier europäischer Formtraditionen, ein Kampf um das konkrete Gesicht des Erdteils war, hat zum erstenmal der Weltkrieg a h n e n lassen, zum erstenmal der gegenwärtige Krieg in aller dramatischen Schärfe e n t h ü l l t. Wie die französische Intervention, so führte auch Englands Politik des „euro-

Digitized by Google

päischen Gleichgewichts" zu ständigen Eingriffen einer raumfremden Macht in eigenständige Belange des europäischen Festlandes - dies war im 19. Jahrhundert bereits peinlich zu spüren. Und wie die französische Aggression nur engräumig plante und nie an eine Verantwortung für eine gesamteuropäische organische Konstruktion dachte, so blieb auch der englischen Insel jeder Gedanke an eine verantwortliche Durchformung Europas, die über den bequemen mechanischen Ausgleich eines Waagesystems hinausging, fern. Während Frankreich wie England hinter dem Vorhang europäischer Thesen die gewaltigste imperialistische Überseepolitik trieben - und hier wirklich konstruktive Leistungen von entscheidender Bedeutung für die weiße Menschheit zuwege brachten - wartete Europa selber in Spannungen und Explosionen auf die bauende Kraft, die seine gesonderten Energien zur Form binden würde. Während sich aber in seinem Herzen langsam wieder der Kernraum formte, der schon 800 Jahre zuvor die einzelnen Bauzellen des Kontinents angesogen hatte an sein starkes Gesetz, das von Macht und Verantwortung gleichermaßen bewegt war, suchten die Imperialismen des Westens sein Werden schon in der Stunde zu stören, in der seine weitesten Möglichkeiten ihm selber noch kaum sichtbar geworden waren. So tief steigt die Politik kämpfender Staaten zuweilen aus dem Unbewußten herauf, in dem die Taten triebhaft und dennoch dem geheimen Sinn der Geschichte vertraut sind, daß sie in ihrer Liebe und ihrem Haß weit vorausgreifend zuweilen an Zusammenhänge rührt, die noch lange nicht Wirklichkeit sind und dennoch der unsicher werdenden Macht über Jahrzehnte hinweg Ängste und Schauer in die Gedanken treiben.

Im Weltkrieg brachen die Gegensätze aufeinander. Er hat die geheimen Spannungen und verborgenen Möglichkeiten des europäischen Kraftfeldes um so klarer enthüllt, als sein Ergebnis die Hochschwemmung aller n e g a t i v e n Elemente aus dem Grund des europäischen Schicksals war. In der strukturlosen Verwirrung, die er heraufführte, erkannte Europa zum erstenmal, welche Strukturen ihm nottaten. Europa erkannte dies? Nur das Herzvolk Europas, das Reichsvolk, das europäische Schicksalsvolk, das die größten Formkräfte entwickelt hat, weil es im größten Leid die größten Erfahrungen gewann, hat das neue, uralte Bild der Notwendigkeiten geschaut.

Der Weltkrieg brachte zunächst eine entscheidende Klärung der Lage. Das 19. Jahrhundert, befangen in Verhüllungen und tastenden Experimenten, vorbereitend und suchend in seinen Taten, Entscheidungen witternd, doch noch zu unsicher, sie zu fällen, riß unter seinen Schlägen auf bis zum Grund seiner Existenz; und unter den Gebilden der konkreten politischen Mächte wurden mit einem Male die elementaren Geschichtsmächte bloßgelegt, das Zeugende und das Zerstörende, die lebendigen und die matten Traditionen, Form und Gegenform, das Vorbestimmte und das Fremde, die legitimen Aufträge und die ungehörigen Ansprüche - alles nackt gegeneinander abgesetzt, in einer Gegnerschaft, die den Austrag verlangte bis zum letzten keuchenden Atemzug.

Die erste Enthüllung, die er über Europa brachte, geschah in der zauberhaften Wiederbegegnung der Deutschen mit ihrer Geschichtskraft. Unser Volk war seiner geschichtlichen Mächtigkeit lange nur ahnend bewußt gewesen. Als es zu einem Einsatz gerufen wurde, der seine verborgensten Tiefen, seine vergessensten Quellen aufbrach, fand es sich plötzlich zu einer Herrlichkeit der Kraft und der Leistung erhöht, in der die leuchtend-

Digitized by Google

sten Stunden seiner Geschichte sich funkelnd bestätigten. Denn ohne daß es im hellen Bewußtsein genau erkannte, was die Taten des Krieges an Erinnerung und an Verheißung bargen, dehnte es sich im Raumgriff seiner Soldaten bis genau an die gleichen Grenzen aus, an denen es in den hohen Stunden seiner Geschichte gestanden hatte und die den Raum seines Schicksals und seines Auftrags umschlossen. Das kleindeutsche Reich zusammen mit den deutschen Teilen des österreichischen Bundesgenossen war plötzlich zum Reichsraum deutscher soldatischer Kraft geweitet. Er erwies sich zugleich als der ewige deutsche Geschichtsraum. Und überraschend wurde er bald als der deutsche Volksraum entdeckt. Der deutsche Soldat marschierte, wo einst der Soldat des Prinzen Eugen marschiert war, in Flandern, in den Donauebenen, im Karpathenfels. Er entdeckte von neuem den ungeheuren Raum, den einst der deutsche Siedler erschlossen hatte, als er nach Ostland ritt, und nahm ihn wieder in die deutsche Ordnung herein. Feuernd und siegend befuhr er die Meere, die die hansischen Koggen auf den Herrschaftssträngen ordnender deutscher Macht vordem durchfurcht hatten. Den Spuren der staufischen Ritter zog er nach selbst in den entlegensten Bergwüsten des Balkans und in der dürren Glut Palästinas. Im Westen aber strömte er sein opferndes und für immer bindendes Blut in die heilige Landschaft ein, die vom Sundgau bis an die Küsten Flanderns Landschaft des Reiches gewesen war und noch immer die Zeugnisse deutschen Volkstums barg. Den ganzen Umfang der Reichsgeschichte schritt der deutsche Soldat damals aus. Es war, als solle dem Schicksal noch einmal dargetan werden, wie weit das Reichsvolk seine Kraft zu spannen vermöge.

War die Kraft hektisch ins Überweite gespannt? Wenn nicht die Geschichte des Reichs daran mahnen würde, daß die Deutschen die gleichen Räume immer wieder in ihren Einfluß genommen und nicht nur dies, sie auch geordnet und durchgestaltet hatten, dann wäre der 9. November 1918 wirklich ein säkulares Urteil gewesen. Aber er sprach nur das Urteil über partielle Schwächen einer Epoche. Jedes deutsche Zeitalter besitzt ein gleichbleibendes, sei es aktives, sei es latentes Maß gestaltender Reichskraft. Aber nicht jede Epoche hat die zuchtvolle Phantasie besessen, den politischen Ordnungsauftrag zu schauen, an dem sich die Reichskraft der Deutschen zu objektivieren hat. Wie blind warf der Deutsche im Weltkrieg seine Energie in die Räume hinaus, die durch sie gestaltet sein wollten. Er hatte erschüttert wieder gelernt, was er vermochte. Aber er hatte noch nicht gewußt, was er sollte. Er hatte staatlich gedacht, als er reichisch handelte. Und so erlebte er, daß der reichische Ausgriff wieder zusammenschnurrte zu den Engen und Mängeln eines kleinräumigen Systems ohne Gestalt.

Der Schaden kam nicht nur über Deutschland selber, sondern auch über Europa. Von den vorgetriebenen Stellungen des Weltkrieges aus war Versailles einer der größten reaktionären Vorgänge der Weltgeschichte. Noch einmal hatten die europäischen Störungsmächte, die Mächte der raumfremden Intervention und der unorganischen „Ausgleichs"thesen, über die europäische Ordnungsmacht gesiegt. Ihr Werk führte zur Aufsplitterung Europas, nicht zu einer den natürlichen und geschichtlichen Gegebenheiten angemessenen neuen Gestalt. Als Frankreich den mitteleuropäischen Osten vom Meerbusen von Riga bis zu den Dardanellen zu seiner Kolonie organisierte, die militärische Hilfsvölker bereitstellen sollte; als England die unrealistische These des Gleichgewichts dadurch verwirklichte, daß es gegen den geschwächten Block des Reiches Steinchen neben Steinchen, Null neben Null auf die Waagschale häufte; als über Europa als einziger

Digitized by Google

Ordnungsgedanke Jahrzehnte hindurch die Sorge hinschwirrte, wie diese vielen Staubkörner gebunden werden könnten, damit nicht jeder Atemzug der Geschichte sie ins Nichts zurückwehe, aus dem sie gekommen waren: da trat nicht nur Deutschland, sondern mit ihm Europa in seinen hoffnungslosesten Zustand ein. Der europäische Alltag wurde die Krise. Aber nur deshalb strudelten die Kräfte und die Pläne der europäischen Völker wie irr durcheinander, weil die Mitte des tobenden Systems ein Vacuum war, das, zu solch satanischem Werk von Ahnungslosen und Hassern verteufelt, selbst das Gesunde in den Abgrund saugen mußte.

Aus dem Abgrund aber schrie eine Frage herauf. Würde der Erdteil zu einer Ordnung kommen, die das eigensüchtig Zersplitterte und krankhaft Aufgelöste zu einer neuen Form gemeinsamen Lebens zusammenband? Weil aber die europäischen Erfahrungen und Überlieferungen die Notwendigkeit der starken Mitte bezeugen, war diese Frage nach der Heilung zugleich die Frage nach dem Reich. Nur im Reich waren die gemeinsamen europäischen Aufgaben gesehen und in den glücklichsten Stunden Europas gelöst worden. Nur das Reichsvolk hatte die ordnende Kraft bewiesen, die Zonen der europäischen Unruhe sinnvoll zu formen.

Aber das Reichsvolk hatte sich nach dem Weltkrieg, in dem es doch eben den Rang seiner Kraft erfahren hatte, beinahe aufgegeben. Und dennoch verhielt es in diesen Jahren vor der Schwelle ungeahnter neuer Entscheidungen, zögernd, atemholend, im Leid sich bereitend. In den letzten Jahrhunderten seiner Geschichte hatte es die soldatische Formkraft zu höchster Vollendung entwickelt. Nunmehr begann der neue Tag seiner Geschichte, in dem es zu ebenso hoher Mächtigkeit die politische Formkraft entwickeln sollte. Zusammen mit der soldatischen Formkraft, doch nicht so sicher und unzerstörbar wie diese, hatte sie sich schon seit Friedrichs des Großen Tagen angezeigt, zuletzt in der einsamen Leistung Bismarcks. Diese Entwicklungen waren Stufe gewesen, staatlich begrenzt, aus partikularen Räumen hervorgegangen, noch nicht das ganze Reichsvolk mit seinen Traditionen in eine gemeinsame Aufgabe zwingend, von den Notwendigkeiten gehemmt, ein Unmaß von Kraft und Sorge an den Kampf gegen die zentrifugalen Mächte zu wenden. Als der Führer die Fahne des Reiches ergriff, erfüllte sich dieses vorbereitende Zeitalter unserer Geschichte – nicht zum Ende, sondern zu einem neuen Anfang hin. Indem er die Glieder des Reichsvolks und endlich auch die abgetrennten Stämme in einem geschlossenen staatlichen Körper zusammenband, wurde die ganze verlorene Formkraft, die sich bisher im Ausgleich innerer Spannung verzehrte, für eine Ausstrahlung frei, wie die deutsche Geschichte sie noch nicht kannte. Und indem er das Reichsvolk wieder weiträumig denken lehrte, eröffnete er ihm die zugemessenen Horizonte, in denen es seine Kraft zu betätigen hat.

Damit aber war nach Jahrhunderten der Müdigkeit und der Selbstbeschränkung, des Traums und der Vorbereitung wieder der Griff nach der Führung möglich geworden. Aus dem Schutt von Experimenten, Anmaßungen und Ideologien erhob sich das Bild eines neuen europäischen Gefüges, in dem das Reich die bestimmende Ordnungsmacht ist.

Noch kann der Historiker nichts über sein Aussehen und seine Verhältnisse im einzelnen sagen. Aber weil das Reichsvolk als der Baumeister dieser neuen Ordnung seine geschichtliche Mächtigkeit in den Erfahrungen seines Werdens und seiner formenden Leistung gewann, läßt sich das Gestaltungsgesetz des Neubaus erkennen, das in neuen Formen uralter politischer Weisheit folgt.

Digitized by Google

Damit wandelt sich die Frage nach der reichischen Leistung und also der reichischen Berechtigung der Deutschen zur Frage nach dem institutionellen Wesen des Reichs.

Die Ordnung des Reichs

Das Reich erscheint, institutionell gesehen, als das politische Gebilde gestufter Ordnungen, das unter der Führung der Deutschen steht und dessen vielförmig konstituierte Glieder durch die reichsbildende Kraft der Deutschen um den einheitlichen deutschen Kernraum wie um einen Magneten mit zusammenhaltenden und ausstrahlenden Kräften gelagert sind.

Es stellt also einen politischen Ordnungskörper mit reichen Gliederungsformen dar, der nicht mit den rationalen Begriffen etatistischer Lehren, sondern nur als dynamisches System erfaßbar ist.

Die Geschichte der deutschen Reichswirklichkeit und der deutschen Reichsversuche lehrt, daß, so sehr auch die äußeren Formen wandelbar sind je nach den politischen Bedingungen, die ein Zeitalter prägen, doch das *Wesen* reichischer Ordnung unveränderlich bleibt. Wenn wir darum in einer knappen Analyse die Erscheinungsformen der *ersten* durchgestalteten deutschen Reichsordnung darstellen, so nicht, weil uns für unseren Gegenstand an den zeitfälligen Eigenschaften dieses mittelalterlichen Reiches selber gelegen wäre. Weil sich aber an ihnen als den Merkmalen eines bereits sehr ausgereiften Systems das objektive *Gesetz* des Reiches und seiner Ordnungsmethoden erkennen läßt, eröffnet auch die Betrachtung eines zeitlich begrenzten Zustandes eine allgemeine Einsicht.

Dabei hat sich die Aufmerksamkeit vor allem auf den *raumpolitischen* Charakter des Reiches zu richten. Als das 19. Jahrhundert das Wesen des mittelalterlichen Reiches untersuchte, konzentrierte es sich, auch in diesen wissenschaftlichen Fragestellungen durchaus abhängig von den Anliegen seiner politischen Wirklichkeit, vor allem auf die Erhellung der *verfassungspolitischen* Zustände. Fast alle Erörterungen aus dieser Zeit sind auf die Darstellung der innerpolitischen Hierarchie des Reiches, ihrer Spannungen und ihrer Möglichkeiten begrenzt. Die zeitläufige Urfrage nach dem gegenseitigen Verhältnis der innerpolitischen Organe beherrscht auch den wissenschaftlichen Blick. Mittlerweile hat sich diese Problematik erschöpft. Die große Verwandlung der politischen Vorstellungen zu *weiträumigem* Denken, wie sie der Vorgang der neuen Reichsbildung mit sich brachte, hat die bisher vorherrschende Frage nach dem verfassungsmäßigen Charakter des Reichs durch die Frage nach seinem *raumpolitischen* Wesen verdrängt. Die Frage nach den Verhältnissen der einzelnen Machträume ist wichtiger geworden als die Frage nach den Rechten und Grenzen der einzelnen Machtträger. Das mittelalterliche Reich der Deutschen ist die erste durchgeformte germanische Großreichbildung gewesen. Als solche war es in seinen raumpolitischen Strukturen von Problemen der Gliederung, des Zusammenhalts, des Ausgleichs, der Abstützung, der Abwehr- und der Stoßkraft, der gegenseitigen Zuordnung bestimmt, die ihm einen weit über den diplomatischen Bereich hinausgehenden außenpolitischen Rang verliehen und raumordnende Aufgaben größten Ausmaßes erteilten. Zugleich erscheinen in ihnen die sich gleichbleibenden objektiven Aufgaben, die jede über die begrenzte Nationalstaatlichkeit hinausgreifende Reichsgestalt bestimmen.

Digitized by Google

Sie kehren in spezifischer Weise in jedem Zeitalter aktiver Reichspolitik wieder und werden besonders deutlich gerade in der gegenwärtigen Reichsschöpfung sichtbar.

Echte Reiche sind Wachstumsgebilde, deren zeugende Energien der politische Machtwille und die völkische Formkraft sind und die wie jede lebendige Gestalt in ihren verschiedenen Besitz- und Einflußräumen Lebensformen mit organischen Sonderaufgaben besitzen. Je genauer die Raumfunktionen der einzelnen Zonen aufeinander abgestimmt sind, desto vollkommener erweist sich der Reichskörper in seiner Geschichtskraft. Es gibt eine bestimmte Rangordnung der ein Reich aufbauenden einzelnen Räume. Immer aber ist die regionale Ordnung eines durchgegliederten Reiches derart gestuft, daß ein geschlossener Kernraum die gestaltenden Energien birgt, durch die dann im Laufe der aktiven Reichsgeschichte Gliederräume mit vielfältigen Funktionen angelagert oder auf vielfältige Weise an das Reichsganze gebunden werden. Die erste Bedingung jeder Reichsbildung ist somit die Festigung eines Machtkerns, der sich durch die Strahlkraft, die ihm seine Geschlossenheit verleiht, expansiv und formend, beeinflußend und steuernd betätigen kann.

Auch der Beginn der deutschen Reichsgeschichte ist von der Aufgabe bestimmt, eine Welt kleinräumiger Lebensformen, die Welt der alten Stämme, zu größeren Machtgliederungen zusammenzuschließen, die das politische Großgebilde eines Reiches aus sich entwickeln können. Das erste Problem der deutschen Geschichte war somit in der Notwendigkeit gegeben, die partikularistischen Spannungen als das Element der stammhaft beschränkten Welt zu überwinden. In einer dauernden Auseinandersetzung mit der partikularen Kleinräumigkeit der Stämme finden die ersten Aktionen der in den Königen und Kaisern verkörperten deutschen Geschichtsmächte zunächst ihre wesentliche Aufgabe. Aber auch jede spätere Bemühung um das Reich hat an diesem Grundproblem der Reichsgeschichte ihre gestalterische Kraft versuchen, ihre geschichtliche Berechtigung zur Reichsschöpfung nachweisen müssen. Von den frühesten Zeiten unserer Geschichte bis herauf in die unmittelbare Gegenwart waren das Schicksal, die Stärke und die Dauer des Reichs abhängig vom Wert des inneren Zusammenschlusses, der die vorhandenen Kräfte zu binden hat und, je nach der Dichte der errungenen Einigung, ein Zeitalter des reichischen Ausgriffs verbürgt oder das Reich in der Anarchie beläßt.

An der Schwere des kleinräumigen Verhängnisses war der Cherusker als erster gescheitert. Dann hatte Karl der Große einen Krieg von dreißig Jahren an die Aufgabe gewandt, ohne daß das vergossene Blut genügt hätte, den karolingischen Reichsbau für immer zu kitten; aber er hatte, nachdem er die Sachsen in die Gemeinsamkeit gezwungen, den nachfolgenden Geschlechtern das Bild des Reiches als Aufgabe überliefert. Erst mit Heinrich I., dem König aus dem gleichen Stamm, der unter Widukind die Größe und die Notwendigkeit des deutschen Zusammenschlusses schier bis zur Selbstzerstörung geleugnet hatte, wird in ersten Ansätzen die Bindung erreicht, die das Gesonderte aneinanderreiht und die trotz aller Wechselfälle gehalten hat bis auf den heutigen Tag. Als Heinrich I. aus den fünf alten Stammesherzogtümern Sachsen, Franken, Schwaben, Baiern und Lothringen das erste Deutsche Reich konstituiert und damit dem urtümlichen Partikularismus einen Überbau gibt, der Dauer verspricht, setzt er in den Erdteil den Kraftkern hinein, den jeder ungeformte Zustand braucht, um Gestalt und damit geschichtswürdig zu werden.

Digitized by Google

Diese erste Reichsform, auf der Einigung der Stämme unter dem König aufgebaut, war trotz der völkischen Einheit, die sie auszeichnete, in ihrem Zusammenhalt noch lose: jedem Werk, das zum Grundstock für Jahrtausende bestimmt ist, haften auf der frühesten Lebensstufe Merkmale des Versuchs und des Wagnisses an. Aber wenn auch jeder der künftigen Kaiser, von Otto I. bis zum letzten Staufer, immer wieder Mühe darauf verwenden mußte, die bindenden Kräfte zu stärken: gemessen an der Vorläufigkeit des ersten Zustands spannen sich im Laufe der Reichsgeschichte die Fäden des Zusammenschlusses immer dichter - Familienbindungen, wie sie die überragend gesteuerte Heiratspolitik der führenden Geschlechter schuf; die übergreifenden Kettungen, mit denen die kaiserliche Kirchenpolitik in ihren besten Zeiten die politischen Gebilde aneinander klammerte; frühzeitig schon reine Interessenbindungen, die allzuweit getriebene stammliche Sonderungen als gefährlich erkennen ließen; mit ihnen auch erste wirtschaftliche Gemeinsamkeiten; zwingender als all dies von Anbeginn der militärische Zusammenhalt, den die Pflicht zur Heerfolge sicherte; von noch größerer Bedeutung das Führertum des Kaisers; und hineingewoben in jede einzelne dieser Verflechtungen die Kräfte des aus den Ursprüngen auftauchenden Gefühls der völkischen Zusammengehörigkeit, die man bald auch als deutsche und nicht mehr ausschließlich als sächsische, bayerische oder fränkische empfinden lernte. Der Reichskern hat die partikularistischen Spannungen nie völlig überwunden. Doch durch die Kräfte des Zusammenhalts sind sie mit der Zeit wenigstens so weit eingeschränkt worden, daß sie das Reich nicht mehr, wie nach dem Tode Karls des Großen, in seine Bestandteile sprengten. Vor allem war dieser völkisch einheitliche Kernraum des Reichs das dichteste Staatengebilde im damaligen Europa, in seiner Geschlossenheit und seiner inneren Kraft von keinem anderen politischen Körper erreicht, wirklich die einzige Zelle gesammelten und ausstrahlenden Willens, an der sich eine umfassendere europäische Gestaltung angliedern konnte. Um den Raum zwischen Argonnerwald und Schelde im Westen, Böhmerwald und Elbe im Osten, südlichem Alpenfuß und nördlicher Küste hat sich in vielfältigen Formen der Beziehung der Erdteil geordnet: sich ihm gebeugt und sich mit ihm gemessen, sich von ihm genährt und sich gegen ihn erhoben, sich zur Bejahung und zur Verneinung mit ihm auseinandergesetzt. Der Reichskern der geschlossenen deutschen Stämme gab das Maß, weil sich in ihm zum erstenmal Form und damit Kraft und Gesetz zeigten: eine dynamische Form, gespannt von wartenden Energien, zum Ausgriff bereit, mit besonderen Ordnungsmethoden begabt, jung, elastisch, auch von Kräften der Selbstzerstörung bedroht, in Wesen und Wirkung durchaus unvergleichbar mit den überlieferten Formalgebilden der antiken Staatenwelt, im ganzen ein werdender Körper, wie ihn nur ein Raum der unerschöpften Fruchtbarkeit gebiert.

Nach welchen Ordnungsmethoden setzte er seine Kräfte an, als er über die alten Grenzen griff?

Politische Körper unterliegen, nachdem sie ihre inneren Energien gefestigt haben und ihrer Macht bewußt geworden sind, der Notwendigkeit, sich in ihre Umgebung hineinzugestalten. Macht strahlt aus; dies ist ein Naturgesetz. Aber jedes Zeitalter formt seine Umwelt nach seiner besonderen Weise. Das erste Reich der Deutschen griff mit dreierlei Formkräften in den europäischen Raum: mit dem elementaren Machtwillen,

Digitized by Google

der jeden gefestigten politischen Körper beseelt; mit der überzeugenden Kraft des Kaisergedankens, der den natürlichen Machtwillen ethisch, ja religiös begründete und hochgespannte Führungsvorstellungen umschloß; und mit den Gestaltungsmöglichkeiten der Lehnsverfassung, die sich als das außenpolitische Gliederungsprinzip des mittelalterlichen Reichs bewährte und nach deren Grundsätzen Mitteleuropa und zeitenweise Teile Süd- und Westeuropas, selbst Vorderasiens dem Reich zugeordnet worden sind.

Der politische Gestaltungswille, organisches Zubehör jedes politischen Körpers, dessen Machtpotential das der benachbarten Räume überragt, hatte schon seit der germanischen Wanderung den Erdteil in eine schöpferische Unruhe versetzt, aus der sich in kristallischen Ansätzen die Urformen der künftigen europäischen Nationalstaaten herausgebildet hatten. Durch die Heinrich-Ottonische Reichsgründung aber hatte sich diese germanische Unruhe mit der Wirklichkeit eines starken Staates am frühesten und am engsten im Herzen Mitteleuropas, im deutschen Raum, verbunden. Notwendig errang dieser dynamisch erfüllte und gleichzeitig machtmäßig geschlossene Raum damit das Recht, bei der Durchgestaltung des Erdteils mit seinen Energien zu führen. Der Kaisergedanke ergänzte dieses konkrete geschichtliche Recht durch mythische Bindungen, die wohl in ihren formalen Bezügen, nicht aber in ihren innersten Kräften staatsrechtlich faßbar waren und Ausstrahlungen von höchster geschichtlicher Bindekraft bewirkten. Das Lehnssystem endlich, nicht nur auf die innerpolitische Funktion der ständischen Gliederung beschränkt, sondern bedeutsam vor allem in seiner außenpolitischen Funktion beim europäischen Ausbau des Reichs, lieferte die Rechtsform, mit der der Erdteil seiner Mitte zugeordnet wurde. Wie der Kaisergedanke im Grunde auf die uralte Wirklichkeit des germanischen Führungssystems zurückging, so hatte auch sie in der germanischen Gefolgschaftsordnung ihren ehrwürdigen Ursprung. Beide Prinzipien hatten sich aus Gewohnheitsrechten kriegerischer Verbände zu staatsrechtlichen Grundsätzen gewandelt; aber ihren Charakter als Gliedkräfte machtpolitischer Bestrebungen hatten sie nicht verloren. Selbst als die Lehnsverfassung, deren ursprüngliche Aufgabe es war, dem Reich das Heer zu verschaffen, die also einen extrem machtpolitischen Charakter besaß, privatrechtlich aufgeweicht wurde, behielt sie die reichspolitische Funktion, europäische Teilräume an den geschlossenen deutschen Kernraum zu binden, ungebrochen bei.

Lehnsverfassung, kaiserliches Führungsrecht und gestaltender Machtwille formen in gemeinsamer Arbeit Mitteleuropa zum reichisch gegliederten Körper. Dies bedeutet: Sie teilen den Raum in organische Zonen mit eigentümlich abgestuften Rechten und Pflichten auf und stellen ihn unter deutsche Führung. In den Abhängigkeitsverhältnissen und der inneren Ordnung, in den Raumfunktionen und in der allgemeinen Bedeutung für das Reich sind diese Gliederungsfelder völlig voneinander verschieden: das Reich ist kein Gebilde zentralistischen Denkens. Gerade darin aber erweist schon die mittelalterliche Reichsordnung einen elementaren Instinkt für die natürlichen Gegebenheiten Europas. Vor allem hat dieses System in ersten, aber sehr klaren Andeutungen eine Feinheit und Freiheit der politischen Führung als möglich gezeigt, die, indem sie den zugeordneten Räumen ein organisches Maß eigener Rechte ließ, die europäische Ordnungsaufgabe in einer Weise verwirklichte, wie die Geschichte keines anderen Staates sie kennt.

Digitized by Google

Der erste Gliederungsraum, den der völkisch einheitliche Reichskern aus sich herausetzte, war der geschlossene Gürtel der Marken, die sich an der Ostgrenze des Reichs von der Ostsee bis zur Adria aneinanderreihten. In Ansätzen hatte schon Karl der Große die Markenorganisation aufgebaut. Die sächsischen Kaiser erfüllten das Erbe mit neuer politischer Kraft und vollendeten es zu reifer Entwicklung. Vor die beiden östlichen Grenzherzogtümer Sachsen und Bayern legte sich eine Vorfeldzone, durch welche die Macht des Reiches weit in den ungeformten Osten vorgetragen wurde. Die Dänische Mark und die Mark der Billunger griffen über die Elbmündung, die Nordmark, die Mark Lausitz und die Mark Meißen über den Mittellauf des Stromes hinüber; in das Donaubecken jenseits der Enns wurde die Mark Österreich hineingeschoben, vor die östlichen Ausläufer der Alpen lagerten sich die Kärntische Mark (die spätere Steiermark) und die Mark Krain; die Südostflanke der Alpen beherrschten die aus der karolingischen Mark Friaul hervorgegangenen Marken Aquileja und Verona. Sie sind die ersten Gebiete totaler Reichshoheit, die das Reich in fremde Räume hineingesetzt hat, nicht durch lehnsmäßige oder andersartige Abhängigkeitsverhältnisse nur mehr oder minder lose angegliedert, sondern zugehörige Glieder des Reiches, von seiner Souveränität getragen, an sein Gesetz unbedingt gebunden. Sie sind Reichsboden, der durch Eroberung gewonnen und völlig angeglichen war und der an eigenen Funktionen nur jene besaß, die die Grenze vorschreibt: die Mark dient zunächst der Sicherung, aber gleichzeitig ist sie als militärischer und politischer Aufmarsch- und Vorstoßraum organisiert, der den Einfluß des Reiches in eine Zone tragen soll, die durch die Unzulänglichkeit ihrer eigenen Kraft Führung braucht.

Die Sicherungsaufgabe war nicht überflüssig. Da jede junge Reichsbildung unter den Nachwirkungen der Einigungsvorgänge noch lange mit der Gefahr der Wiederauflösung zu kämpfen hat, entwickelt sich jede Bedrohung der Grenze leicht zu einer Erschütterung des ganzen inneren Systems. So haben die slawischen Stämme östlich der Elbe trotz ihrer machtmäßigen Unterwertigkeit ständige Sicherungssorgen nötig gemacht; Grenzunruhen verlangen Abwehr, selbst wenn sie nur von kleinem Volk ausgehen. Ihnen gegenüber hat das Reich seine östlichen Marken zu einer hochgerüsteten Wehrzone ausgestaltet. Nicht der Siedler, sondern der Krieger war ihre entscheidende Gestalt. Wichtiger als das Dorf war wenigstens in den Anfangszeiten die „Burgwartschaft", eine Lagersiedlung mit starker Besatzung. Und nicht nur gegen den üblichen slawischen Grenzaufstand hatte ihre Abwehr in Tätigkeit zu treten; sie wurden noch härter angerufen, wenn die Grenze von dem verheerenden Strom der östlichen Steppenreiter überrauscht wurde, der von Zeit zu Zeit sowohl gegen den Norden wie insbesondere gegen den Süden brandete. So sind die Marken vor dem Herzogtum Baiern mit dem Gürtel ihrer Burgen ausschließlich gegen Avaren, Hunnen und Ungarn errichtet worden - schon seit den Zeiten Karls des Großen; und noch in den Türkenkriegen haben sie dieser uralten Aufgabe gedient. Die Abwehrfunktion des Markensaums hat sich in ihnen am reinsten vollendet.

Frühzeitig aber ergänzte sich die Sicherungsaufgabe durch den militärischen Vorstoß über die Grenze, der die latente Energie dieses reichischen Vorfeldes entbindet. Gegenüber labilen Räumen, die keine zureichenden völkischen, sozialen und wirtschaftlich-zivilisatorischen Gefüge besitzen, wandelt sich die primitive Sicherung von selber in den Angriff. Anfänglich unternommen, um die dauernden Störungen der Grenzräume in

Digitized by Google

ihrem Herd zu ersticken, entwickelt er sich zur Eroberung, sobald die Lebensverhältnisse im eigenen Raum Landgewinn fordern, den der schlecht besiedelte jenseitige Raum reichlich bietet. Zumal wenn der Nachbar in ungeformten Zuständen verharrt, erhöht jede Verdichtung der eigenen Kraft das politische Wertgefälle, Expansionen entrücken angesichts solcher Spannungen der Willkür der Völker und erscheinen als natürliche Phänomene politischer Biologie: „Macht duldet keinen leeren Raum" (Dietrich Schäfer). Diese naturgesetzliche Dynamik hat die Verhältnisse an der Ostgrenze des Reichs in abgewandelten Formen seit den ausgreifenden Aktionen der mittelalterlichen Marken bestimmt. Und bis zur gegenwärtigen Stunde hat sich das Problem nicht im Wesen, sondern nur in den äußeren Formen geändert. Die deutsche Ostgrenze ist immer eine offene Grenze gewesen, bestimmt von der höchsten Konzentration aller gestaltenden Kräfte auf deutscher Seite und einer ebenso vollkommenen Ungeformtheit aller Zustände bei den östlichen Anrainern. Immer trugen die östlichen Grenzsäume des Reichs den Charakter der Mark - Schutzfelder gegen unberechenbare Störungen und Stoßräume für den formenden Angriff in ein gärendes Chaos zu sein. Immer war die östliche Grenze in Bewegung: das eigentliche Raumgebilde an der Ostgrenze des Reichs ist die *dynamische* Mark, die gegenüber dem schlecht organisierten östlichen Nachbarraum das Übergewicht einzusetzen hat, welches die höhere schöpferische Kraft, sei es im politischen, geistigen oder wirtschaftlichen Bereich, naturnotwendig verleiht.

Aber trotz dieser Stoßaufgaben trägt die dynamische Mark nicht die Kennzeichen des modernen „Imperialismus", einer ausgreifenden Aktion nur um der Macht und der Ausbeutung willen. Wie das Problem des Kraftgefälles nur an der Ostgrenze sichtbar wird, so wird am klarsten an ihr auch das zugehörige Problem des deutschen, nur deutschen *Ordnungswillens* deutlich: seit tausend Jahren stößt das Reich in den chaotisch gelockerten Ostraum hinein, nicht um ihn zu unterdrücken, sondern um ihm die Form zu geben, die er von Haus aus nicht besitzt. Dabei gleicht sich das politische und kulturelle Wertgefälle nicht dadurch aus, daß die gestauten Kräfte wie ein verheerender Wassersturz niederbrechen. Indem sie vielmehr den Raum in langsamer Durchdringung befruchten, entwickeln sie seine ungenutzten Gehalte. Nur daraus ist es zu erklären, daß die Führer der östlichen Länder immer wieder selber den planvollen Einbruch der deutschen Ordnung ausgelöst haben, als sie den deutschen Siedler aus dem alten Stammland und später auch aus der dynamischen Mark in ihr Gebiet riefen, damit er es erschließe. Während des ganzen Mittelalters sind die militärischen Aktionen des wehrhaften Markengürtels immer von diesem eigentümlichen Ordnungspathos begleitet und gerechtfertigt worden. Nicht einer billigen Heuchelei, die eine expansive Brutalität zu verhüllen hatte, ist es entsprungen. Denn mit dem erobernden Krieger kamen wirklich der Bauer, wirklich der Roder des Urwaldes, der Trockner der Sümpfe, der Missionar, wirklich das Gesetz, das Gewerbe - kamen wirklich die ersten Wertordnungen. In allen Jahrhunderten hat der Deutsche diesen labilen, aus eigenen Kräften unvermögenden Osten nicht als Raum imperialistischer Verzwängung und als Zone der Ausbeutung, sondern als Feld der fordernden Aufgaben gesehen, das unerhörte Kräfte verzehren würde, bis sein Chaos der planenden Arbeit wich. Wer nur ausbeuten will, verschwendet an einen neu gewonnenen Raum nicht die Energien ganzer Jahrhunderte. Als die Kräfte der Marken sich in Bewegung setzten, indes der Markraum selber zu neuem Volksboden wurde, vor den sich wieder Vorfelder der Abwehr und des Aus-

Digitized by Google

griffs legten, hat schon der frühe Deutsche gewußt, daß mit der Ausdehnung des deutschen Gebietes sich gleichzeitig auch das Strahlungsfeld der Ordnung weiter in den Osten hineindehnte, der ihre Gesetze brauchte, damit er erwachen und halbwegs angepaßt leben könne.

Wie wenig die Politik des Reichs mit einfältiger Ländergier zu tun hatte, erweisen aber vor allem die Verhältnisse im deutschen Westraum. Obwohl auch er von den Bedingungen der Grenze bestimmt ist, sind seine Landschaften doch grundsätzlich anders strukturiert als die Marken des Ostens. Der Osten ist in seiner ganzen Geschichte von Antrieben ausgreifender Ordnung beherrscht; seine Grenze ist beweglich, sie ist ein vorwärtsdrängender Saum; leere und innerlich schwankende Räume saugen die höher organisierte Kraft in ihr ordnungsloses Feld. Die Westgrenze kennt diese ungeheuren Bewegungen nicht. Jahrhundertelang, beiläufig bis zum Sturze der Staufer, ist der deutsche Westraum eine der verhältnismäßig ruhigen Zonen Europas. Die lange Dauer dieses Zustandes weist darauf hin, daß sich darin eine natürliche Gegebenheit des europäischen Kraftfeldes enthüllt, die mutwillig verraten wurde, als der gleiche Raum später die schwersten europäischen Zyklone gebar. Und da die natürliche Ruhe zusammenfiel mit der Machtstellung des Reichs, die Friedlosigkeit aber mit dessen Zerfall, wird die Wiedererrichtung des Reichs künftighin auch den altgegebenen organischen Zustand wieder heraufführen, der das Verhältnis zwischen der Mitte und dem Westen im Ursprung bestimmte.

Ganz ähnlich wie die östlichen Marken waren die Randlandschaften des Westens autochthone Reichsglieder ohne verfassungsrechtliche Besonderheit. Aber weit mehr als jene waren sie in ihrer politischen Dynamik zugleich Kernlandschaften des Reichs, in denen die allgemeinen Reichsprobleme höheren Rang als die besonderen Grenzaufgaben besaßen. Gerade sie verbinden sich immer wieder besonders eng mit der Politik und dem Geschick des Kaisers selber, so etwa als in dem großen Kampf Heinrichs IV. gegen Papst Gregor VII. neben dem Herzogtum Franken nur das Herzogtum Niederlothringen, also der niederländisch-brabantische Raum, sich in der Stunde der Not hinter den Kaiser stellte, oder als im staufischen Kampf mit Rom zum staufischen Kernbereich neben Franken und Schwaben das Elsaß und der burgundische Raum vom Sundgau bis zur Rhonemündung gehörten. Viel gewaltiger als in den östlichen Marken, die Kraft und Aufgaben aus den Besonderheiten ihrer eigenen Lage entwickelten, ballten sich in den westlichen Landschaften die zentralen Kräfte des Reichs in einer Stärke zusammen, die das politische Gewicht des deutschen Westens den Kräften der Nachbarn weit überlegen sein ließen. Und dennoch hat die Westzone, abgesehen von wenigen, schier zufälligen und recht erfolglosen kleineren Heerzügen keine wesentliche expansive deutsche Unternehmung gesehen. Während der Osten tausend Jahre hindurch der Raum des ordnenden deutschen Vorstoßes war, blieb der europäische Westen außerhalb des deutschen Aktionsprogramms. Jenseits des Argonnerwaldes, jenseits von Maas und Schelde hatte das Reich selbst zur Zeit seiner größten Machtfülle, die mit der durch englische Invasionen und innere Spannungen hervorgerufenen größten Schwäche Frankreichs zusammenfiel, keine aggressive Politik getrieben. Weil Frankreich selbst in seinen kleinsten Stunden niemals in Struktur und Substanz so formlos war wie der Osten, fand die Ordnungskraft des Reichs keinen Anlaß zum Eingriff. Weil Frankreich

Digitized by Google

andererseits lange Zeit als zu schwach empfunden werden durfte, um das Reich wirklich bedrohen zu können, brauchte der deutsche Westraum, wie es schien, auch nicht in den hochgerüsteten Verteidigungszustand versetzt zu werden, der den Markengürtel des Ostens bestimmte. Die beiden einzigen Marken der Westgrenze, die Mark Antwerpen und die Friesische Mark, sind nicht gegen Frankreich, sondern gegen normannische Raubzüge errichtet worden. Das Reich hat im Westen weder einen ungewöhnlichen Angriffs- noch einen ungewöhnlichen Verteidigungswillen entwickelt. Weil es in ihm keine aktiven Ziele verfolgte, hat es die Westgrenze voll selbstverständlichen Vertrauens als die Zone der relativ großen Gefahrlosigkeit und als ein Feld der sicheren Ruhe betrachtet. All seine aktiven Vorstöße, im Osten wie im Süden, haben auf die unbedingte Rückendeckung gebaut, die der offensichtlich befriedete Westraum bot.

Kein Zweifel, daß in diesem Zustand eine fundamentale europäische Möglichkeit sichtbar wird, die im kaiserlichen Mittelalter Wirklichkeit gewesen war, aber dann durch jahrhundertelange Störungen zerbrochen wurde. Den Zusammenbruch dieser ursprünglichen Ordnung des Ausgleichs hat die am Ende des kaiserlichen Mittelalters ausbrechende französische Politik der Aggression herbeigeführt. Sie feiert ihre ersten größeren Erfolge gleichzeitig mit dem Niedergang der staufischen Reichsmacht. Wie sie sich von Anbeginn der Auflösung des Reichs, also einem zerstörenden Vorgang, zugeordnet erweist, so hat sie umgekehrt ihr unorganisches und willkürliches Wesen immer enthüllt, wenn das Reich sich wieder mit der Wirklichkeit der Macht verband und zur Reduktion des französischen Übergriffs schritt. Weil sie von Anbeginn eine Politik der Auflösung betrieb, kann ihr expansiver Wille auch nicht mit dem deutschen Ausgriff in den Osten verglichen werden. Der deutsche Griff in den Osten wurde stets durch das politische und kulturelle Wertgefälle legitimiert, das mit Notwendigkeit den formlosen Raum in den Bereich der höheren Ordnungsleistung hineinzog. Der französische Vorstoß gegen die deutsche Westgrenze war jedoch nicht vom verantwortlichen Formwillen eines höher organisierten politischen Gebildes, sondern von einem materiellen und auf die Materie begrenzten Besitz- und Erwerbsfanatismus angestachelt. Von Anfang an entwickelte Frankreich seine Aktionen als eine Politik der Intervention ohne höhere konstruktive Gehalte – unversöhnliche Gegenform der deutschen Ordnungspolitik.

Jahrhundertelang hat sie in den Zeiten der Reichsschwäche an den Gefügen der alten Westgrenze gewühlt und genagt. Daß aber im Verlauf weniger Jahrhunderte ganze Provinzen abgesprengt werden konnten, ist nicht zum geringsten auch jener Arglosigkeit des Reichs zuzuschreiben, das, vom Glauben an die Ungefährdetheit des Westraums getragen, dessen Sicherung vernachlässigt hatte, als sie noch möglich gewesen war. Ursprünglich war das Reich im Westen begrenzt gewesen von den Küsten vor Holland und Friesland; von der Schelde, die die Landschaften Brabant und Hennegau, also das heutige Belgien, einschloß; vom Oberlauf der Maas, über die sich das Reich im lothringischen Gebiet bis an Aisne und Marne hinüberdehnte; von den mittel- und südfranzösischen Höhenzügen, die die Täler der Saône und Rhone im Westen bis hinunter ans Mittelmeer begleiten und das aus der Freigrafschaft und den Landschaften Savoyen, Dauphiné und Provence gebildete alte Burgund bergen. Mit Ausnahme der Provinzen des Rhonetals waren diese Reichsgebiete germanisch geprägtes Land, das von Ryssel – Lille bis Bisanz – Besançon über Kamerich – Cambrai, Virten – Verdun, Tull – Toul, Nanzig – Nancy, Mömpelgard – Montbéliard auch in seinem kulturellen

Digitized by Google

Gesicht dem Reich zugeordnet war - und das abgerissen und überfremdet werden konnte, weil das Reich die gefährliche Andersartigkeit der neuen französischen Politik erst dann begriff, als seine Macht verloren und sein innerer Raum atomisiert waren.

Für alle Zeiten wurde in diesen räumlichen Wandlungen und dem späteren Schicksal des alten deutschen Westraums eine neue politische Einsicht erkennbar: wer der Ruhe der Grenze blind vertraut und also den Raum nicht bewehrt, neutralisiert ihn. Neutralisierung aber ist Schwächung und der erste Schritt zum Verlust. Im selben Maße, in dem das Reich, den Blick auf die östliche und südliche Aufgabe gerichtet, die Notwendigkeit, den Westraum eigens zu binden, gering zu achten sich gewöhnte, wurden in ihm, regional und zeitlich verschieden, Kräfte der Selbständigkeit frei, die in die offene Reichsfeindschaft geraten mußten, sobald die aggressiven Anschläge jenseits der Grenze sich ihrer bemächtigten. Gerade weil diese sondertümlichen Bewegungen an der Grenze entstanden, waren sie weitaus gefährlicher als selbst umfangreichere Auseinandersetzungen im Innern des Reichs. Als sie nach dem Zusammenbruch des Reichs sogar europäische Zusammenhänge annahmen, zeigten sich die Spannungen des zu gering gerüsteten Westraums in ihrer ganzen untergründigen Tiefe. Weil der Raum nicht mit den konkretesten Bindungen, mit genügender Macht und mit genügenden eigenen Aufgaben, ausgestattet war, mußten sich die Klüfte mit Notwendigkeit bis zur vollendeten Abspaltung weiten. Der Osten, von Aufgaben und Gefahr in steter Machtspannung gehalten, blieb ein Feld aktiver Bewegung. Der Westraum wurde zum Schütterfeld zwischen zwei Völkern, in dem sich das aggressive Volk Stellung um Stellung gewann.

Es scheint, daß dieser zweideutigen raumpolitischen Lage unter dem Gebot nicht zu ändernder Umstände auch positive Möglichkeiten zugeschrieben worden sind: schon das kaiserliche Mittelalter hat das Gebilde des „Pufferraums" gekannt und es in der Zone zwischen dem Reich und der französischen Aggression entwickelt. Es sollte aus den Gefahren des erschütterten deutschen Grenzfeldes wenigstens jene Vorteile ziehen, die ein raumpolitischer Kompromiß noch gestattet. Bis in die jüngste Gegenwart herein ist dieses uralte Gebilde eines zwischenräumlichen Neutralitätsfeldes, das von den Niederlanden über Belgien, Luxemburg und das Elsaß sich bis zur Schweiz spannt, als europäische Möglichkeit lebendig gewesen. Die Besonderheiten dieses Raumtypus hat das mittelalterliche Reich in großen Umrissen in Burgund entwickelt.

In Burgund, also dem die Westschweiz, Savoyen und das untere Rhonetal umfassenden Raum zwischen Sundgau und Mittelmeer, tritt uns ein Gliedkörper des Reiches entgegen, der gegenüber den Marken des Ostens und den Landschaften des Westens ein neuartiges Raumgebilde darstellt. Er ist nicht mehr unbedingt zugehöriges, verfassungsrechtlich ungeschiedenes Reichsglied wie irgendein Herzogtum des inneren Reichs oder die Marken des Ostens, sondern ein eigenes angegliedertes Land mit Zügen besonderer Selbständigkeit. Diese geht freilich nicht bis zur vollen Autonomie, sie erreicht nicht einmal die Freiheiten, welche den durch Lehnsabhängigkeit angeschlossenen europäischen Staaten eignen. Burgund gehört als Glied dem Reiche an, ist aber gleichzeitig selber Reich, Königreich. Die Schwierigkeiten dieser für den modernen Blick ungewöhnlichen Ordnung versuchte man nach dem Eintritt Burgunds in das Reich dadurch auszugleichen, daß der deutsche Kaiser zugleich die burgundische Königskrone trug, also Burgund als Nebenreich führte, und daß das Reichsrecht auch für burgun-

Digitized by Google

dische Angelegenheiten galt. Aber denselben Rang an Reichswichtigkeit und an Reichsverpflichtung, wie ihn trotz ihrer partikularen Sonderrechte die binnendeutschen Herzogtümer besaßen, hat Burgund nicht eingenommen. Am deutlichsten werden die Grenzen der Reichsmacht gegenüber diesem angegliederten Reichskörper darin sichtbar, daß die Pflicht zur Heeresfolge nur innerhalb Burgunds selber gilt: das bedeutsamste Mittel der Herrschaft, die Verfügung über die Streitmacht, ist also dem Reiche entzogen.

Hatte eine solch lose Bindung einen funktionellen Wert? Wenn man Burgund nur in seinem Verhältnis zum innern Reichsgefüge betrachtet, dann beruht seine Zugehörigkeit zum Reich in der Tat beinahe auf einer Fiktion. In Burgund aber begegnet uns zum erstenmal ein Reichsraum, der seinen Wert vorwiegend von seiner Stellung im *außenpolitischen* System des Reichs empfängt. Nicht einschränkungslose Zugehörigkeit mit allen Pflichten und Rechten, sondern ein eigentümliches Verhältnis der *Zuordnung* bestimmt das politische Bild Burgunds. Dieses Verhältnis der Zuordnung aber, die innenpolitisch lose sein kann, weil ihr Rang von den außenpolitischen Funktionen bestimmt ist, die der Raum zu leisten hat, verdrängt die innenpolitischen Bindungen dann, *wenn die Reichsordnung über den völkisch einheitlichen deutschen Kernraum hinausgreift* und mit dem Reich andersvölkische Räume zu vereinen strebt, die durch eine bloße Unterwerfung nicht gebunden werden können. An die Stelle der Gewalt und an die Stelle einer zentralistisch gerichteten verfassungsrechtlichen Gleichschaltung treten interessenmäßige Bindungen der verschiedensten Art, um solche Räume in das überspannende außenpolitische Gefüge der reichischen Obergewalt einzubauen. So war die dem innenpolitisch verhältnismäßig selbständigen Königreich Burgund gestellte reichische Funktion geopolitischer Natur: als der große europäische Westalpenstaat brachte es mit seinem Eintritt in das Reich die Westalpenpässe in dessen Gewalt. Damit aber lagerte es sich als schwer überwindlicher Körper zwischen Frankreich und den Reichsraum Oberitalien – eine Barre, die nicht mit der vollen Reichskraft begabt werden konnte, deren geringere eigene Kraft jedoch in dieser Weise der Reichsordnung als bedeutsame Stütze eingebaut wurde. Der gleiche Raum, der durch die Begrenzung der Heerpflicht dem machtmäßigen System des Reiches weithin entzogen war, wurde ihm durch die geopolitische Aufgabe um so wirksamer eingefügt. So vielfältig sind die Bindungsformen, mit denen das Reich den Erdteil nach seinem Gesetze baut, daß es zuweilen auf die volle *innere* Angleichung eines zugeordneten Raumes verzichtet, sofern er im außenpolitischen Spannungsfeld besondere Aufgaben erfüllt und durch sie seine feste Stellung im Reichsgefüge erhält.

Aber wie schon die westlichen Randlandschaften des Reichs mit besonderer Sorgfalt zu rüsten waren, wenn sie nicht den Gefahren der Grenze verfallen sollten, so bedurfte erst recht eine derartig lose Ordnung wie die burgundische der steten machtmäßigen Überprüfung. Nun haben die Möglichkeiten des Mittelalters niemals den gleichen Einsatz konkreter Macht erlaubt, über den die moderne Staatenwelt zur Aufrechterhaltung ihrer politischen Gebilde verfügt. Schon das innere Gefüge des mittelalterlichen Reichs besaß nur eine relative Festigkeit. Sie nahm ab, je weiter ein zugeordnetes Reichsglied vom Reichskern entfernt lag. Aber obgleich Burgund, dieser lose gebundene Gliedraum, der als „Pufferstaat" konstruiert war, über den Zustand einer Neutralitätszone mit den geringen Vorteilen und den großen Gefahren dieses Zwischengebildes nicht hinauswachsen konnte; obwohl es nach dem Verfall der Reichsmacht dem Schicksal der Aufsplitte-

Digitized by Google

rung in seine romanischen und germanischen Bestandteile nicht entging, die dann freilich dem Reich den nördlichen germanischen Teil noch bis in die jüngste Neuzeit hinein gesichert hat; obwohl es, als das Reich seine große magnetische Kraft verloren hatte, zwischen der Mitte und dem Westen schwankte: jene besondere Art der Bindung, die kleinen Nebenräumen des Reichsbaues ein bestimmtes Maß ihrer inneren Selbständigkeit beläßt, weil ihre wesentlichen reichischen Funktionen darin bestehen, im außenpolitischen System einen zugemessenen Auftrag zu erfüllen, gehört zu den typischen Erscheinungen der Reichsstruktur. Und sie erwies sich auch so lange als möglich, als das Reich der maßgebende Träger der europäischen Ordnung war und die große europäische Politik aus der Fülle der Macht heraus verantwortlich steuerte. Denn nicht eine mechanische Unterwerfung verlangt das Ordnungsgesetz des Reiches, sondern ein System gestufter Angleichungen, das völkische Selbständigkeit und reichische Aufgabe nach dem Maßstab und den Notwendigkeiten reichischer Obergewalt gegeneinander auswiegt.

Von den Notwendigkeiten und den Gesetzen des außenpolitischen Reichssystems her sind auch die reichischen Funktionen Italiens zu bewerten. Wie Burgund war auch Italien ein eigenes Königreich, das sich vom südlichen Alpenrand bis etwa zur Mitte der Halbinsel erstreckte; wie die burgundische, so trug der deutsche Kaiser auch die italienische Königskrone; das Reichsrecht galt hier wie dort, aber auch in Italien war die Heerpflicht derart eingeschränkt, daß Heeresfolge nur innerhalb des Königreiches selber geleistet wurde. Rein verfassungsrechtlich steht also auch dieses Nebenkönigreich nicht mit unbedingten Bindungen innerhalb des Reichsverbandes.

Um wieviel enger war es trotzdem mit den Reichsgeschicken verknüpft als der durchaus ähnlich strukturierte burgundische Raum! Gerade an Italien wird die zwingende und zusammentreibende Gewalt der außenpolitischen Kräfte deutlich, mit denen das Reich sich in die ungeformte staatliche Welt des Erdteils hineinformte. Mehr als die verfassungsrechtlichen Verhältnisse verleihen sie den einzelnen Reichsgliedern ihre vitale Bedeutung. Denn ganz anders als Burgund, das in die außenpolitischen Kämpfe des Reichs nur selten unmittelbar einbezogen wurde und das auch in seiner geopolitischen Funktion als Beherrscher der westlichen Alpenpässe nur eine Flankenstellung zu sichern hatte, beherrschte Italien in der reichischen Ordnung ein entscheidendes Kraftfeld. Am Südrand des Königreichs erhob sich im Kirchenstaat der Machtraum des weltgeschichtlichen Gegners des Reichs, und weil Italien der gegebene militärische Aufmarschraum für den ewigen Kampf war, versammelten sich in ihm wieder und wieder die konkretesten reichischen Energien. Die entscheidenden Schlachten, in denen um die Führung Europas gerungen wurde, tobten auf seinem Boden, zugleich war es die Brücke zum Herzen des Gegners, die besitzen mußte, wer den römischen Anspruch, Gewalt zu haben über Europa, bekämpfte. So aber gingen die gewaltigen Aufgaben, die im Osten die Marken besaßen, in gewandelter Form auch auf Italien über, und wenn auch in den Marken die Verfassung des Reichs uneingeschränkter galt, weil sie zugehörige Glieder des Reichskerns waren, so ballten sich im italienischen Raum die Kräfte der reichischen Politik zu weitaus geschlossenerem Einsatz. Nicht formale Gesetze bestimmten somit das Maß der Bindung, sondern die Wirklichkeiten des politischen und militärischen Kampfes, der den reichischen Kernraum und seinen italienischen Gliedraum zur realen Schicksals-

Digitized by Google

gemeinschaft zusammenschloß. Weil die Politik und die Planung des Reichs sich hier vollzogen, weil der Kaiser und die in ihm verkörperte Reichsmacht hier immer wieder anwesend waren, weil ein angegliederter andersvölkischer Raum sich somit bis zur äußersten Sättigung mit den Energien ordnender Reichspolitik erfüllte, ist Italien genau wie die Marken zu einer Lebenszone in dem vom Reich getragenen europäischen System geworden. Niemals ist es zur Halbheit eines Neutralitätskörpers hinabgeglitten, in dem sich der Randstaat Burgund befand.

Den schicksalhaften Zwang dieser sehr engen Zuordnung hat Italien bis zur gegenwärtigen Stunde gespürt. Und für immer hat auch Italien es bezeugt, daß der politische Rang eines vom Reich beeinflußten nichtdeutschen Raums sich nicht nach formalen Abhängigkeiten bestimmt, sondern nach der politischen Wertigkeit, die er im europäischen Ordnungssystem besitzt. Wenn die reichische Politik zu wahrhaft konstruktiven Ergebnissen durchstößt, erweist sie sich als große Raumpolitik, die den Erdteil zu einem überspannenden politischen Körper formt, indem sie ihn in seine organischen Zonen gliedert. In deren weitem Ring aber steht Italien als eines der bedeutendsten Kraftfelder des europäischen Geschichtsraums.

Der aus den Stämmen zur Einheit zusammengeschlossene Kernraum, der vorwärtsdrängende und ordnungwirkende Gürtel der östlichen Marken, die ruhigen, aber von der Gefahr der Neutralisierung bedrohten westlichen Randlandschaften, das loser gebundene Schütterfeld des burgundischen Nebenreichs, das Aufmarsch- und Brückenland des Königreichs Italien – all diese Teilgebiete gehören als Gliedräume unmittelbar zum ersten Reich der Deutschen. Neben ihm besteht in Europa keine vergleichbare Macht. Die zum Reich vereinte europäische Mitte trägt und führt den Kontinent, weil sie das Höchstmaß der damals erreichbaren Einheit in sich verwirklicht hat.

Dieses Reich, lebendig gegliederter Körper, dessen Teilräume zu verschiedenartigen Aufgaben angesetzt sind, beschränkt seine formenden Energien aber nicht auf das Gebiet, das seine Grenzen umschließen, sondern trägt seine Gestaltungskräfte auch darüber hinaus. Das Gewicht seiner Macht und die Ausstrahlung seines ordnenden Führertums schließen in bündnisähnlicher Angliederung auch eine große Reihe *selbständiger* Staaten in das System seiner europäischen Politik ein. So sehr auch schon Burgund, Italien und die Marken in ihrem Wesen durch außenpolitische Aufgaben bestimmt sind, als Teile des Reichs, zu dem sie nach Recht und Schicksal gehören, erfüllen sie ihre äußeren Funktionen doch innerhalb des reichischen Rahmens. Jene anderen europäischen Staaten aber, die durch vielerlei Abhängigkeit in das System reichischer Außenpolitik eingebaut sind, treten damit nicht in den Reichsverband als solchen ein. Sie behalten die eigene Souveränität, aber sie werden zu Gliedern in der vom Reich geführten gesamteuropäischen Ordnung. Das wichtigste technische Mittel, durch welches dieses außenpolitische System aufgebaut und zusammengehalten wird, ist die Lehnsverfassung. Das Reich wird die europäische Führungsmacht, indem es durch die Möglichkeiten der Lehnsordnung auch selbständige europäische Nationalstaaten an sich bindet.

Das Lehnssystem war ursprünglich ein Element des *inneren* Staatslebens. Es bestand darin, daß der König „Landleihe um des Kriegsdienstes willen" vornehmen konnte, weil das Zeitalter der Überzeugung lebte, „daß aller Grund und Boden dem König gehört und von ihm mit allen daranhängenden Rechten verliehen wird gegen

Digitized by Google

Dienst" (Karl Brandi). Als diese Grundsätze von den inneren Bereichen der Einzelstaaten auch auf die Außenpolitik übertragen wurden, bekundete sich darin ein umfassender Herrschaftsanspruch: wer sich die Macht zuschrieb, neben dem kleinen Binnenbesitz auch fremde Staaten als Lehen verteilen zu können, postulierte ein Oberrecht über diese Räume. Naturgemäß konnte zwischen dieser Haltung und dem Eigenwillen der entstehenden kleineren Staaten sich ein Verhältnis der Spannung entwickeln. Aber wiederum bezeugt es die feine und dennoch eindeutige Führungskraft des Reiches, daß die mögliche Spannung schon im Ansatz ausgeglichen wurde durch Bindekräfte von größerer Wirklichkeit. Da dem Reich überdies *freie* Anerkennung gezollt wurde, blieb seinem Ordnungssystem jene primitive Art der Gewaltübung fern, die die späteren imperialistischen Herrschaftsunternehmungen von Ludwig XIV. bis herauf zum Versailler Diktat kennzeichnet.

In zwei großen Zonen hat das Reich sein europäisches Ordnungssystem aufgebaut: im Osten und im Mittelmeerraum. Wiederum erscheint der Westen außerhalb des Arbeitsfeldes aktiver Reichspolitik, wiederum greift das Reich über seine Grenzen an Schelde, Maas und den Westrändern des Rhonetales nicht hinaus.

Im Osten und Nordosten hat das Reich die Oberlehnsherrschaft ausgeübt über Böhmen, Polen, Ungarn und Dänemark. Dies bedeutet nicht, daß das Reich in diesen Gebieten totale Macht besaß; sie hatten vielmehr eigene Herrscher und eigenes Recht und der Kaiser verfügte in diesen außerreichischen Staaten über keine Amtsgewalt. Aber indem sie die Lehnshoheit des Reiches anerkannten, beugten sie sich vor dessen höherem *Rang*. Für das Mittelalter war dies kein lediglich theoretischer Vorgang. Weil es in den Angelegenheiten des Reichs durchaus politisch empfand, war der Instinkt für den realen Wert eines hierarchischen, sich in Ordnungsstufen bewegenden Denkens immer lebendig. So wurde das Reich als die politische Vormacht bewertet, weil es von vornherein als die rangmäßige Vormacht galt. Nicht daß die lehnsabhängigen fremden Staaten gelegentlich Tribut oder Heeresfolge leisten mußten, gibt diesem System somit seine ungemeine politische Bedeutung. Aber daß sie sich einer höheren Ordnung beugten und im deutschen Kaisertum „die Quelle aller Königreiche und Völker" (Otto von Freising) anerkannten, hat die deutsche Hoheit auch in Zonen befestigt, über die sich die äußere Amtsgewalt nicht mehr erstreckte.

Am engsten unter all den lehnsabhängigen Staaten des Ostens war *Böhmen* an das Reich gebunden. Von Anbeginn leistete es Tribut und Heeresfolge, und wenn es auch unter der Regierung eigener Herren stand, so hatte doch der Kaiser das wichtige Recht, Bischöfe einzusetzen. Weil aber in den hohen Zeiten der Reichskirche die Bischöfe zuerst als Reichspolitiker und dann erst als Kirchenfürsten wirken sollten, bedeutete dies Recht, daß der Kaiser mit ihrer Ernennung die Einsetzung von Vertretern des Reichs, von Reichsstatthaltern, erstrebte. Die Südost-Mark und die sich vorwärts bewegenden Marken Mitteldeutschlands schlossen den böhmischen Kessel ein. Je dichter in der Folge auch Schlesien von Deutschen besiedelt wurde, desto inniger wurde die deutsche Umrandung des Kessels. Zudem saßen seit alters an seinen Grenzen und in Inseln Deutsche mitten im slavischen Volk. Es war kein Wunder, daß die Fülle solcher Verflechtungen Böhmen mit seinem Nebenfeld Mähren in einer Weise ans Reich band, als sei es über alle verfassungsmäßigen Eigenrechte hinweg organisches Reichsglied.

Digitized by Google

In der Tat ist Böhmen 1000 Jahre hindurch mit dem Reich verbunden geblieben und sogar echter Bestandteil des Reichs geworden, als seine Fürsten zu Kurfürsten erhöht wurden. So aber hatte der Raum, um den sich der mitteleuropäische Osten wie um die natürliche Achse ordnet und von dem aus er beherrscht und bewegt werden kann, seine Lebenskraft immer nur aus dem Zusammenhang mit dem Reiche gezogen. Ein natürlicher Zustand, denn die besonderen aktiven Raumfunktionen, die dem böhmischen Kessel innewohnen, können nur von einem Volke mit zureichender politischer Schöpferkraft konstruktiv gestaltet werden. Die wenigen Versuche beschränkt tschechischer Aktivität haben, von den hussitischen Unternehmungen bis zur modernen Tschechoslowakei, keine Konstruktion bewirkt, sondern eine Unruhe ausgelöst, die das ganze östliche Mitteleuropa anarchisch erschütterte, weil sie dessen Kernraum aus seiner natürlichen und geschichtlichen Verbindung mit den bauenden Kräften des Reiches rissen.

Beiläufig 200 Jahre lang hat auch Polen als Lehnsstaat im europäischen Kraftfeld des Reichs gelebt. Gegen die Pflicht zu Tribut und Heeresfolge hat es dabei Ordnungskräfte eingetauscht, die das Land überhaupt erst zur Lebensfähigkeit erschlossen. Gewiß war es immer wieder der Neigung verfallen, sich gegen das Reich zu erheben, aber immer wieder war es in den gemäßen Zustand der Anlehnung zurückgeführt worden. Polen war niemals in seiner ganzen aktiven Geschichte aus eigener Kraft zu Bedeutung hochgestiegen. Sein erster großer König Boleslaw Chrobry war ein Sohn des Normannen Mistka-Dago, der den polnischen Staat gegründet hatte; das Fürstengeschlecht aus der äußeren Glanzzeit Polens, die Jagiellonen, stammte aus Litauen; Stephan Bathory, die nächste große Gestalt auf dem polnischen Thron, war ein siebenbürgischer Ungar; und ehe das reinbürtige Polentum des Adels den Staat zu anarchisieren begann, hatten sich noch die schwedischen Wasas um seine Führung bemüht. In dem ganzen Zeitraum, da sich fremde Könige mit Polen identifizierten, beansprucht die Zeit der Lehnsabhängigkeit vom Reich einen besonderen Rang: damals hat Polen durch die deutschen Siedler, die seine Könige und sein Adel ins Land riefen, die Substanz an Ordnungskräften gewonnen, mit denen es durch seine spätere Geschichte schritt. Der deutsche Lehnsstaat Polen ist für das Reich nie eine besondere Hilfe gewesen. Doch trotz aller zähen zeitweiligen Auflehnungen ist er dem Reich von Natur aus zugeordnet geblieben, weil er sich weder aus eigener Schöpferkraft staatlich vollenden, noch auf die Dauer unter der Herrschaft ähnlich unzureichender Nebenstaaten des östlichen Mitteleuropas leben konnte. Die deutsche Lehnsherrschaft über Polen ist der erste Ausdruck dieser grundlegenden europäischen Tatsache. Sie hatte nicht zur vollen Angliederung geführt. Aber weil sie die Anerkennung des höheren Rangs des Reiches einschloß, weil sie die Durchdringung des Landes mit deutschen Ordnungsträgern und damit seine langsame Aufbereitung zu einem künftigen deutschen Lebensraum ermöglichte, weil sie dem alten Reich seine östliche Verpflichtung immer wieder ins Gedächtnis rief, hat sie das deutsche Oberrecht und den deutschen Führungsanspruch in einer Zone wachgehalten, die der Gefahr der Anarchisierung besonders leicht erlag. Noch in unseren eigenen Tagen sind wir darüber belehrt worden, wie sehr die Aufsplitterung dieser zwischeneuropäischen Zone die Existenz Europas selber gefährdet. Als der mitteleuropäische Osten unter der Führung des Reiches stand, war er in einer Form der Abhängigkeit gebunden, die ihm das gebührende Maß an innerer Selbständigkeit beließ und ihn dennoch einem höheren und verantwortlicher gehandhabten politischen Gesetz unterstellte.

Digitized by Google

Auch Ungarn und Dänemark gehörten dem östlichen Ordnungssystem des Reiches an. Bei beiden hatte die Lehnsherrschaft freilich nicht allzulange gewährt. Aber auch als sie formal gelöst war, dauerten die realen Verflechtungen in das deutsche System fort. Namentlich Ungarn und mit ihm der mittlere Donauraum blieben durch die Ketten gebunden, die der deutsche Siedlerstrom, die deutsche Kulturbewegung und die deutschen Familienbindungen durch die Gefüge des Landes spannten. Auch Ungarn lag vor dem geschlossenen Körper des Reichs als ein Interessenfeld und als organisches Glied der europäischen Ordnung, die in der Mitte des Erdteils einen Kraftraum von ungeheurer Anziehung sah, der die kleineren eigenständigen Staaten in sein übergreifendes Gesetz zog.

Eine besondere Stellung aber in der Reihe dieser Teilräume des mitteleuropäischen Ostens, die dem Reich als natürliche Einflußfelder zugeordnet sind und in die seine ausstrahlende und anziehende Macht auch in den Zeiten der verfassungsrechtlichen Emanzipation strömt, nimmt der eigentümliche Staat des deutschen Ritterordens ein. Vom Reich aus sich herausgesetzt, aber zugleich von dem einheimischen Landesfürsten, typischerweise einem Polen, als Schutzmacht gerufen, ganz von der eigenen Kraft seiner Führer getragen und dennoch dem Reich in vielerlei Bindung verhaftet, nach eigenem Gesetz geleitet und zu eigener Rechtsordnung strebend, aber zugleich von den Ordnungskräften des Reichs gesättigt, so legt er sich wie ein riesiger Raum vorgetriebener Macht um die süd- und südöstliche Ostseeküste, ein Kriegerstaat mit herrentümlicher Gliederung, der im Zeitalter nicht seinesgleichen hat. Aber gerade in seinem betonten Machtcharakter weist er auf die Führungsaufgabe des Reiches mit besonderer Klarheit hin, weit in die späteren Zeiten voraus. Schon an der Westgrenze des Reichs war die Gefahr der unzureichenden machtmäßigen Rüstung nicht gebannt worden. Auch die lehnsmäßige Angliederung des Ostens ermangelte jenes totalen Aufgebots an konkreter Macht, das die lose Zuordnung zu vollendeter Einordnung verwandelt hätte. Der kriegerische Ordensstaat aber hatte, künftige Möglichkeiten um Jahrhunderte vorweg nehmend, sein bindendes und ordnendes Werk mit einem Machteinsatz vollendet, wie ihn nur die großartige Einseitigkeit einer gegen beschränkte Räume vorgetriebenen Vorpostenstellung ermöglicht. Der keilförmige Staatskörper, den er bis ins Baltikum hineinschob und der seine stärksten Energien in der kämpfenden Spitze versammelte, gedieh so zu einer unerhört geschlossenen Zelle reichischen Einflusses. Wie die Flankenstellungen der österreichischen Mark und des mitteldeutsch-schlesischen Raumes den böhmischen Kessel zur engen Anlehnung an das Reich trieben, so hat auch der Flankendruck, den der Ordensstaat auf Polen ausübte, nicht wenig dazu beigetragen, dessen natürliche staatliche Unterwertigkeit zu vergrößern. Gewiß sind im Mittelalter diese Verhältnisse nicht mehr zur vollen Auswirkung gekommen. Aber bis in die eigene Gegenwart hinein haben sie einen Schwebezustand aufrechterhalten, der eines Tages zu seiner natürlichen Lösung reifen mußte. Nicht zum geringsten war es der Ordensstaat, der den riesigen Ostraum in das Schwerefeld des Reiches trieb. An ihm wie an den Marken, die sich im Laufe der Jahrhunderte immer dichter mit den Energien des Reichskerns gesättigt hatten, fanden die mannigfaltigen losen Bindungen zwischen dem Reich und dem Osten den machtmäßigen Rückhalt. Wenn sich der lose zugeordnete polnische Raum mit einer Inselflur deutscher Siedlungen erfüllte und diese sich zu halten vermochte, wenn über dieses mit deutschem Blut durchsetzte Gebiet

Digitized by Google

sich noch die Zone hinausschob, in der die deutschen Stadtrechte galten, wenn die Sprache des Reichsvolkes zur Bildungs- und dann zur Verkehrssprache des nahen Ostens wurde, dann sind diese Erscheinungen subtilerer Zuordnung zu bleibenden politischen Kräften verfestigt worden lediglich durch die Machtgebilde, die das Reich in den staatlich labilen östlichen Raum vorschob.

Immer aber, bei jedem der Staaten zwischen der Bucht von Reval und dem südlichen Karpathenkamm, blieb das Bild des Ostens das gleiche: in vielfältigen Formen ordnet er sich dem Kraftfeld des Reiches ein, das ihn völkisch, sozial und politisch gliedert, weil es die höhere Schöpferkraft und die gebietende politische Ordnung in sich trägt.

Das außenpolitische Ordnungssystem des Reichs im Mittelmeerraum formte sich im Verlauf des Kampfes mit dem Papsttum. Seine Gestalt wurde durch die Notwendigkeit bestimmt, die Machtzelle der päpstlichen Weltherrschaftsidee, den Kirchenstaat, unter erhöhten Druck zu setzen. Dies führte zu seiner Einkreisung, also zum deutschen Griff nach Süditalien. Gleichzeitig mit der Besetzung Süditaliens wurde die ganze Mittelmeerfrage mit ihrer besonderen Raumgesetzlichkeit in das Aktionsfeld des Reiches gezogen. Da sie sich während der Kaiserzeit in den Auseinandersetzungen des Kreuzzugproblems politisch manifestierte, blieb die Einflußnahme des Reichs auf den Osten des Mittelmeers beschränkt, den gleichen Raum, der schon in dem großen Kampf des nordafrikanischen Vandalenstaates mit dem byzantinischen Kaiserreich eine weltgeschichtliche Auseinandersetzung um die Vormacht gesehen hatte. Jeder Raum verlangt Herrschaft; als das Reich in Unteritalien unmittelbarer Anrainer des östlichen Mittelmeers wurde, sah es sich so, obwohl seine ursprünglichen Interessen auf Italien selber beschränkt waren, in die besonderen Fragen des östlichen Mittelmeerraumes verstrickt.

Die Umzingelung des Kirchenstaats von Süden her wurde erwirkt, als der Staufer Heinrich VI. in Palermo mit der normannischen Krone gekrönt wurde: das normannische Unteritalien, Erbreich von Heinrichs Gemahlin, wurde damit zum Reichsgebiet. Im Kampf mit dem Weltherrschaftswillen des Papsttums besaß es zunächst wehrpolitische Funktionen; zum oberitalienischen Aufmarschfeld trat es hinzu als eine neue strategische Stellung in der kaiserlichen Kriegspolitik. Zum erstenmal war damit ganz Italien in die europäische Ordnung eingebaut, die das Reich führte. Zum erstenmal erstreckte sich die den Erdteil gestaltende Kraft als geschlossener Körper von den Küsten der Nordsee bis zum Kap Possero, der südlichen Spitze Siziliens.

Mit der Herrschaft über Unteritalien waren auch normannische Herrschaftsrechte und Abhängigkeiten im Mittelmeerraum auf das Reich übergegangen. So war der Nordrand der afrikanischen Gegenküste, das Hoheitsgebiet der maurischen Almohaden, unteritalienischer Tributstaat gewesen; er zahlte seine Tribute künftighin an den Kaiser. Dieselben Striche, die 700 Jahre später, als das deutsche und das italienische Reich in wiedererweckter Gemeinsamkeit Europa erneut zu ordnen begannen, zum italienischen Kolonialgebiet gehören, waren von der Ausstrahlung des mittelalterlichen Reiches erfaßt worden, als dieses unter Heinrich VI. die größte räumliche Weite umspannte. Gleichzeitig hatte der Kaiser auch das alte byzantinische Reich zur Tributzahlung bestimmt und damit neben der kleinasiatischen Küste und einem zu Byzanz gehörigen Streifen am Schwarzen Meer die ganze Balkanhalbinsel von Belgrad bis zum Peloponnes und

Digitized by Google

zu Kreta in die Gefolgschaft des Reiches gezwungen. An der kleinasiatischen Südküste aber hatten sich die Königreiche Armenien und Cypern in die Lehnsabhängigkeit vom Reich begeben. Wie während der Völkerwanderungszeit das westliche Mittelmeer ein germanisches Binnenmeer war, so überzog der Einfluß des Reichs nunmehr das östliche Mittelmeer, den Raum des großen Kreuzzugkampfes um das „Heilige Land", hinter dessen religiösen Vordergründen sich die niemals bereinigte weltgeschichtliche Auseinandersetzung zwischen Europa und dem arabisch-nordafrikanischen Maurentum verbarg. Es bezeichnet endlich die überkühne Weite dieses reichischen Denkens, daß im losen, nicht ursächlichen Zusammenhang mit den Kreuzzugsproblemen auch England in die Lehnsabhängigkeit gezwungen wurde - das gleiche England, das zu dieser Zeit die französische Atlantikküste beherrschte.

Freilich, weder die englische, noch die ostmittelmeerischen Zuordnungen bargen in sich die Gewähr für längere Dauer. Wie das damalige England mit der mitteleuropäischen Kontinentalpolitik des Reiches keine organische Berührung hatte und deshalb nicht mit ihr verknüpft werden durfte, so war auch die Herrschaft über das östliche Mittelmeer nur ein natürliches Anliegen Italiens, nicht des Reiches selber. So gewaltig die raumweite Phantasie erscheint, die diese Zonen der Machtstrahlung des Reiches einbezog, so fragwürdig war es, in diese Randfelder reichischer Auswirkung mit Energien hineinzustoßen, die an anderen Stellen des Reichsgefüges größere Verdichtung bewirkt hätten und den späteren Abbau der Außenposten doch nicht verhindern konnten. Die Ordnungsaufgabe des Reichs liegt im gemäßen, nicht im entlegenen Raum beschlossen. Zwar wird seine Macht und sein Rang über die ganze Erde hin gespürt. Doch für seine konkreten Gestaltungen ist ihm ein zugemessenes Feld bestimmt. Als sich Byzanz und Nordafrika unter seine Hoheit beugten, war dies ein Zeugnis des weltweiten Ansehens, das der Kaiser des Reichs genoß. Aber es durfte niemals als Zeichen realer und dauernder politischer Möglichkeit gewertet werden. „Die Zeiten waren für immer dahin, wo ein einziger Wille von den schottischen Bergen bis zum Toten Meere gebieten konnte" (Dietrich Schäfer).

Das Reich bedurfte dieser überweiten Raumspannung auch nicht. Als der politische Körper der europäischen Mitte zeichnete es für alle Zeiten eine Lebensform vor, in der sich ein völkisch geschlossener Kern mit besonderer Gestaltungs- und Führungskraft und ein weites System von Gliedräumen, die in vielförmiger Bindung leben, zu einem plastischen Gebilde einen.

Denn was ist, über alle zeitlichen und räumlichen Bedingtheiten hinweg, das gestalterische Prinzip dieses besonderen deutschen Typus „Reich"?

Der deutsche Kern organisiert kraft seiner höheren politischen Potenz um sich als bestimmende Mitte eine Gruppe andersgearteter Räume, die völkisch durchaus eigenständig sein können, zu einer politischen Gemeinschaft; in ihr sind die deutsche Führung und die andersvölkische Eigenständigkeit in organischer Stufung ausgewogen.

Damit wird zugleich die natürliche Gliederung Europas erreicht. Sie findet ihren klarsten Ausdruck darin, daß, im großen gesehen, das Reich den europäischen Westen als eine außerhalb seiner aktiven Rauminteressen liegende Zone betrachtet, hingegen den

Digitized by Google

europäischen nahen Osten, der kein eigenes staatliches Gebilde von überzeugender Sicherheit hervorgebracht hat, seiner Gestaltung unterstellt; das südliche Mitteleuropa, Italien, erscheint in den großen Zeiten der Reichsgeschichte dem Reich koordiniert.

Die analysierende Betrachtung des Reichsgefüges lehrt, daß im völkisch einheitlichen Kernraum uneingeschränkte Bindung erstrebt wird, während die zugeordneten Gebiete in unterschiedlich enger Abhängigkeit gehalten sind. Neben weitgehend selbständigen Gebieten stehen in der vom Reich geführten europäischen Ordnung Landschaften, die wesentlich nur ins Wehrsystem des Reiches gehören; ausgesprochene Tributstaaten reihen sich ihnen an; manche Räume befinden sich in einem Zustand der immer inniger werdenden staatlichen Einverleibung und auch der völkischen Inbesitznahme; in anderen deuten sich Puffergebilde an, die einen Spannungsausgleich bewirken sollen; sehr selbständige Staaten mit eigenen Raumaufgaben erkennen durch Lehnsbindung das Führungsrecht des Reiches an; andere Räume sind trotz aller inneren Eigenständigkeit mit dem Reiche völlig verwachsen, weil dieses seine große Politik in ihrem Gebiet vollzieht und sie damit in sein höheres Schicksal bindet.

Wer sich nicht von der Neigung freimacht, die konkreten Kraftverhältnisse des Mittelalters nach den politischen Wertungen eines etatistischen Denkens zu messen, wird in einem so bunt gegliederten System zuerst die Zeichen der Schwäche erkennen. In der Tat sind Mängel und Unreife augenfällig. Selbst wenn man bedenkt, daß das Mittelalter die straffen zentralistischen Bindungen, die jedes moderne Staatssystem verlangt, nicht in voller Ausschließlichkeit nötig gehabt hat, weil auch die zentrifugalen Kräfte nicht zu moderner Heftigkeit gediehen waren, wird man die ständige Bedrohtheit des Reichsbaus nicht übersehen. Daß nur dort wahrhafter Zusammenhalt verwirklicht war, wo die im Kaiser verkörperte Reichsgewalt in persönliche Tätigkeit trat; daß weite Räume, wie etwa Burgund namentlich in seinen romanischen Südprovinzen, leicht der Entfremdung verfielen, weil ihre besonderen Aufgaben nicht zuerst auf das Reich, sondern auf das Land bezogen waren; daß umgekehrt große Teilgebiete, wie die östlichen Marken, die ordnenden Aufgaben des Reichs selber übernehmen mußten, weil die Reichsgewalt wesentliche Kräfte in anderen Kampfräumen eingesetzt hatte: dies alles sind Wahrheiten, in denen die Vorläufigkeit, der ansatzmäßige, umrißhafte, nur vordeutende Charakter des Reichsbaus deutlich sichtbar wird. Vor allem aber enthüllt den noch nicht ausgereiften Zustand das partikularistische Problem, die schwerste und sprengendste Frage unserer Geschichte. Sie ist zunächst eine Frage des inneren Reichsgefüges, nicht eine Frage der reichischen Aufgliederung Europas. Aber weil ihre Spannungen und ihre Zersetzungen den innersten Reichskern, also den kraftspendenden Zellkörper des Festlandes, nicht das Höchstmaß magnetischer Energie erreichen ließen, das, ausgestrahlt, die Bindung der angegliederten Räume zu höchstmöglicher Dichte bewirken mußte, ist dieses deutsche Innenproblem auch das entscheidende Hindernis für den dauernden reichischen Aufbau Europas geworden. Jede übergreifende reichische Ordnung ist von der Geschlossenheit der Kräfte abhängig, zu der sich der Reichskern sammelt. Das erste Reich aber hat seinen Reichskern in der Tat nur zu einer relativen Geschlossenheit zu binden vermocht. Immer wieder war die kaiserliche Reichsgewalt von der fallweisen Zustimmung der fürstlichen Teilgewalten abhängig. Immer wieder ist die Zustimmung verweigert worden. Nicht selten hat das Reich die vitalsten Entscheidun-

Digitized by Google

gen verloren, weil meuternder Partikularismus ihm die schuldige Gefolgschaft versagte. Dies ist um so schlimmer geworden, je mehr sich die fortschreitende Zeit von den Bedingungen des kaiserlichen Mittelalters entfernte, das noch nicht die absolute Straffung des innerreichischen Zustands verlangte, weil der Zusammenhalt bereits verbürgt war, sofern nur die innere Einheit des Reichs die der Nachbarstaaten überragte. Als aber Prinz Eugen seinen späten Reichstraum träumte, in einer Zeit, die allenthalben die unvergleichliche Gewalt innerer staatlicher Konzentration erprobt hatte, drang der übergreifende Wille des Reichs über das Gestrüpp der partikularistischen Vereinzelung überhaupt nicht mehr hinaus. Die 300 Jahre hoher kaiserlicher Reichswirklichkeit und die 700 Jahre des Reichsverfalls, aus denen zuweilen ein glühender Wille zum Reich aufleuchtete, haben als tiefste Lehre die Einsicht hinterlassen, daß die übergreifende Reichsordnung, die das mittelalterliche Reich im großen Ansatz, aber eben nur im Ansatz vorgezeichnet hatte, die Zerschlagung der partikularen Hybris voraussetzte. Tausend Jahre haben sich an der Verwirklichung dieser Erkenntnis versuchen müssen, ehe das innere Problem gelöst und damit die Wiederaufnahme der äußeren Ordnungsaufgabe möglich wurde.

Denn wenn das partikularistische Problem als die entscheidende negative Einsicht aus der tausendjährigen Reichsgeschichte uns überkommen ist, als positives Erbe hat uns das erste Reich der Deutschen doch das Prinzip seiner Ordnungsmethoden hinterlassen, das gültig bleibt über alle Bedingtheiten der Zeit hinweg: die völkisch geschlossene und staatlich soweit wie möglich gestraffte deutsche Mitte gliedert die europäischen Teilräume in den vielerlei Formen der totalen Einbeziehung, der weitgehenden Abhängigkeit, der loseren Zuordnung, der bloßen Einflußnahme zu einem gemeinsamen Ganzen. Man neigt dazu, die Möglichkeit einer so unregelmäßigen Ordnung zu verneinen. Seitdem wir aber des ungeheuren Anblicks, wie Reiche entstehen, selber teilhaft geworden sind, tut sich über einen vielhundertjährigen Abgrund hinweg die reale Kraft der alten Reichsordnung ohne Verhüllung kund. Denn wie das alte Reich, so formt auch das werdende neue das ewige Feld seiner Aufgaben nicht nach einem zentralistischen Schema, sondern nach den räumlichen und völkischen Gegebenheiten. Das reifste geschichtliche Urteil vermittelt nicht die Abstraktion, sondern die Anschauung. Ist die Form, in der etwa das alte Burgund ins Reich gefügt war, im Wesen, nicht in zeitbedingten Äußerlichkeiten von der Form der Angliederung des heutigen Böhmen und Mähren grundsätzlich verschieden? Wird nicht auch das Verhältnis zwischen dem Protektoratgesetz und dem Status des Generalgouvernements von einer deutlichen Stufung bestimmt? Niemals läßt sich das eigentümliche Schutzsystem, mit dem das neue Reich sich die Slowakei zugeordnet hat, in den Kategorien des etatistischen Denkens unterbringen. Aber innerhalb der Formtraditionen des Reichs erscheint es als eine seit alters bewährte organische Regelung. Und gewiß ist das Lehnssystem als formales Ordnungsprinzip längst in die Tiefe der Zeit gesunken. Aber das besondere Verhältnis der Beugung, das sich in ihm bekundet, hat in der Anerkennung raumpolitischer Zusammengehörigkeiten, wirtschaftlicher Abhängigkeiten und führungspolitischer Überordnung, die dem Reich heute in ganz Europa widerfährt, die moderne Erneuerung gefunden. Die Begegnung des alten Reichs mit seiner Umwelt vollzog sich in einer Ausstrahlung, die sich vom konkreten Anschluß bis zu feinster ideeller Einflußnahme stufte. Aber sie vollzog sich nie nach dem mechanistischen Schema, das der spätere westliche Imperialismus ent-

Digitized by Google

wickelt hat. Dieser Form politischer Ordnung hat von Anfang an der Sinn für die organische Gegebenheit der Völker und der Räume gefehlt. Das Ordnungsprinzip des Reiches ist gerade von diesem feinsten aller politischen Instinkte getragen. Weil die westlichen Ordnungsschemen uniformieren, blieben die von ihnen bestimmten politischen Konstruktionen in der zeitlichen und ideellen Enge äußerer Gewalt haften. Das weitgespannte und - theoretisch - großartige imperialistische System Napoleons hat nicht einmal in Frankreich echte Überlieferung zu bilden vermocht. Auch Ludwig XIV., der klarste Vertreter des französischen Prinzips, hat seinem Volk nur einen negativen politischen Auftrag hinterlassen, der in der Zerschlagung des Reichs und der beschränkten Sicherung des französischen Besitzstandes seinen kleinen Sinn sah. Die europäische Ordnungsaufgabe des Reichs hingegen ist selbst in den trüben Zeiten der Reichsgeschichte nicht nur in Deutschland, sondern auch bei allen Völkern, die sie einmal gespürt hatten, im Untergrund als lebendige Möglichkeit anerkannt geblieben. Niemals wurde das Gefühl für die geheime Zusammengehörigkeit des Reiches und Italiens vollständig aus dem europäischen Bewußtsein getilgt. Niemals hat der europäische Osten das Wissen verloren, daß er in seiner politischen Lebensmächtigkeit dem Reich zugeordnet sei - wenngleich sich dies ursprüngliche Wissen in hybriden Stunden zuweilen als Haß und als Angst äußerte. In der untersten und also bestimmenden Schichtung der europäischen Strukturen liegt ein politisches Urverhältnis verborgen, das von den gestaltenden Mächten Europas immer wieder in die geschichtliche Wirklichkeit gehoben wurde. Die Ordnung, zu der das Reich den Erdteil gliedert, hat dieses Urverhältnis am reinsten objektiviert.

Denn am reinsten unter allen politisch tätigen Staaten Europas hat das Reich die elementare Tatsache der besonderen *Wertigkeit* der europäischen Völker begriffen. Es ist nicht eine Folge gewaltmäßiger Beschneidung organischer Lebenszweige, daß der mitteleuropäische Osten keine dauerhaften Staaten von großem Zuschnitt und herrscherlicher Kraft aus sich entwickelt hat. Und nicht zufällig sind seine Völker immer wieder unter die hoheitliche Ausstrahlung des Reichs geraten. Die natürliche Ordnung kennt Völker mit einer elementaren Begabung zum Staat - und also auch mit dem Auftrag und mit dem Recht zum Staat. Sie kennt daneben andere Völker. Weil das geschichtliche Leben viel weniger von Willkür als von ehernen Notwendigkeiten bestimmt wird, ist auch die Rangordnung, die das zur Staatsschöpfung und Herrschaft beauftragte Volk über das staatlich unzulängliche setzt, eine Notwendigkeit. Denn jedes Volk hat seine *gemäße* Kraft zur Vollendung zu bringen, wenn es im Rhythmus seines natürlichen Gesetzes gedeihen soll; und ein Volk begeht die große Sünde wider seinen Ursprung, wenn es der Ehrgeiz an ungemäße Pläne treibt. Daß die Ordnung des Reichs die gemäße Kraft weder bricht noch paralysiert, wohl aber die Irrwege der ungemäßen Experimente enthüllt, gehört zu ihren entscheidenden Kennzeichen - es ist ein Merkmal der Reichsordnung allein. Indem das Reich den zugeordneten Völkern jenes Maß an Eigenständigkeit beläßt, das sie selber zu lebensmächtigen Formen zu gestalten vermögen, hat es das notwendige Prinzip jeder politischen Ordnung, die einen vielvölkischen Raum zu führen hat, gültig entwickelt.

Die geschichtliche Erfahrung lehrt, daß die schöpferische Eigenständigkeit der unter die Hoheit des Reichs geratenen kleinen Völker nicht im Beruf zu wahrhaft führertümlicher *staatlicher* Leistung ruht. Damit *bedürfen* sie der Führung. Mit jedem

Digitized by Google

Jahrhundert, das der geschichtliche Wandel heraufführte, ist dies klarer geworden. Das erste Reich, dem die gnadenlosen Lebenskämpfe der modernen Welt noch unbekannt waren, konnte den zugeordneten Teilkörpern konkreten staatlichen Eigenwillen belassen, ohne in seinem Bestand entscheidend gefährdet zu werden. Ein Zeitalter hingegen, das zur Bewältigung säkularer Aufgaben die höchste Verdichtung aller politischen Kraft verlangt, läßt es nicht mehr zu, daß von der zentralen politischen Kraft des mit der Führung und der Verantwortung beladenen Kernvolks vielerlei staatlicher Teilwille abgesplittert und den Gliedräumen zugemessen werde. So ist die Lage der neuen Reichsgebiete im Osten von einer ehrwürdigen Erkenntnis bestimmt: Volkstum, das in einem tausendjährigen Versuch, sich in einem dauerhaften und selbständigen Staat zu kristallisieren, immer wieder versagte, besitzt seine schöpferischen Möglichkeiten und damit seinen Auftrag zur Selbstgestaltung nicht innerhalb des staatlichen Bereichs. Politische Hoheit gebührt dem führenden Volk. Der besonderen, in Jahrhunderten erhärteten politischen Wertigkeit der zugeordneten Völker, etwa der Polen und Tschechen, erscheint es gemäß, sie mit den vorstaatlichen Belangen - der sozialen Selbstverwaltung, der angepaßten Rechtspflege, der eigenständigen Kulturentwicklung - zu betreuen. Ist dies Gewalt? Es erscheint darin der Vollzug eines tausendjährigen Gesetzes. Die Formen der stufenden Zuordnung wandelten sich. Aber ihr Wesen, das nicht auf Uniformierung und Unterdrückung, sondern auf das gemäße Recht zielt, bleibt unverändert im langen Gang der Zeiten. Es hat dem alten Ordnungsvolk Europas den Oberrang an Führung und Verantwortung gesichert; und es hat zugleich den zugeordneten Völkern die Lebenssphäre gewahrt, in der sie ihr eigentümlichstes Wesen wahrhaft schöpferisch erfüllen können.

Dies bedeutet vor allem, daß die Ordnung des Reichs den völkischen Bestand in den Gliedräumen des Reichssystems nicht antastet. Das erste Reich der Deutschen hat in den rassisch-völkischen Kräften keine Ordnungskategorien gesehen; dennoch war das völkische Wertgefälle eine bestimmende Wirklichkeit auch im politischen Raum, in dessen verschiedenen Abhängigkeitsstufen es sich deutlich ausformte. Mit der Entdeckung der wertgebenden Kraft des Blutes ist in die politische Welt eine Macht eingebrochen, die Anerkennung verlangt. Gerade sie widerlegt von Grund auf den westlichen Imperialismus, der immer auf Nivellierung zielt und sich auch darin dem demokratischen System zugeordnet erweist. Und gerade sie fordert ein übergreifendes Ordnungssystem, das ausgewogene Verhältnisse zwischen den Völkern staatlicher und den Völkern vorstaatlicher Begabung herzustellen gestattet. Führungsrecht und Schutzbedürfnis bedingen einander. Dies kam im ersten Reich zum Ausdruck, als die Führer der östlichen Kleinvölker in genauer Erkenntnis der eigenen staatlichen Wertigkeit die deutschen Träger politischer Baukraft ins Land holten oder sich in den Schutz des Reichs begaben. Mit noch zwingenderer Folgerichtigkeit wiederholt sich der uralte organische Vorgang nach einem vielhundertjährigen, immer wieder gescheiterten Experiment kleinstaatlicher Selbständigkeit heute von neuem. Ein Aon, das auf dem ganzen Planeten großräumige Zusammenschlüsse entstehen sieht, legt mit dem Anhauch seines gewaltigen Atems wieder die elementaren Gliederungen bloß, die der Plunder von Selbsttäuschung und Überhebung lange verhüllte. Aus dem Schutt der großen Niederbrüche steigt die Erkenntnis, daß sich das Zeitalter der autonomen Kleinstaaten seinem Ende neigt. Aber ewig und unveränderbar wird die Wirklichkeit der autonomen Kleinvölker blei-

Digitized by Google

ben. Nur im Verband einer größeren politischen Ordnung finden sie ihr gemäßes Leben.

Als der europäische Westen nach dem enthüllenden Jahr 1918 über das Festland das Netz seiner eigenen Ordnung warf, rief er die nahen östlichen Kleinvölker zu staatlicher Autonomie. Vielleicht geschah dies wirklich nicht nur aus den Erwägungen künftiger Einkreisungspolitik, sondern auch aus dem verschwärmten Doktrinarismus einer Befreiungsidee. In Wirklichkeit hat der Westen seinen vasallischen Schützlingen die Seele zersetzt, weil er sie ohne Gewissen zur rasenden Aufblähung ihrer Möglichkeiten trieb. Von der Angst wie von der humanitären Theorie des Westens ließen sie sich den Instinkt dafür töten, was angemessen sei. Der Instinkt für das Angemessene, für das aus eigener Kraft Erfüllbare aber ist das feinste Kriterium für das Recht, sich zu den Trägern führender Geschichte zu rechnen. Wer sich übernimmt, muß vor der Weltgeschichte blutig bezahlen. Gewiß, der Weltgeist wartet darauf, daß die Völker mutige Griffe tun, um dem Schicksal das Recht auf Form und Herrschaft zu entreißen. Aber wehe dem Volk, das größere Ansprüche wagt, als es mit seiner Kraft zu erfüllen vermag. Dem Schlag, der es an die angemessene Stelle zurückwirft, kann es sich nicht entziehen.

Als die angemessene Ordnung Europas hat sich in der tausendjährigen europäischen Geschichte die des Reiches erwiesen: in der Mitte des Erdteils wie eine gewaltige Säule das tragende und führende Volk, und einbezogen in den Bereich seiner Hoheit und seiner Verantwortung ein Gefüge kleinerer Völker, die im Verband einer gliedschaftlichen Ordnung nach ihren organischen Funktionen leben; in der nahen und weiten Nachbarschaft des gebietenden Baues sodann Räume und Mächte, die von den ausstrahlenden Kräften des Reiches erfaßt sind und ihr Schicksal sich mit ihm verknüpfen sehen. Der realen Formen der Bindung sind viele: sie heißen im Mittelalter Einheit der Krone und Heeresfolge, Tributpflicht und Lehnssystem, sie heißen in der Gegenwart Protektorat und Gouvernement, wirtschaftliche Einheit und Schiedsspruch. Die Form unterliegt dem geschichtlichen Wandel. Doch unverwandelt bleibt das Urverhältnis, das in jeder großen Ordnung zwischen den formenden und den geformten Mächten waltet.

Denn alle diese realen Bindungen sind eingebettet in eine noch höhere Wirklichkeit der Anerkennung reichischer Führungskraft. Niemals hätte im Mittelalter nackte Gewalt allein es vermocht, den Erdteil nach deutschem Gesetz zu gliedern. Was die freie Anerkennung der deutschen Führung erzwang, war das in mythischen Gründen ruhende, uralte Gefühl, daß das Volk der Mitte die Kraft in sich trage, die Welt zu bewegen und die großen Entscheidungen zu verantworten. Es ist ein einziger Klang schier über ein Jahrtausend hin, der Otto von Freising in der Krone des Reichs „die Quelle aller Königreiche und Völker" und Hölderlin im deutschen Volk „das heilige Herz der Völker" erkennen läßt. Und es ist eine schwer beschreibbare, dennoch von klarster Wirklichkeit genau umgrenzte, nirgends verschwommene Erfahrung, daß die Völker Europas im Kaiser des Reichs den beauftragten Herrn und Walter ihrer Geschicke sahen, der sie zwar nicht „regiert" in der Unmittelbarkeit eines Königs mit Gewalt über Leben und Tod, der aber „die Richtung weist" und dessen „auctoritas", dessen ruhigem Führertum zu folgen „den gemeinsamen Zielen entspricht" (Robert Holtzmann) - genau so wie vor unseren eigenen Augen ein halber Erdteil, jäh erwachend, als habe eine tiefe Erinnerung ihn zu neuer Erkenntnis emporgerissen, sich dem deutschen Führer beugt, in dem die echte Ordnung und das echte Maß der europäischen Werte sich wiederhergestellt

Digitized by Google

haben. Man berichtet, daß in balkanischen Bergtälern, in denen die Bauern und Hirten noch so ursprungsnah sind, daß sie mythenschaffende Kräfte besitzen, die alte Geschichte vom Ritter Georg, der mit dem Armen am Wegrand den Mantel teilt, auf Adolf Hitler angewendet werde: eines Tages werde der deutsche Führer kommen und den Armen zu ihrem Recht, der verwirrten Welt zu einer besseren Ordnung verhelfen. Mystik? Belanglose Schwärmerei? Es ist ein Zeugnis für die Ausstrahlung des Reichs, die nicht nur die Materie und die Grenzen, sondern auch die Herzen zu verwandeln beginnt. Materie und Grenzen bleiben nur dann in die neue Ordnung gefügt, wenn nicht die unbesiegbaren Kräfte des Herzens sie in die alten Kreise zurückziehen. Es gehört zum Wesen des Reichs, daß über die Ordnungen von Macht und Raum sich das kristallische Gewölbe eines großen Glaubens an Führung und Auftrag spannt, von dessen Höhen es wie Glockenton in die innersten Winkel der Völker hineinhallt, bis sich deren reine Substanz in Werk und Bereitschaft entbindet.

Der Westen hat dies nie begriffen. Sein Imperialismus zerstört Substanz; die reichische Ordnung weckt die völkische Substanz zu gemäßem Werk und fügt sie in einen organischen Plan. Weil die aktive Politik des Westens sich in Eroberung erschöpft, ist ihm der Blick dafür verschlossen, daß die Aktivität des Reichs Zuordnung erstrebt. Von der ersten Stunde seiner Geschichte an hat das Reich unter dem Gesetz gestanden, die europäische Führungsmacht zu sein. Politisch schwerer und sittlich höherstehend als jede bloße „Hegemonie", setzt die Aufgabe der Führung ein Maß von politischer Klugheit, organischer Gerechtigkeit und kühner Kraft voraus, wie kein anderes Amt es erfordert.

Vor allem aber verlangt sie eine besondere ethische Bereitschaft. Denn wie die Ordnung des Reichs sich in einem Sieg über die Herzen vollenden muß, so wird sein Anspruch auf Führung dort am höchsten legitimiert, wo diese nicht mehr der Gewalt bedarf, sondern freie Beugung aus der Einsicht in seinen höheren Rang erreicht.

Die Verantwortung des Reichs

Das Reich wird, ethisch gesehen, von einer besonderen Kraft der Verantwortung getragen, die das Reichsvolk zum Schutzvolk Europas werden ließ. Das deutsche Führungsrecht wurde somit durch Einsätze errungen, zu denen kein anderes europäisches Volk zureichte.

Der europäische Erdteil hat seit alters als vielgliedriger und deshalb leichtverletzlicher, als hochdifferenzierter und deshalb begehrenswerter Körper ein besonderes Schutzbedürfnis gegenüber mannigfaltigen Störungen entwickelt. Im Wirkungsfeld der geschichtlichen Bewegungen, die die alte Welt im Wandel der Zeiten erschütterten, stellt er die neuralgische Zone dar, in der die großen Kraftströme zur dichtesten Ausbildung gelangten. So fand die Eroberdynamik des asiatischen Raums in all ihren Erscheinungsformen die heftigste Zuspitzung immer wieder in der kleinen europäischen Halbinsel des eurasiatischen Kontinents; in ihr entschied sich auch das Schicksal der östlichen Unruhen. Ebenso hat das afrikanisch-maurische Kraftfeld der Mittelmeerzone sich, sobald es seine schlummernden Energien entband, des alten Europas zu bemächtigen gesucht, indem es, den Erdteil von Süden umfassend, endlich auch das Mittelmeer übersprang. Zudem war Europa trotz dieser doppelten Pressung durch die Kontinentalkräfte Afrikas und

Digitized by Google

Asiens, die ihre barbarischen Energien gegen den Raum alter und reicher Entwicklungen jagten, in seinem eigenen Gefüge von den gefährlichen Sprengkräften jener individuellen Einseitigkeit bedroht, die immer nur zum Schaden des Ganzen gedeiht. All diese Bedingungen des europäischen Schicksals forderten von Anbeginn das Bewußtsein einer größeren Gemeinsamkeit und als seine Folge eine durchdachte gemeinschaftliche Ordnung. Gemeinschaftsbewußtsein und umschließende Ordnungsform aber können nicht auf ideologischen Abereinkünften aufgebaut werden. Sie setzen Höheres, Höchstes voraus: die Bereitschaft zur letzten Verantwortung für den europäischen Bestand. Wie die geschichtliche Erfahrung belegt, hat unter allen politischen Gebilden der europäischen Völker einzig das Reich diese vollendete Verantwortung gewagt. Das Reichsvolk hat sie sogar als seinen eigentlichen politischen Auftrag empfunden.

Durch nichts wird dies zwingender dargetan als durch die grundlegende Tatsache, daß das deutsche Volk vom Beginn seiner Geschichte bis in die neueste Zeit das Volk des großen europäischen Zweifrontenkrieges gewesen ist, den es nicht für sich allein, sondern immer auch für das ganze Abendland an den westlichen und östlichen Fronten der Entscheidung durchgekämpft hat. So tief ist die Schicksalhaftigkeit dieser europäischen Auseinandersetzungen mit der Geschichte des Reiches verbunden, daß man sagen kann, das deutsche Volk habe das Reich erst im Gewühl seiner Kämpfe gegen die Bedrohungen des ganzen Erdteils gewonnen.

Es hat schon vor den großen europäischen Schutzkämpfen, mit denen das Reich für immer verbunden bleibt, zwei Schlachten weltgeschichtlichen Ausmaßes gegeben, in welchen es um die Eigenständigkeit oder die Aberfremdung Europas ging: 451 die Schlacht auf den katalaunischen Feldern, in welcher der späte Römer Aetius und das Heervolk der jungen Goten die Hunnen Attilas verscheuchten, und 732 die große Schlacht bei Poitiers, in der der fränkische Stammesstaat als Vorhut Europas die vorgeschobene Spitze der maurischen Invasion zertrümmerte. Aber beide Schlachten stehen wie einsame Monumente im Getriebe ferner Wanderzeit, sinnbildhafte Zeichen einer schwankenden Epoche, in der alte Staaten vergehen und neue Formen sich tastende Wege in die Wirklichkeit suchen, sie haben die Weltgeschichte wandeln helfen, aber sie sind nicht zu kraftstrahlenden Ansätzen von Reichsbildungen geworden. Erst unter Karl dem Großen verschmilzt der Gestaltungskampf um das Reich mit dem Schutzkampf für die Gemeinschaft Europas. Zum erstenmal und für immer strömen unter ihm der Wille zu reichischer Macht und die Bereitschaft zu gesamteuropäischer Verantwortung untrennbar ineinander ein.

Denn nur im Rahmen des europäischen Gesamtschicksals ist Karls doppelter Kampf um den Aufbau des Reichs und für die Ordnung des Erdteils zu begreifen. Während er, nach innen gewendet, mit Feuer und Schwert, mit Bündnis und Mahnung die germanischen Einzelstämme und das germanisch überschichtete Westeuropa zur ersten Einheit formt, bedrohen die Sarazenen von den Pyrenäen und die Awaren von der ungarischen Ebene her, zuweilen auch die Sorben am rechten Elbeufer, die in Karls Reich sich sammelnde europäische Substanz. Noch hat sich Europa nicht zu seinem eigenen Gesicht durchgerungen. Noch ist Frühzeit, in der Form und Staat im Werden sind, zwar aus unerschöpfbaren Brunnen hervorbrechend, aber doch noch bedrohbar von massierten Anstürmen zielbewußter Gewalt. Die Vorstöße der Awaren wie der Sarazenen blickten auf eine jahrhundertelange Aberlieferung zurück. Ihr Trieb, Europa zum Feld

Digitized by Google

fremder Herrschaft zu machen, war auf den katalaunischen Feldern und bei Poitiers zwar geschlagen, aber nicht ausgemerzt worden. Solange Europa nicht zu einem Quaderbau eigener Kraft und eigenen politischen Willens gefügt war, saugte es die überfremdenden Gewalten in seinen ungesicherten Raum. Wie kein anderer der frühen europäischen Herrscher hatte Karl diese entscheidende Spannung begriffen, und so wurde sein Leben zum maß- und bildgebenden ersten Versuch, die Aufgabe der inneren Festigung mit der Aufgabe des äußeren Schutzes zu verbinden - dieses dramatische Kriegerleben, das ihn heute in den Pyrenäen und morgen in den pannonischen Ebenen sah, das die fränkisch-bairisch-alemannischen Heere gegen die spanischen Städte des Kalifen und gegen die befestigten Lagerburgen des awarischen Khans beorderte, das in einer Spannung der Pläne und Taten ablief, die den ganzen europäischen Raum überwölbte, auf das Größte wie das Geringste bedacht und im tiefsten Instinkt von der Gewißheit getragen, daß die Macht des Reiches groß genug sei, um Europa in ihre Verantwortung zu nehmen und damit zu führen. Aus den Jahrbüchern, in denen der Chronist die Geschichte des Reiches erzählt, springen die Namen der weit verstreuten Orte heraus, die die Führungskraft und den Verantwortungswillen des Reiches am Werk sahen: die sarazenischen Städte Barcelona und Saragossa, „deren Mauern er vollständig schleifen ließ, um der Stadt jeden Aufstand unmöglich zu machen", die awarischen Namen Sarvar und Theiß, wo die Königsburg zerstört wurde „bis auf den letzten Stein", Korsika und die Balearen, von denen die karolingischen Flotten die Trophäen der erschlagenen maurischen Seeräuber nach Hause brachten. Zum erstenmal nach langen Jahrhunderten kam hinter dem feurigen Rund dieser Schlachten des jungen Reichs Europa wieder zur Besinnung auf sein eigenstes Wesen.

Man hat oft genug über die Möglichkeiten geredet, zu denen die Eroberung Westeuropas durch die nordafrikanischen Sarazenen geführt hätte. Aber erst im Zeitalter der rassischen Wertung werden die Folgen dieser jahrhundertelangen Gefahr völlig erkennbar. Der arabisch-berberische Mohammedanismus ist eine bewegende Geschichtskraft nur während einiger zäher Jahrhunderte gewesen. Als sein ekstatischer Schwung sich erschöpfte, sanken die Völker, durch deren Länder er brauste, wieder in die Geschichtslosigkeit zurück, die ihrer rassischen Substanz entsprach. Ohne die endgültige karolingische Abwehr mußte einer maurischen Eroberung Westeuropas der gewaltige Einstrom maurischen Blutes folgen, und wenn sich dann auch über dem völkisch labilen gallischen Grund die kurzlebige Kunst der Moscheen erheben mochte: die weiterzeugenden, von den Kräften der Dauer getragenen Ströme germanischer Herkunft, die die alten gallischen Gebiete erst eigentlich zu einem aktiven Glied Europas gemacht haben, wären dem Raum nicht zugeflossen und zwischen dem Rhein und den atlantischen Küsten zeigte sich heute das ausgelaugte und schöpfungslose Gesicht des gegenwärtigen nördlichen Afrika. Daß der europäische Westen seit tausend Jahren Form, Staatlichkeit, Kunst und gestaltenden Geist besitzt, dankt er der Verantwortungskraft des Reiches, die ihn in der Stunde der schwersten Gefahr unter den Schutz ihrer Waffen stellte.

Der afrikanische Sturm auf Europa ist durch die pyrenäischen Kriege Karls für immer gebrochen worden; die asiatische Bedrohung hat noch manchem späteren deutschen Geschlecht die harte Antwort auf die Frage abgerungen, ob es zum Schutz des Erdteils in den Harnisch steigen wolle. Immer ist die Antwort die gleiche geblieben. Einhart berichtet, daß Karl den Krieg gegen die Awaren „weit großartiger und mit mehr Leiden-

Digitized by Google

schaftlichkeit als sonst" vorbereitet habe. Großartigkeit und Leidenschaftlichkeit bestimmen den deutschen Kampf mit dem Osten, den größten Schutzkampf, den je ein Volk für einen ganzen Kontinent durchgetragen hat, bis in die neueste Geschichte. Der gleiche asiatische Schrecken, der einst vor Paris gebrandschatzt und Rom belauert hatte und vor dem sich die Völker Europas wie vor der niederfahrenden Geißel Gottes verkrochen, wurde nach manchem terroristischen Jahrhundert zum erstenmal in Karls Awarenkriegen in die Zucht des Reiches genommen. So mächtig war der Eindruck von der bannenden Kraft des Reiches, daß er der Seele eines zeitgenössischen Dichters ein triumphales Bild entriß, in dem zum erstenmal der ewige Auftrag des Reiches, Schutzmacht Europas zu sein, zur Vision erhoben wurde:

„Er wird das Volk der Hunnen zerstören mit Heeresmacht.
Es werden auf allen Höhen die Franken stehen zur Wacht."

Kein anderes Volk als das deutsche kann von sich sagen, daß seine Dichter mit ähnlichem Recht in einem ähnlich gültigen Bild von einem ähnlich verantwortungsstarken Einsatz seiner Macht sprachen. Man sagt dem deutschen Volk eine Leidenschaft zur Macht nach, die einem wilden Wahne gleichkomme. Aber nirgendwo hat sich die Macht inniger mit der Schutzbereitschaft und mit dem Mut zur Verantwortung verschwistert als bei uns. Das gleiche karolingische Zeitalter, das in den Kämpfen des Reichs die ersten deutschen Schutzkämpfe für Europa sah, hat in einer Schilderung Karls die reine Inkarnation der Macht gegeben: „Da sah man ihn, den eisernen Karl, eisern behelmt, mit eisernen Armschienen bewehrt, die eiserne Brust und die eisernen Schultern eisern gepanzert; seine Linke hielt die hochgereckte eiserne Lanze umschlossen, die Rechte war stets bereit für den siegreichen Stahl." Das Bild des Kriegers schlechthin erscheint in dieser Gestalt, das Unabwehrbare, Bannende, Eisige, eine der zwingendsten Kräfte unseres Charakters - für die anderen Völker wohl das fürchterliche deutsche Gespenst. Aber gerade dies ist das tiefe Geheimnis unserer Geschichte, daß dieser eiserne deutsche Typus nicht für sich und also für einen wilden Wahn seines Herzens lebt, sondern daß er die Reihen formiert, die über dem Lager der Zerstörung auf den Höhen die eiserne Wacht für die Ordnung des Erdteils halten, über die das Reich seine Verantwortung wie eine schützende Decke warf. Es ist bemerkenswert, daß schon die früheste Jugendzeit des Reichs sich nach diesem Gesetz angetreten wußte, aus dem das Schicksal das Reichsvolk nie wieder entließ.

Im Gegenteil: Nach dem Verfall des karolingischen Frankenreiches, das in seinen europäischen Kämpfen voll vordeutender Kraft gewesen war, weil es zum erstenmal die volle Verantwortungsbereitschaft der Rasse manifestierte, wird das erneuerte gemeindeutsche Reich erst recht auf den Schlachtfeldern europäischer Schutzkämpfe zusammengeschweißt. In den Jahrzehnten der Reichsnot und des Niedergangs der eisernen deutschen Macht war Asien, diesmal im Schwall der Magyaren, wieder losgebrochen. Wieder brauste der Schrecken weit über die verödeten deutschen Lande hinaus auch nach Frankreich und Italien hinein. Wieder wurde er in Deutschland gebrochen - in Deutschland allein, in Deutschland für ganz Europa. Das wichtigste räumliche Erbstück aus der karolingischen Zeit, die große östliche Markenorganisation. erwies erst jetzt seinen vollen deutschen, also zugleich gesamteuropäischen Rang: neu belebt und mit frischen Kräften

Digitized by Google

abwehrender und ausgreifender Bereitschaft ausgestattet, wuchsen die Marken sich nunmehr zum aktiven Grenzsaum Europas aus, hinter dem sich der Erdteil nach seinem eigenen Gesetz und die Völker nach ihrem eigenen Auftrag entfalten konnten. Ebenso feierte nunmehr, in diesen Jahren des neuen Reichsbeginns unter Heinrich und Otto, auch die karolingische Kampftradition ihre glorreiche Auferstehung. Noch 924 hatte Heinrich I., damals völlig von der Aufgabe verzehrt, aus den übernommenen Trümmern des Reichs einen ersten dürftigen Notbau zu zimmern, sich in die magyrische Tributknechtschaft beugen müssen. Noch 933 war sein großer Aufstand gegen das asiatische Joch, der in der Schlacht an der Unstrut gipfelte, nicht eine gemeindeutsche, geschweige denn europäische Angelegenheit, sondern die Sache seines sächsischen Gaues gewesen. Aber zum erstenmal nach Karls Awarenkrieg war in diesem Kampf auf deutschem Boden wieder die europäische Aufgabe ergriffen worden; die kleine Schlacht an der Unstrut war wie eine Fanfare, die mit der Erinnerung an die alten Taten die Gewißheit von der Zerstörbarkeit des Schreckens weckte. Zwanzig Jahre später, 955, steht bei Augsburg der Heerbann des g a n z e n deutschen Volkes gegen die Magyaren aufmarschiert. Die Schlacht auf dem Lechfeld kommt an Bedeutung der Sarazenenschlacht von Poitiers gleich, in ihrer Nachwirkung übertrifft sie sie bei weitem. Die Sarazenen hatten Westeuropa bedroht; die asiatischen Reiter bedrohten seit einem halben Jahrtausend, seit Attilas lähmenden Zügen, Mittel-, Süd- und Westeuropa zusammen. Während die Gefahr des sarazenischen Einbruchs die Überfremdung war, die über die bodenständige europäische Formwelt immerhin Gebilde einer echten, wenn auch schnell erschöpften Kultur legte, war das Wesen des asiatischen Einbruchs die totale Vernichtung, die Zerstäubung gebundenen Lebens und gebauter Form zur strukturlosen Öde der Steppe, in der der Reiter schweift. Folgerichtiger, länger dauernd und massierter als die sarazenische, führte die asiatische Gefährdung das Ende Europas mit sich herauf. Als Otto der Große sie brach, starb nicht nur die Prahlerei der Ungarn, sondern die konkrete Möglichkeit, „daß ihre Rosse Flüsse und Seen aussaufen und mit dem Hufe die Städte zertrümmern würden."

Es wird für immer denkwürdig bleiben, daß diesen großen europäischen Sieg, der schier bis herauf zu den Türkenkriegen Europa vor der Bedrohung Asiens rettete - denn der Tatarensturm des 13. Jahrhunderts hat das Abendland nur am Rande berührt - nicht eine deutsche Teilgewalt, sondern die geschlossene Kraft des Reichs gewonnen hat: unter dem König aus sächsischem Haus bairische, schwäbische, sächsische, böhmische und lothringische Heerhaufen; fränkische Ritter unter Konrad dem Roten, der noch vor kurzem im partikularistischen Aufstand gegen den König gelegen hatte, entschieden den schwankenden Kampf. Und wie so in der Stunde der Not und der Stunde der weitesten Verantwortung die zersplitterten Kräfte des Volkes zum gemeinsamen Werke zusammenschossen, das dann sofort auch verwandelnd in die Geschicke Europas griff, weil j e d e einigende Verdichtung der deutschen Kraft ungeahnte Mächte der Ausstrahlung auslöst: so wurde in dieser Stunde der elementaren Gefahr und der elementaren Bereitschaft auch das Reich als die sinntragende, kristallisch reine Form deutschen politischen Lebens aus dem Chaos der Schlacht gehoben. Als König Otto über das blutige Feld ritt, strömten die Krieger aus allen Heerhaufen huldigend vor ihm zusammen: und zum erstenmal nannten sie ihn ihren „Kaiser". Nicht in Rom ist König Otto das Kaisertum verliehen worden, sondern auf dem Plane der Ungarnschlacht

Digitized by Google

durch das siegreiche Heer, das, nach wieder ergriffener germanischer Sitte, das Verfügungsrecht über die hohen Würden im Bereich seiner Waffen wußte.

So aber verdichteten sich in der Ungarnschlacht die wichtigsten Beziehungen der deutschen Geschichte zu einem einheitlichen Erlebnis. Der große Vorgang, daß hier nach langer Spaltung das Reich zum erstenmal wahrhaft verfestigt wurde, schließt sofort auch eine europäische Entscheidung ein; jede Erhöhung der deutschen Macht steigert die deutsche Bereitschaft zu höherer Verantwortung; wie in einem metaphysischen Urverhältnis geschieht es auch hier, daß, sowie die eisernen Gewalten der deutschen Macht zu einem wirklich entscheidenden Kampf gerufen werden, die europäische Vision des frühen Dichters Wirklichkeit wird, der die Krieger des Reichs hoch über aller brandenden Unruhe die Wacht für das Abendland halten sah. Weil aber das Reich dort gewonnen wird, wo das deutsche Volk die höchste Verantwortung zu besahen vermag, auf einem Schlachtfeld europäischer Entscheidungen, erweist sich dieses Reich der Deutschen zugleich als eine der grundlegenden europäischen Notwendigkeiten. Europa verfällt der fremden Bedrohung, wenn nicht seine stärkste Macht sie niederzwingt. Damit aber gewinnt das Volk, das sich dieser Verantwortung unterzieht, die F ü h r u n g. Und immer war es ein wahrhaft satanischer Aufstand von Niedrigkeit und Verderbtheit, wenn dieses durch höhere Leistung, größeren Einsatz und weiteste Verantwortung gerechtfertigte deutsche Führertum von Mächten bestritten wurde, die selber stets des deutschen Schutzes bedurften, um nicht vom Verderben überrannt zu werden.

Die charismatische Bereitschaft zu europäischer Verantwortung steht somit als eine der stärksten bewegenden Kräfte schon am Anfang der deutschen Geschichte. So klar ist sie in ihrem Selbstbewußtsein, so sicher in ihren Instinkten, daß sie niemals zu einer weichen, nivellierenden Ideologie verfällt, sondern stets ihrer geheimen Urverwandtschaft mit Macht und Führung eingedenk bleibt. Die Kategorien Macht und Führung haben im Laufe der Jahrhunderte und im Kreis der Völker die verschiedenartigsten Deutungen erfahren. Aber den gebräuchlichen engen Rahmen, der die Macht zur bloßen brachialen Gewalt stellt und die Führung einem spannungslosen und mechanischen Hegemoniedenken zuordnet, sind nur die Vorstellungen des Reiches hinausgekommen, das Macht und Führung als Gliedstücke eines großen Ordnungssystems sah, in dem sich der Rang nach der Bereitschaft zur Verantwortung stuft. Im geistigen Raum des Reiches erfassen diese Vorstellungen nicht nur konkrete politische, sondern totale Bezirke. Darum wurde nicht nur der Dichter bis in jene Schichten, aus denen die großen Visionen hervorbrechen, von dem gewaltigen Anblick aufgerührt, daß die Verantwortung für Europa vom Reich getragen werde; es geschah im deutschen Volke und nur in ihm auch das höhere, einmalige, daß Gestalten und Geschehnisse aus jenen beiden größten Aktionen gesamteuropäischer Verantwortung, in denen es schon in der Frühzeit Europa vor Asien und Afrika rettete, auch zu m y t h i s c h e n Helden und Bildern verwandelt wurden. Wenn aber geschichtliche Tatsachen zu Mythen werden, rücken sie in den religiösen Raum und es offenbaren sich in ihnen die innersten Geheimnisse einer Volksseele, ihre Tragkraft, ihre Schicksalsnähe und der Rang ihrer Berufung.

Der deutsche Schutzkampf im europäischen Westen hat seine mythische Erhöhung im Sagenbild des Helden Roland gefunden. Die Sage sieht in ihm zunächst den treuesten Gefährten Karls und verdichtet in seiner Gestalt all die Züge vielfältigen Heldentums, die der Kampf mit den Mauren erkennen ließ. Dann aber spalten sich die Vorstellungen,

Digitized by Google

die sich an das Heldenbild knüpfen, in eine französische und eine deutsche Ausdeutung. Und so sehr entsprechen die neuen Deutungen dem geprägten Wesen der beiden Völker, daß sich wie in einem kristallischen Spiegel ihr Geschichtsgefühl und die Metaphysik ihrer geheimsten politischen Möglichkeiten enthüllen. In Frankreich erhöht die Sage den großen Grenzkrieger zum bravourösen Helden, um den der Schimmer großer Taten leuchtet, und allenfalls noch zum nächsten Königsgefährten, der den germanischen Zauber von Gefolgschaft und Treue, männlichem Stolz und adeliger Art wie in einem Bild der Sehnsucht sammelt. Im Raume des Reiches aber wird der gleiche Held Roland, der in den pyrenäischen Tälern so gewaltig ins Horn stößt, daß Kaiser Karl in Aachen den Ruf hört und ihn als die ewige Mahnung versteht, an der gefährdeten Grenze das Abendland vor der Sturmflut zu retten - dieser gleiche Held Roland wird im Raume des Reichs auf die Plätze und vor die Rathäuser der nordöstlichen Marken gestellt: steinernes Sinnbild der Ordnung und des Gesetzes, die im Grenzkampf täglich von neuem erstiegt werden müssen und die am gefährdeten Saum der geordneten Welt nicht durch das geschriebene Wort zu erhalten sind, sondern des Schutzes durch den mythischen Wahrer der Ordnung bedürfen. Nicht der Held fesselt die Deutschen am Bilde Rolands, sondern der Bürge der Ordnung, die an der Grenze verteidigt wird. Nicht die glorioſe Tat ist für die Deutschen Rolands eigenstes Wesen, sondern die große Verantwortungskraft, die ihn die Grenze halten läßt, sei es gegen die sarazenische Überfremdung, sei es gegen die Anarchie aus dem Osten. Der politische Charakter dieser deutschen Deutung ist unverkennbar: der Deutsche prägt die Gestalt nach seinem eigenen Wesen; in ihrem Bild objektiviert er sein eigenes Geschichtsgefühl. Und wie er sein besonderes politisches Pathos in die Rolandgestalt übertrug, so hat er auch eine zweite Figur aus jenem europäischen Kampf in den Pyrenäen zum Sinnbild der Verantwortung und der Führungskraft erhoben. Zusammen mit Roland fiel in dem Tale von Roncevalles auch ein Graf Eggihard. So sehr empfindet die deutsche Prägung der Sage auch ihn als Träger und Mittäter nicht eines bravourösen Heldenzugs, sondern eines schützenden, von führerhafter Verantwortung geadelten Unternehmens, daß sie mit seinem Namen die einmalige deutsche Gestalt des „getreuen Eckehard" verknüpft - des stillsten Sinnbildes für Verantwortung und geleitende Führung, das unser Volk hervorgebracht hat.

In dunkleren, düster leuchtenden Bildern und damit in tieferer Deutung hat die mythenschaffende Kraft des deutschen Volkes sodann den Schutzkampf an der Ostgrenze Europas angeschaut. Wie die geschichtlichen Frankenkrieger auf den Höhen über dem Awarenlager, so halten im Angesicht der brennenden Etzelburg, selber von den Feuern des Untergangs und des Selbstopfers umflammt, die Nibelungen die germanische Wacht an den Toren des Abendlandes, für das sich die hohen Menschen des Reichs noch in der Stunde des Endes verantwortlich halten. Welche Bilder, in denen mythisches Wissen und nahe politische Erfahrung die Tiefen erschließen, aus deren dunklem Grund das Reich in seinen Spannungen lebt! Hagen, düsterer Krieger, Träger dunkelschimmernder Macht, so sehr ihr ewiger Typus, daß jene gewaltige Schilderung des eisernen Karls auch ihn trifft: „Eisern behelmt, mit eisernen Armschienen bewehrt, die eiserne Brust und die eisernen Schultern eisern gepanzert; die Linke hielt die hochgereckte eiserne Lanze umschlossen, die Rechte war stets bereit für den siegreichen Stahl." Volker, Krieger und Sänger, Wahrer des großen Geheimnisses, das in der

Digitized by Google

Spannung zwischen dem Lied und dem Schwert waltet, gelassener Deuter der großen Stunde, in der die Feldwache auf dem vordersten Posten - auch sie ein ewiges Sinnbild und eine ewige Wirklichkeit des Reiches - das Schicksal heraufkommen spürt, zu dem sich der Träger der hohen Verantwortung bereiten muß. Der Markgraf Rüdiger, der das Amt der Verantwortung in der Weise des Ausgleichs wahrt, Befrieder, Bild der Gerechtigkeit, „Magnet, der Eisenmänner anzieht", dem Reich genau so zugehörig wie jener Eiserne und der gegürtete Sänger. Niemals hat der Kampf des Reichs, der immer zugleich ein Kampf um die Ordnung und die Führung des Abendlands war, tiefere Deutung gefunden als in diesem Lied, in dem sich die Drapa von den germanischen Mannestugenden mit dem gewaltigen politischen Gesang von der frei gewählten Verantwortung und dem Führeramte des Reichs vereint. Niemals ist das vielgliedrige Wesen dieser Verantwortung in reinere Gestalten gebannt worden.

Im Nibelungenlied, im Eckehard-Mythus und in der Rolandsage hatte das Reich sich zum erstenmal auf den Umkreis und die inneren Möglichkeiten der Verantwortung besonnen, der es seit Jahrhunderten an allen bedrohten Fronten Europas diente. Es hatte sie als den adeligsten der deutschen Werte erkannt: hart und zart, schonungslos und voll Gerechtigkeit, in die großen Weiten planend, Vorrecht des höheren Mutes und der größeren Kraft, von plebejisch kleiner Erwägung unbeengt - in jedem Zuge vornehmster Ausweis zur Führung. Verantwortung und Führung bedingen einander. Dies hat das Reich schon in den frühen Zeiten gewußt, in denen seine Geschichte so groß und einfach war, daß ihre Bewegungen und ihre Kräfte zu mythischen Bildern verwandelt werden konnten.

Weil ein Volk im selbstgeschaffenen Mythus Rechenschaft über sein inneres Gesicht gibt, darf der Wert, den es im Mythus als einen seiner vornehmsten Züge zeichnete, von keinem Wandel des äußeren Lebens bedrohbar sein - von keiner Glücksgunst, von keinem Verfall. Das Elementare ist unzerstörbar. Wie durch alle überschichtende Not gleich einem Vulkan immer wieder die Leistungskraft des Reiches brach, und wie selbst im Niedergang zeitläufiger Ordnungsformen nicht die reichische Ordnungskraft versank, so ist auch die reichische Kraft zur Verantwortung von keinem Wandel der Dinge erschüttert worden. Ja, unser Volk hat gerade sie in besonderer Treue bewahrt. Weil es aber selbst in den Stunden des äußeren Niederbruchs dies Element seines Wesens nicht verriet, hat es auch niemals das Recht auf F ü h r u n g aufgegeben, zu dem sich auslieft, wer auf Verantwortung Anspruch erhebt.

Den früh- und hochmittelalterlichen Kampf gegen die Mauren, Awaren, Ungarn hatte das Reich als eine Angelegenheit seiner hohen Politik durchgefochten. Kaiser und Reich schlugen ihn mit dem Einsatz all ihrer Macht; er war ein Anliegen, so hochgespannt und weitgedehnt, daß man fragen darf, ob nicht nur Menschen der hohen politischen Schaukraft und des kühnsten geistigen Mutes zu solcher Konzeption fähig waren. War aber die Bereitschaft zu europäischer Verantwortung auch in anderen Bereichen als denen solch hoher politischer Züchtung und solch umfassender Machtfülle lebendig? Reichte sie auch in Verhältnisse geringerer Macht hinunter? Die Bereitschaft zur großen Verantwortung und damit der realste aller Ansprüche auf Führung lebte wie im großen Rahmen des Reichs genau so in allen kleinen politischen Gebilden unseres Volkes, lebte in seinem Kriegertum, lebte in seinem Denken, sie flammte als einziges Zeichen

Digitized by Google

unerschütterter Urkraft auch in den trüben Zeiten unserer Geschichte auf, sie war so ursprünglich und blieb so stark, daß sie als entscheidendes Kennmal des Führertums jedes Jahrzehnt unserer Geschichte durchwirkt. Wir können hier nicht von allen Belegen reden, die seit dem beginnenden Niedergang des Reichs sich auch in den Jahrhunderten der Aufsplitterung aneinanderreihen. Ob der ungarische König Andreas den Orden der Deutschen Ritter ins siebenbürgische Burzenland holt, damit er dort an der vorgeschobensten Sappe Europas den Schutz gegen Kumanen und Walachen jenseits der Karpathen übernehme; ob der Pole Konrad von Masowien den gleichen Orden in den Nordosten ruft, damit er auch hier schützend und ordnend Verhältnisse meistere, vor denen die Nichtdeutschen versagen; ob die deutsche Ostbewegung über die kulturellen und siedlerischen Aufgaben hinauswächst und im ganzen östlichen Mitteleuropa eine Zone des Grenzschutzes und der Grenzverantwortung aufbaut; ob in tragischer Verzerrung die deutsche Bereitschaft zur Verantwortung selbst in der Reisläuferei des Landsknechttums sichtbar wird, das sich an allen Fronten der Erde schlug, weil hinter aller Erregung des Abenteuers und aller Rechnung des Söldners im rauschenden Blut doch auch die Erinnerung an die alten größeren Aufgaben des Reichs mitschwang - gleichgültig, in welchen Formen die Bereitschaft zur Verantwortung sich in den Wandel der Zeiten fügte, wie sie sich sublimierte und wie sie sich verzerrte: sie blieb eine bestimmende Wirklichkeit selbst in den unansehnlichen Jahrhunderten unserer Geschichte.

So waren es gerade Zeiten des größten kraftmäßigen Niedergangs, in denen sie in einer weltgeschichtlichen Aufgabe, die ebenso groß war wie die mittelalterlichen Kämpfe gegen Afrika und Asien, neuen Ruhm gewann. In den Türkenkriegen wurde der Erdteil durch das Reich gerettet, wiederum durch das Reich allein. Als die Türken gegen den Osten Europas anzurennnen begannen, verschmolz in ihrem Angriff die Tradition des mohammedanischen Maurentums, das dereinst über Spanien gegen Europa vorgebrochen war, mit den Traditionen des hunnisch-awarisch-magyarischen Angriffs, dessen Sturmwegen die Türken nunmehr im Osten folgten. Den westlichen Angriffsweg hatte die wüstenländische Lehre aufgegeben; dafür hatte sie sich im Osten mit der Raumtradition der anderen zerstörenden Macht verbunden, ohne hierbei die eigene Energie der Vernichtung zu schwächen. In verdoppelter Wucht brachen aus dem levantinischen Raum die gewaltigen Kräfte einer Welt, die in ihrer Wirklichkeit, ihren Überlieferungen, ihrem despotischen Herrschaftsgefühl und ihrer fanatisierten Entschlossenheit eine wahrhafte Großmacht war - nur keine Großmacht der Ordnung, sondern eine Großmacht der überschichtenden Gewalt. Die Bedrohung, unter der Europa vom Zeitalter der Reformation bis zum Tode des Prinzen Eugen stand, war ungeheuer. Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde die Welt im Innern des Balkans, der eben damals die Ablösung der türkischen Herrschaft erfuhr, des Zustandes gewahr, auf den die Nachkommen der gleichen Wezire, die in den Türkenkriegen den Anspruch auf Europa erhoben hatten, ihre eroberten Länder herunterbrachten.

Es ist kein Zweifel, daß der Angriff der Türken von seinem Beginn bis zu seinem Ende, also durch zwei Jahrhunderte hin, als eine gesamteuropäische Gefahr, nicht nur als eine Bedrohung des Reiches empfunden wurde. So sind sich auch nicht nur die großen politischen Mächte im Urteil über die Lage einig; das gemeinsame Empfinden schlägt seine Brücke sogar über Klüfte, an deren Rändern weltgeschichtliche Prinzipien unversöhnbar einander entgegenstehen. Während Luther seine Briefe wider den Tür-

Digitized by Google

ken schreibt und sein Trutzlied wohl auch ihm, dem Urgegner, „unseres Herrgotts zorniger Rute und des wütenden Teufels Knecht" entgegensingt, sucht Karl V. den „alt bösen Feind" sogar in Afrika auf, spendet der Papst jedem Unternehmen gegen die Pforte den Segen. Vor der Weltgeschichte aber entscheiden nicht theoretische Übereinstimmungen, und alle gute und gleiche Meinung über die Gefahr wird geprüft an der Wirklichkeit der Mittel, mit der man dem Schrecken begegnet. Die Wirklichkeit ist eindeutig: den konkreten Widerstand hat einzig das Reich geleistet - in einer beispiellosen Verantwortung für Europa, an dessen östlicher Grenze es den einsamen Kampf für die Sicherheit des Erdteils und die Reinheit seines Gesichts durchstand.

Als Suleiman der Prächtige 1521 vor Wien aufmarschiert, ist das Reich von der Zwietracht seiner konfessionellen Kämpfe erschüttert, durch die kleinstaatliche Zerstückelung seiner Einheit beraubt, in seiner Führung durch Karl V. unsicher und ohne verdichtendes Ziel. Suleiman naht dieser Verwirrung mit 300 000-400 000 Mann. Die Abwehr scheint die Vereinigung aller Kräfte Europas vorauszusetzen. Es wird ewig denkwürdig bleiben, wie die neben dem Reich zuerst zur Abwehr berufene Macht, Frankreich, auf die Bedrohung Europas antwortet. Frankreich ging damals stürmischen Schritts auf die Vormachtstellung in Europa los. Sein König aber zieht aus diesem hohen Rang seines Landes eine Folgerung, von der Ranke berichtet: „Wir haben ein Schreiben des Königs Franz aus jenen Tagen, worin er erklärt, die Absicht, die er immer gehegt, seine Kräfte und seine Person gegen die Türken zu verwenden, wolle er jetzt ins Werk setzen; er hoffe auch seinen Bruder, den König von England, dazu zu bewegen; er denke dann 60 000 Mann ins Feld zu stellen, eine Macht, die wahrhaftig nicht zu verachten sei. Er drückt sich so lebhaft aus, als wäre es ihm wahrer Ernst damit; doch fügt er eine Bedingung hinzu, die alles wieder vernichtet. Er meint, der Kaiser müsse ihm dafür von den beiden Millionen, die er ihm zu zahlen habe, die eine erlassen."

Selten ist die prahlerische Theorie von einer gemeinsamen Aufgabe gegenüber der gemeinsamen Gefahr brutaler von einer Praxis der Erpressung begleitet worden als in diesem Schreiben eines der größten französischen Könige. Aber während sich so Franz I. dem notwendigen gemeinsamen Aufmarsch gegen die Türken entzieht, vor denen die Völker Europas zittern, sammeln sich in und vor Wien die zersplitterten Deutschen zu einem gemeinsamen Heer, das für Europa auf die Schanzen steigt. Aus allen Gauen des verwinkelten, kleinräumigen, vielstaatlichen Reiches stehen die Menschen der Verantwortung auf, jene entscheidende Auslese Europas, die nur im Reich gedeiht und die die Geschicke des Erdteils immer gewendet hat: „Deutsche aus allen Landesarten, viele namhafte Österreicher, aber auch Brabanter, Rheinländer, Meißener, Hamburger, besonders Franken und Schwaben" (Ranke). Gegen das 400 000-Mann-Heer der Türken sammeln sie sich zu fünf Regimentern. Und vor diesen fünf Regimentern des Reichs, in deren Fahnen der Schicksalswind des Erdteils sein gewaltiges Lied rauscht, zieht der Sultan ab. Wie vor der Ungarnschlacht bei Augsburg war aus der deutschen Zersplitterung ein gemeinsames Heer zusammengeströmt. Von den Großmächten Europas verraten, hatte dieses Heer des Reichs in der entscheidenden Stunde die wichtigste Aufgabe Europas gelöst. Indem es Verantwortung auf sich nahm, tat es schweigend und ungedankt das entscheidende Werk der Führung.

Es nahm die europäische Verantwortung in aller Bewußtheit auf sich. Immer wieder

Digitized by Google

erscheint in den Erklärungen, mit denen die Reichsstände ihre Truppensendungen begleiten, die bezeichnende Formel: „Dem Kaiser zur Ehre und gemeiner Christenheit zum besten" - wobei man unter dem theologischen Wort „Christenheit" nach dem Sprachgebrauch der Zeit eine politische Ordnung verstand, nämlich die Gemeinschaft der europäischen Staaten. Man würde irren, wenn man die Rücksicht auf das „gemeine Beste" der „Christenheit" als einen ideologischen Verrat an den eigenen nüchternen Interessen deuten würde. Nur dann wird man der Formel gerecht, wenn man das große Wechselverhältnis zwischen dem „gemeinen Besten" und der „Ehre des Kaisers", zwischen der Aufgabe der Verantwortung und dem Gedanken an das Wohl des eigenen Reichs erkennt. Gewiß hat das Zeitalter im trostlosen Verfall seiner politischen Mittel die Macht des Reiches nicht zur Vollendung organisieren können. Dennoch gehört die Vorstellung vom Wechselverhältnis zwischen Macht und Verantwortung zu den grundlegenden politischen Ideen unseres Volks. Sie hat in gleichen oder ähnlichen Formen unsere ganze Geschichte beherrscht. Weil sie aber der wesenhafte Gedanke eines führertümlichen Bewußtseins ist, gehört sie zu unserem stolzesten inneren Besitz. Für immer hob diese führertümliche Bindung an die Verantwortung das Reich über jene „Mächte von niederem Rang" (Ranke) hinaus, die in der Stunde versagten, da das Schicksal ihnen zur Wägung ihres Wertes Verantwortung abverlangte und sie sich dem Rufe entzogen.

Als Frankreich 1529 aus der europäischen Türkennot einen Schacher um Millionen machte, indes das Reichsvolk vor die Wälle Wiens strömte, stellte es sich zum ersten Male zu den „Mächten von niederem Range".

Als es 1536 seine Flotte mit der türkischen vereinigte und 1537 mit dem Sultan den gemeinsamen Angriff auf das Reich beschloß, band es sich noch enger an den minderen Platz - den Platz, der keine echte Führung erlaubt, weil auf ihn nur Völker ohne den Instinkt für Verantwortung sinken. Gleichzeitig legte Frankreich schon damals die typische Situation fest, in der es verharren sollte, solange der europäische Schicksalskampf gegen die Türken dauerte. Beinahe 150 Jahre später, im Zeitalter Ludwigs XIV., trat diese Lagerung der Kräfte wieder in den Zustand entscheidender Spannung ein.

Frankreich war inzwischen zur europäischen Vormacht emporgestiegen, das Reich durch den Dreißigjährigen Krieg vernichtet worden. Noch aber war das Bewußtsein von der inneren Zusammengehörigkeit des Erdteils nicht völlig erstorben, und damit galt auch der Grundsatz vieler reichischer Jahrhunderte weiter, daß der Besitz von Macht auch die Bereitschaft zur Verantwortung bedinge. Aber wie in der Begegnung zwischen Karl V. und Franz I., so wiederholt sich auch unter Ludwig XIV. das Spiel, daß die reale europäische Vormacht vor der entscheidenden Aufgabe des Zeitalters versagt, während das verkrüppelte Reich allein sie sieht und löst. So aber macht das Reich Weltgeschichte auch in seiner geringsten Lebensstunde. Gleichzeitig erweisen die glanzvollen Großstaaten in ihrer Blindheit gegenüber der entscheidenden Aufgabe die Unzulänglichkeit und Vergänglichkeit ihres angemaßten europäischen Führertums. Denn wie in der Schlacht nicht der Mann der Repräsentation und des äußeren Anspruchs führt, sondern der kraftstrahlende, härtere, schicksalsnahe, so führen im Ringen der Völker nicht die lauttönenden und schwachherzigen Mächte, sondern die Mächte der Bereitschaft, die in der entscheidenden Stunde eisern gegürtet vor die Haufen der Gleichgültigen springen.

Das Zeitalter Ludwigs XIV. sah den westlichen und östlichen Imperialismus in

Digitized by Google

höchster Aktion. Wie unter Karl dem Großen hatte das Reich sich an den alten Fronten zu wehren, nur daß die westliche Entscheidung nunmehr nicht an der fernen Grenze der Pyrenäen, sondern am Rhein, im Herzen Europas, gesucht werden mußte. Die Zerstörung, die sie abzuwenden hatte, war nicht geringer als jene der Sarazenen. Denn während Europa in jener frühen Zeit im Aufbau begriffen war und der sarazenische Vorstoß die Überfremdung einer jungen und ungeformten Welt androhte, war mittlerweile der Erdteil zu einem empfindlichen Bau ineinandergreifender Gefüge entwickelt worden. Wer diese an einer entscheidenden Stelle in ihrem Zusammenhalt störte, legte die Mine an das ganze Gebäude. Die symbolischen Jahre 1681 und 1683 bezeichnen die äußersten Punkte, zu denen die Zerstörung vorgeschritten war; sie gehören zu den wichtigsten, weil erhellendsten Daten im europäischen Schicksal. Als Ludwig XIV. seine Brandfahrt an den Rhein, die große Schlagader im Körper Gesamteuropas, 1681 mit dem Raub Straßburgs zur wahnwitzigen Erfüllung trieb, rüstete der Türke den neuen Heerzug gegen Wien, das ihm von seinem östlichen Raum her mit Recht als die entscheidende Lebenszelle des Abendlandes galt und um das er 1683 mit Brand und Geschütz warb wie nur je ein barbarischer Gewaltmensch um die bewundert-gehaßte Herrin einer höheren Welt. Beide Imperialismen bedrohten nicht nur Stätten des Reichs, sondern entscheidende Punkte in der Struktur Europas. Die europäische Überlieferung und noch mehr die Machtstellung seines Staates hätten von Ludwig XIV. den Kampf gegen die Türken, die elementarste Bedrohung Europas, verlangt. Als er sich aber mit dem Sultan verband, beschäftigte er zwar an entlegenen Fronten Kräfte des Reichs, die ihn am Rhein nun nicht mehr gefährden konnten. Doch so gewiß dieses Denken „realistisch" in seiner Taktik war, so gewiß war es kurzsichtig und vergänglich in seinem Instinkt für Weltgeschichte. Indem es die historische und räumliche Gemeinsamkeit Europas verriet, sagte es sich von dem vornehmsten Gestaltungsgesetz des Erdteiles los, das Verantwortung heißt. Damit gelang dieser Politik auch keine große Konstruktion. Trotz aller äußeren Stärke war sie auf der substantiellen Schwäche aufgebaut, die jenen Mächten eignet, welche keine Verantwortung mehr zu tragen vermögen und sich darum in die Ersatzform der Macht, in den Imperialismus, flüchten. Immer verhüllt das imperialistische Verfahren ausgreifender Politik eine elementare Schwäche der völkischen Substanz. Denn Imperialismus ist die Sucht nach Herrschaft ohne die Bereitschaft zur Verantwortung. An den großen natürlichen Ordnungssystemen der Menschheit gemessen, unter denen ehrwürdig und unvergänglich in der ersten Reihe das Reich steht, besitzen die imperialistischen Versuche nur episodische Bedeutung - selbst wenn sie mit ihren Gestaltungen einige Jahrhunderte erfüllten. Aber das Reich ist eine Wirklichkeit von Jahrtausenden.

Es waren Kräfte aus der alten reichischen Substanz, mit denen das deutsche Volk dem Imperialismus Ludwigs XIV. und der Türken entgegentrat. Es waren Kräfte der Erkenntnis und Kräfte der Tat. Erkenntnis und Tat aber speisten sich aus dem uralten Instinkt für Verantwortung, der höchsten Form des Kraftbewußtseins, über die der Deutsche verfügt.

Zunächst hatte ein „deutscher Träumer" den Kanonen der französischen Gewalt das großgeschaute Bild des Reiches, seiner Führungsaufgabe und seiner Verantwortungsbereitschaft entgegengehalten: Leibniz. Als Ludwig XIV. im gleichen Jahre, in dem er seine Eroberungskriege gegen die Rheinlinie beginnt, den erledigten polnischen Thron

Digitized by Google

mit einem französischen Kandidaten zu besetzen sucht, fordert Leibniz die Krone für einen deutschen Fürsten, weil Polen die „Vormauer Deutschlands" und des Abendlands sei: über die Vormauer kann nur jene Macht verfügen, die seit alters die Verantwortung für den von der Vormauer geschützten Raum trug. Als Ludwig XIV. mitten im Kriege gegen die Ordnung Europas steht, fordert der realistische deutsche Träumer die Gründung einer „teutsch gesinnten Nation", die die Rechte des Reiches wahre. Und indem er Frankreich zum erstenmal auf seine uralten Herrschaftstraditionen in der Levante verweist, bezeichnet er Deutschland als das Hauptglied Europas und den Kaiser als den Anwalt des Abendlandes. Der Zusammenschluß dieses Hauptgliedes zur größtmöglichen Einheit aber erscheint ihm als ein Werk, das dem „allgemeinen Besten der Christenheit" dient. Kein Zweifel, daß die politischen Gedanken dieses großen Menschen mit Utopien und Projekten überladen sind. Und dennoch sind sie in ihrem Kern Visionen eines sicheren Instinkts, der mit den Worten und auch all den Unzulänglichkeiten seiner Zeit von der Führungsaufgabe und der Verantwortungsbereitschaft des Reiches spricht.

Aber neben dem Träumer steht im gleichen Zeitalter der Soldat, der aus der Kraft des Reiches Europa vor der Anarchie des westlichen und östlichen Imperialismus rettet. Prinz Eugen beginnt sein sonnenhaftes Leben mit einer symbolischen Tat, die in ihrer Sinnkraft die Brücke über Jahrhunderte schlägt bis zurück zu jenem gewaltigen Vers, der im Bild der wachehaltenden Krieger über dem hunnischen Lager zum erstenmal die Grenzwachtaufgabe des Reiches beschworen hatte: den Degen zwischen die Zähne gepreßt, erklimmt der junge Reiterführer in seiner ersten Schlacht den türkischen Wall. Er hat diese Stellung auf dem Wall vor Europa nie wieder geräumt; aber er hat sie ausgedehnt von Ungarn bis Flandern. Als er Ludwig XIV. schlug, drückte er in europäischer Verantwortung die westliche Störungsmacht in ihr gemäßes Feld zurück. Als er in einem jahrzehntelangen Kampf Europas von der vielhundertjährigen Türkenbedrohung befreite, hat er für sein Zeitalter die europäische Leistung Karls und Ottos wiederholt. So sicher war sein Instinkt für die geheimsten Formkräfte des Reichs, daß er nicht nur diese reichische Kampftradition wieder ergriff. Aus dem eroberten Land im Südosten hat er, genau wie es 500 Jahre zuvor im Nordosten geschah, durch die Ansetzung deutscher Siedler eine zweite Zone des Schutzes und der Verantwortung gemacht, die sich zusammen mit dem nordöstlichen Raum als gewaltiges Vorfeld vor das Herz Europas legte. Immer sind es nur wenige Triebkräfte, aus denen das Reich seine politischen Leistungen gestaltet. Wenn aber eine große Tat wahrhaft aus dem Gesetze des Reiches geschieht, dann vereinen sich diese Triebkräfte zu einem Werke der Dauer. So ist auch die Leistung des Prinzen Eugen, die von einsamer Verantwortung für Europa getragen war, zu einem bleibenden Werke des Reiches gediehen. Wieder hatte das Reich in seiner Bereitschaft zur Verantwortung ein Zeugnis seiner geheimen Stärke gegeben, von der im Schuttfeld der kleinstaatlichen Zersplitterung kaum etwas sichtbar war und die doch wie Urgestein auf dem Grunde der deutschen Dinge lag. Wieder hatte es sich als die legitimierte europäische Führungsmacht erwiesen.

Bedarf es noch eingehender Hinweise auf die beiden großen Politiker des 19. Jahrhunderts, auf Stein und Bismarck, die genau wie die anderen Großen ihr deutsches Werk mit einer weitgespannten Verantwortung für die Geschicke Europas verknüpften?

Digitized by Google

Stein, der die Auflösung des „schändlichen Rheinbundes" forderte, weil die „Sicherheit ganz Europas" dies verlange und der als die Seele des europäischen Aufstandes gegen Napoleon von einer neuen Ordnung träumte, hat in seiner Weise das Charisma der deutschen Verantwortung nicht weniger gespürt als Karl oder Otto oder Eugen. Auch Bismarck war keine kleindeutsche, gar kleinstaatlich preußische Gestalt, sondern, wiederum nach der Weise und den Möglichkeiten seiner Epoche, der eigentliche Führer Europas, dem die Sorge für die allgemeine Ordnung schon früh mit der Sorge für den Bestand seines Werkes identisch wurde. Die Zurückdämmung der alten europäischen Störungsmächte, sein unausgesetzter Kampf gegen die Ränke fremder Intervention, vor allem aber das große System seiner europäischen Friedenspolitik zeigen ihn im Dienste einer Verantwortung, die die Gemeinschaft der europäischen Staaten umspannte. Stein wie Bismarck hätten mit ihrem elementaren Machtgefühl auch normale Imperialisten werden können. Weil sie aber Menschen des Reiches waren - Menschen der Ordnung, der Verantwortung und der Führung - sank ihr Werk nicht auf die Stufe jener „Mächte von niedrigem Range" hinab, die der Vergänglichkeit unterliegen, weil sie aus mangelnder Kraft nicht mehr den Mut zu großen Aufgaben und damit nicht die Verheißung der Zukunft besitzen. Weil Bismarck Verantwortung trug, war sein Werk als erste Stufe dem Reich der Zukunft entgegengebaut.

So wäre über den Reichscharakter der Staatsschöpfungen des 19. Jahrhunderts manches zu sagen. Wir wollen uns mit der Andeutung begnügen, weil uns das 19. Jahrhundert über das Wesen reichischer Verantwortung noch andere Aufschlüsse bietet. Sie müssen kurz betrachtet werden, denn in ihnen tritt den Hochformen der Verantwortung, von denen bisher zu sprechen war, eine bedenkliche Welt der Zerrformen entgegen.

Immer wieder sind wir dem großen Gesetz begegnet, daß Macht und Verantwortung einander bedingen. Aber die Zone, in der Verantwortung schöpferisch bleibt, hat empfindliche Grenzen. Macht ohne Verantwortung entartet zur Hybris, im äußersten Falle zur Despotie. Verantwortung ohne Macht bleibt ein leeres Gefühl ohne Formkraft, das im äußersten Fall zur destruktiven Lehre absinkt. Das 19. Jahrhundert hat beide Möglichkeiten erleben lassen.

Als mit dem Sturze Bismarcks eine große Unsicherheit sowohl in das politische System wie in das politische Selbstvertrauen des deutschen Volkes einbrach, geschah es im üblichen Gang solcher Entwicklungen, daß eine hektische Aufputschung des Selbstgefühls die Unruhe der Instinkte überlärmte. Deutschland griff in gewaltigem Einsatz seines Willens nach außen und war damit nur den Notwendigkeiten gehorsam, die seine Lage gebot. Aber es rechtfertigte diesen Vorstoß mit unzulänglichen Ideologien. Indem es die Losung ausgab, daß es nur den „Platz an der Sonne" begehre, den die anderen schon lange besäßen, stellte es sich von vornherein auf die zweideutige Haltung des Zuspätgekommenen ein und belud sich so mit den Gefühlen der Beklommenheit, die den überfallen, der von den widerstrebenden andern die Gnade erwartet, daß sie ihm eine Lücke in ihrem Kreise räumen. Danach aber trat der immer gleiche, bösartige Mechanismus auf, mit dem dieser unglückselige Zustand zu beherrschen versucht wird: der unsichere Spätling wollte die Unsicherheit dadurch verdecken, daß er sie überschrie. Im wilhelminischen Zeitalter geschah dies durch eine Ideologie der Macht, die trotz aller Lautheit so engherzig war, daß ihr der Einblick in das gewaltige S c h ö p f e r t u m der Macht

Digitized by Google

verschlossen blieb. Die wilhelminische Lehre der Macht diente nur dazu, einen Anspruch auf Zugehörigkeit zu erweisen. Weil sie den Raum der anderen als privilegierte, den eigenen Raum als nicht privilegierte Zone betrachtete, aus der es lediglich herauszukommen und in die bessere Stellung überzuwechseln galt, war sie ein niedriges Gefühl. Sie erkannte zwar die eigene Position im herrschenden System nicht an - aber indem sie das System anerkannte, blieb sie unschöpferisch trotz des Schwalls ihrer Worte und trotz allen Aufwandes der Materie.

Setzt aber ein Volk Macht nach allen Möglichkeiten ihres totalen Schöpfertums an, dann führt dies nicht zu dem „ordinären" Erfolg, daß das Volk sich in dem bestehenden System einrichtet. Dann dient vielmehr die zur höchsten Steigerung entwickelte Macht dazu, ein neues System, eine nach neuen Gesetzen gebaute Ordnung zu errichten, welche das alte System ablöst und allmählich dessen Bauglieder auf sich verpflichtet. In dem Augenblick aber, in dem das Schöpferische der Macht sichtbar wird und eine neue Ordnung formt, wird auch Verantwortung notwendig. Denn niemals entsteht eine echte Ordnung aus dem willkürlichen Spiel ungesteuerter Kräfte; immer entsteht sie nur dort, wo eine führende Kraft die Sorge um den Ausgleich und die Sicherheit des Systems auf sich nimmt.

Der deutsche Bürger des späten 19. Jahrhunderts hatte von diesem höheren Wesen der Macht, das mit dem Eintritt der Verantwortung beginnt, nichts begriffen. Er begnügte sich mit ihrem ordinären Wesen, das von materiellen Daten - wirtschaftliche Kapazität, Heerespotential, Volksvermögen usw. - bestimmt ist und das roher Stoff bleibt, wenn es nicht durch den konstruktiven politischen Gedanken zum Baukörper einer politischen Ordnung verwandelt wird.

Während so der späte deutsche Bürger aus der Verherrlichung nur materieller Macht, die niemals Baukraft sondern lediglich Mittel sein kann, sich das Gefühl der Unüberwindlichkeit vorzauberte und dabei harmlos blieb wie ein Kind, wurde er in der Welt als die gefährliche Machtbestie verschrien. Während er seinen engen Machtkult zur harmlos-aufreizenden Meinung ideologisierte, daß am deutschen Wesen die Welt genesen solle, entging seinem Blick die weitaus höhere und einzig reale Möglichkeit der Macht, nämlich die Führung. Er wußte nicht, daß es auch im Bereich der Macht Stufungen gibt und daß die höchste Stufe dort beginnt, wo sich Macht mit Verantwortung vereint. Selbst in die unterste Stufe gebannt, blieb er dafür blind, daß erst die Stufe der Verantwortung zur Stufe der Schöpfung wird. Macht ohne Verantwortung gehört in den Vorhof politischen Schöpfertums. Macht wird durch Verantwortung geadelt, denn Verantwortung ist das auszeichnende Merkmal des planenden und schöpferischen Geistes.

Es ist bemerkenswert, daß das gleiche unsichere Zeitalter, das aus innerer Schwäche nicht die nobilitierende Kraft der Verantwortung begriff und sich deshalb an einem halbwertigen Bild der Macht berauschte, auch die Diffamierung der Macht erlebte. Aus ihr aber ergab sich notwendig eine Prostituierung der Verantwortung.

Verantwortung ist ein Gefühl, das der Kontrolle durch den zuchtvollen Geist bedarf, wenn es nicht in die Formlosigkeit humanitärer Schwärmerei auslaufen soll. Wo Verantwortung so verstanden wird, daß „selbstlose Hilfe" geleistet werden müsse bis zur Aufzehrung der eigenen Substanz, wird sie zu einer nihilistischen Kraft, die der satanischen Gegenwelt aller Ordnungen angehört. Vor allem zersetzt sie in dieser verzerren-

Digitized by Google

den Deutung die Grundkräfte des politischen Schöpfertums. Verantwortung ist nur dort eine konstruktive Gewalt, wo ein gestaltender Wille auch die schwächeren Glieder des von ihm geführten Systems zur Steigerung ihrer Energien zwingt. Dies wird nur dadurch erreicht, daß auch die Geführten nach dem Maß ihrer Tragkraft an den harten und strengen Forderungen teilhaben, denen sich der Führende unterstellt. Das Maß dieser Teilhabe bestimmt den Rang innerhalb der gemeinsamen Ordnung. Es führt zum ranglosen Zustand, zur Anarchie, wenn die Geführten jeder Anstrengung enthoben und somit die Sorge für das Gedeihen eines schmarotzenden Haufens dem Stärkeren aufgebürdet wird - weil dieser ja edel und selbstlos genug sei, die Pflicht zur Verantwortung zu besahen.

Indem diese Haltung fragwürdiger „Selbstlosigkeit" die totale Selbstverschwendung fordert, verneint sie das Naturrecht auf die Wahrung und Steigerung der eigenen Macht. Damit verneint sie auch jeden gegliederten Ordnungskörper, der nur durch Macht gebaut und erhalten werden kann. Die sentimentale, also nihilistische Ader im deutschen Charakter hat diese furchtbare Lehre der Selbstverschwendung in allen Stunden der deutschen Geschichte immer wieder praktiziert. Bei den germanischen Kriegern angefangen, die in den spätrömischen Heeren die Feldherrnstellen besetzten, bis zu den Reisläufern, vielen Staatsmännern, Gelehrten, Auswanderen der späteren Zeiten, ist der Deutsche „selbstlos" gewesen bis zum unbewußten Verrat am Recht der eigenen völkischen Ordnung. Als Karl und Otto und Eugen sich für das Abendland verantwortlich fanden, gewannen sie in ihrem Einsatz das Reich - Führungskörper, in dem sich die Verantwortung mit der Macht verband. Als die Männer der deutschen „Selbstlosigkeit" sich für die anderen opferten, entwuchs ihrem Tun kein objektives Gebilde hoher Geschichte ähnlich dem Reich; die Anstrengung ihres Lebens blieb individuelle Episode, sie versank als taube Frucht im andersgearteten Erdreich der Fremde, sie blieb nihilistisch, also sinn- und zeugungslos wie alle Vereinzelung.

Ein immer wiederkehrendes düsteres Erlebnis unserer Geschichte! Aber erst im späten 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert ist ihm durch die zuchtlose Phantasie deutscher Schwarmgeister eine programmatische Lehre entnommen worden. Mit der Rede vom bösen Charakter der Macht begann sie sich in die Seelen eines unsicheren Geschlechts zu schleichen. Mit den Glockentönen von der ausschließlich geistigen Sendung der Deutschen gab sie ihrem verneinenden Wirken den positiven Anschein. Als sie zuletzt die pazifistische Fahne aufzog, enthüllte sie vollends ihr anarchistisches Gesicht, das von der Rebellion gegen Macht und Ordnung und Schöpfung gezeichnet war und dessen Mund von selbstloser Verantwortung sprach, wenn er die Lehre des Nihilismus meinte. Es war das Gesicht einer Dirne: sie hatte sich frevlerisch mit dem kostbaren Kleide geschmückt, das einst der eiserne Karl, der Heerkaiser Otto und der sonnenhafte Eugen trugen.

Aber gerade die Zeit der Schande ließ am uralten Baum unseres Volkes wieder die Erkenntnis der Wahrheit reifen, daß Verantwortung nur auf dem klirrenden Felde der Waffen fruchtbar wird. Gleichzeitig weitete sie die Herzen der Deutschen wieder für den hohen Gedanken, daß die Macht der Waffen dann das ehrwürdige Bild des Reiches herunterholt in die Wirklichkeit der Völker und der Tat, wenn der Deutsche die Verantwortung für die Gemeinschaft wagt, die er in seinem Reich zu einer gegliederten Ordnung bindet.

Digitized by Google

Damit aber erringt er wieder die Führung, zu der er sich auswies durch den Rang seines geschichtlichen Werkes, durch die Gerechtigkeit seiner Ordnungsmethoden und durch die adelnde Kraft seines Gefühls für Verantwortlichkeit.

Das neue Geschichtsbewußtsein

Jedes Zeitalter hat sein besonderes Maß, mit dem es die Ereignisse der Vergangenheit siebt, um sich aus ihrer ungeformten Fülle das Verwandte herauszuholen. Eine Epoche geringer eigener Schöpfungen tritt der Vergangenheit mit einem kleinmaschigen Netz der Wertung gegenüber. Weil ihr die Kraft zu bleibender Leistung fehlt, ermangelt sie auch des historischen Sinns für die zeugenden und bewegenden Mächte, die immer zyklopisch sind, und mühsam bleibt ihr Geschichtsbewußtsein den Erscheinungen vielfältiger Enge verhaftet. Auch das Gefühl für die auszeichnenden Unterschiede lebt nicht in ihrem System, denn das kleinmaschige Netz ihres Siebes bewahrt das Dürftige wahllos neben dem Wichtigen, um beides als gleich bedeutsam zu präsentieren. Wie aber ein Zeitalter der kleinen Leistungen keinen Instinkt für Rang zu erwecken vermag, so kann es auch die riesigen Haufen ungeschichteten Materials, die sich in seinem unzureichenden Netze fingen, nicht gliedern. Indem sich so sein Geschichtsbewußtsein an den Umgang mit amorphen Massen verliert, gerät es in die dumpfe Welt des Details; es verdunkelt in ihr. So sind vor allem partikularistisch bestimmte Epochen, kulturgeschichtlich verengte Zeitalter und individualistische Generationen dazu verdammt, zu den elementaren Mächten der Herkunft kein zureichendes Verhältnis zu finden.

Epochen der großen Gestaltung jedoch übertragen die Art, wie sie mit weitem Griff die Aufgaben ihrer Gegenwart meistern, auch in die Vergangenheit. Weil sie bereits bei ihrer gestaltenden Arbeit das Detail als belanglos zu achten lernten, sieben sie auch das Material der Geschichte mit einem Netz, das das Vergängliche in den Strom des Vergessens entschwinden läßt und nur das Große behält. Ihr Instinkt trifft somit auf die monumentalen Ereignisse und die bauenden Kräfte, und weil er in ihnen die gleichen Mächte erkennt, die die gewaltige Gegenwart formen, vermittelt er dem Geschlecht der Lebenden und der Ringenden das ungeheure Erlebnis, daß es sich all den Kraftströmen einbezogen erkennt, die aus ferner Vergangenheit in den eigenen Tag herüberrauschen, nachdem sie sich im weltgeschichtlichen Werk unendlicher Ahnenschaft wieder und wieder verwirklichten. Während die Zeitalter, die in der Vergangenheit nur das Rangloſe und das Partikulare fanden, vor dieſer Schau eine Hemmung der eigenen Kraft erleben, wird den Epochen der Schöpfung und damit des großen Geschichtsblicks eine Bestätigung ihrer geschichtlichen Sicherheit zuteil, die selber wieder Geschichte wirkt.

In uns Deutschen der Gegenwart ist mit der dynamischen Leistung, durch die sich die Welt verwandelt, auch ein neues Geschichtsgefühl erwacht, das mit seiner strahlenden Weite das verdunkelte Geschichtsbewußtsein abgesunkener Zeiten abgelöst hat. Wir finden uns nicht mehr von den beengten Kräften unserer Herkunft fatalistisch bestimmt, wir haben vielmehr den Sinn für die schöpferischen, auszeichnenden und erhöhenden Mächte geschärft, die unser Volk zu einem der Führervölker der Erde gemacht haben.

Es wäre nicht würdig, die gestaltenden Leistungen anderer Völker scheel zu verkleinern. Wer aber das geschichtliche Wesen des deutschen Volkes dort untersucht, wo

Digitized by Google

es sich rein – und dies heißt immer: in der schöpferischen Aktion – darbietet, findet in ihm ein Gefüge besonderer Haltungen, durch die es sich unterscheidet. Wir haben darüber gesprochen: es besitzt eine politische Formkraft, durch die Europa in seiner Struktur geschaffen und zu immer neuer Dynamik bewegt worden ist; es hat ein Ordnungsvermögen betätigt, durch das Bindung und Freiheit, Führung und angemessenes Eigenrecht in einzigartiger Weise ausgeglichen worden sind. Es hat sich auf einer Höhe der Verantwortung bewegt, die andere Völker niemals erstrebten.

Die Erkenntnis dieser deutschen Einmaligkeiten weist in die Zukunft. Das Geschichtsgefühl, das sich aus dieser Erkenntnis speist, läßt die Deutschen der großen Gegenwart die Gestaltungskraft ihrer Vergangenheit auch für sich selber in Anspruch nehmen.

So bekennt sich dies neue Geschichtsgefühl zu einem gewandelten, dennoch uralten Ethos der Macht. Die Sentimentalität aufweichender Gesinnungen pflegt die Macht als das reinste Element der widermenschlichen und widergöttlichen Welt zu betrachten. In der Tat stimmt diese Wertung für jene Epochen, die selber von sentimentaler Aufweichung gebrochen sind und sich dennoch des Umgangs mit der Macht vermessen. Ihnen gerät dieser Umgang nur zu einer Folge von Unsicherheiten. So haben vor allem die durch die liberale Begrifflichkeit bestimmten und innerlich gespaltenen Geschlechter aus der Macht lediglich ein Mittel beschränkter Interessen zu machen vermocht, sei es, daß sie sie für imperialistische Expansionen ohne verpflichtenden Ordnungsgedanken einsetzten, sei es, daß sie sie zur Sklavin einer so untergeordneten Kategorie wie der Wirtschaft erniedrigten. In diesen und in ähnlichen Fällen schien die Macht in der Tat ideologischer Rechtfertigungen zu bedürfen: sie stellten sich durchweg als handfeste Heucheleien dar. In Wirklichkeit ist Macht, tief genug gefaßt, eine ursprüngliche Schöpfungskraft, deren Rang von keiner Verneinung und keiner Verkleinerung angetastet werden kann und die moralischer Rechtfertigungen nicht bedarf.

Die gestaltenden Energien, die das anfängliche Chaos zur Form binden und damit die verborgene Göttlichkeit der Schöpfung sichtbar machen, sind an Zahl gering. Neben der visionären und der bildenden Kraft des Künstlers, der verkündenden Kraft des Propheten der deutenden Kraft des Weisen, der fordernden Kraft des Gesetzgebers steht in voller Ebenbürtigkeit, ja erhöht durch ihren Charakter der Sinnweisung und der Zusammenfassung, die bauende Kraft des großen Reichsschöpfers. Wie der Künstler zu seinem Werke des Materials, der Prophet des Wortes, der Weise des Gedankens und der Rechtschöpfer der Satzung sich bedienen, so bedient sich der Errichter eines Reiches zu seinem hohen Werke der Macht. „Welch ein Unterschied zwischen Ihnen und uns!", hatte Voltaire einst zu Friedrich dem Großen gesagt: „Sie zerstören die Welt, und wir klären sie auf!" Das barbarische Mißverständnis, das Dogmatiker und Literaten dem geweihten Raume der Macht entgegenzubringen pflegen, ist selten naiver ausgedrückt worden. Ohne die Macht keine Ordnung, ohne die Krieger keine Fundamente im wogenden Brei der Menschheit, ohne die Könige keine Planung, in deren gegliederten Räumen die einzelnen und die Gemeinschaften sich behaupten und erfüllen, nähren und mehren können. Macht ist ein Urwert im schöpferischen Gange des Lebens, sie baut in den Reichen reifste Gebilde des planenden Geistes, und je mehr sie ihre Aufgabe in den Räumen hoher Bewußtheit und reicher Differenzierung erfüllt, je sicherer sie somit sich in den vielfältigen Verknotungen des geschichtlichen Lebens als

Digitized by Google

gliedernde Kraft der Einfachheit bewährt, desto unanfechtbarer erweist sie sich als eines der höchsten Werkzeuge formenden Menschentums. Ohne Form gibt es kein würdiges Leben. In den großen Verhältnissen der Völker ist die formende Urkraft die Macht. Weil alle Formung das göttliche Gesicht der Dinge aus dem Schutt herauslöst, gehört auch die Macht, welche Ordnungen und damit irdische Abbilder des ewigen Gesetzes schafft, zu den oberen Werten des Daseins. Nicht zuletzt erweist sie ihren göttlichen Ursprung darin, daß sie zu ihrem Werk bisweilen auch durch Leid und Blut zu schreiten hat.

Aber Macht muß im Dienst stehen, wenn sie diese Vollkommenheit erreichen will. Und der Auftrag, dem sie dient, muß Verantwortungen höchsten Ranges umfassen. Weil die napoleonische Weise der Handhabung der Macht nur dem unorganischen Traum eines einzelnen diente, blieb sie an den Weg des Blutes und des Hasses gefesselt und vervollkommnete sich nicht zu einem bleibenden Werk. Im Raum des Reiches hingegen, des durch Geschichte, Kraft und Auftrag bestimmten europäischen Ordnungskörpers, hat die Macht in den Stunden der Reichserfüllung ihr vollkommenes Schöpfertum erwiesen. Die Leistung, die Ordnung und die Verantwortung des Reichs, also die entscheidenden europäischen Vorgänge, vollzogen sich auf dem ehernen Grunde der Macht. Jede Verlästerung der Macht bedeutet darum nicht nur einen Aufstand gegen das Reich, sie tastet auch grundlegende europäische Leistungen an und beschwört die Anarchie herauf, den schleimigen Zustand jener Epochen, in denen statt der Macht, der Krieger und der Staatsmänner die tönernen Begriffe herrschen.

Ernst Jünger hat das bedeutsame Wort von der „germanischen Unschuld" gesprochen. Er hat damit die deutsche Übersetzung des Wortes von der „deutschen Barbarei" gegeben, mit dem die westliche Zivilisation ihre Feldzüge gegen die Macht und die Leistung des Reiches führte. Solange die Deutschen an das Reich und nicht an die Theorien der civilisation glaubten, sind sie in germanischer Unschuld zur Führung gestiegen; und ruhigen Gewissens haben sie sich dabei zur elementaren und göttlichen Herkunft der Macht bekannt. Als sie sich der civilisation überlieferten, fiel in ihr Herz auch der Zweifel am ewigen Rechte zur Macht. Daß die Macht dabei zum gefährlichen Instrument in zitternden Händen entartete, denen die Sicherheit der Unschuld entglitten war, darf nicht wundernehmen. Wer die Unschuld besitzt, die aus dem reinen Grunde der eigenen Substanz kommt und sich in der Gewißheit des Auftrags gerechtfertigt weiß, besitzt in der Macht eine Ordnungskraft, die in das Chaos die bleibenden Formen pflanzt.

Indem sich das neue Geschichtsbewußtsein zur Macht bekennt, die die große Ordnung des Reiches baut und von Verantwortung sinnvoll gesteuert wird, verbindet es sich mit einer Urkraft unserer Geschichte.

Neben dem Bekenntnis zur Macht verlangt die Wiedererrichtung des Reichs ein neues und dennoch uraltes Bewußtsein der Weite. Auch diese Forderung zielt auf eine realistische Bereitschaft ab, die weder das dogmatisch noch das partikular verzwängte Denken aufzubringen vermögen. Als nach einer vielhundertjährigen Existenz der Enge der deutsche Partikularismus fiel, stürzte mit den Mauern der Binnengrenzen auch das engräumige Denken, und die Totalität Deutschlands wurde im Denken unseres Volkes wieder zu einer realen Vorstellung. Wenige Jahre später verschwand mit der Auslöschung der Versailler Zwergstaaten auch der europäische Partikularismus. Als er mit

Digitized by Google

seinem Sturz den Blick auf die lang verhüllte Strukturlosigkeit des Kontinents freigab, geschah es, daß die kontinentale Ausweitung des deutschen politischen Denkens zugleich das visionäre Bild des von den Deutschen zu tragenden Reiches herausrief. In dem Augenblick, in dem vor dem Schritt der Geschichte der alte Bau des Kontinents an seinen hohlen Stellen einbrach, tauchten aus dem Schutt die ältesten Gefüge Europas empor. Dies Erlebnis aber erweckte wieder die versunkene Wahrheit, daß die Wölbungen weit gespannt sein müssen, wenn sie der latenten Kräfte des Erdteils und dem Sinn seiner Geschichte gemäß sein sollen.

Damit wurde das alte Fernweh des Deutschen, das ihn so oft aus seiner partikularen Beklemmung in die Weiten der Schwärmerei hinausgerissen hatte, vor einen konkreten politischen Auftrag gestellt: Raum und Weite wollen nicht ersehnt und ersungen, sondern gestaltet sein. Es wurde die Bereitschaft zur gleichen Leistung gefordert, die vor Jahrhunderten abgebrochen worden war, noch ehe sie sich vollendet hatte. So aber stellte der Weltgeist, als er die Deutschen zu ihrer ursprünglichen Aufgabe zurückzwang, wieder den natürlichen Zustand Europas her. Daß die Deutschen nicht mehr nur zwischen Rhein und Oder, sondern zwischen der Maas und der Weichsel, ja zwischen dem Kanal und dem Bug, den Westvogesen und den Karpathen, dem Nordmeer und dem europäischen Südkap die Ordnung zu wahren haben, ist die wiedererweckte Wirklichkeit eines tausendjährigen Schicksals, die sich durch keinen Aufstand der Gegenmächte hat austilgen lassen. Ein Volk findet die Grenzen des seiner Führung bestimmten Raumes dort, wo es Jahrhundert um Jahrhundert der Erde seine äußersten Dörfer, seine äußersten Burgen und seine äußersten Toten gab. Nirgendwo realisiert sich die Geschichte so fordernd wie in diesen Zeichen. Sie sind es, die unser Volk zum großen Ordnungswerk in seinen alten Geschichtsraum zurückrufen.

Es geschieht nun diese Wiedererweckung der mahnenden Mächte in der gleichen geschichtlichen Stunde, da die moderne Entwicklung der Staaten, getrieben von den gestauten Gewalten ihrer Arbeit und ihres völkischen Wachstums, zur Errichtung imperialer Herrschaftszonen drängt. Wieder wie in der Zeit der germanischen Völkerwanderung ist die Welt in Bewegung geraten; im planetarischen Feld bauen die Völker an ihren größeren Reichen. Das atomisierte Europa der inferioren Versailler Planung war in diese Wirbel neuer Geburt wie ein gespenstiger Anachronismus hineingestellt. Europa mußte ins museale Nichts hinuntersinken, wenn seine gefesselten alten und seine unerlösten jungen Energien nicht zu neuer Geschichtskraft zusammengebunden wurden.

Indem das Reich seine ehrwürdigen Überlieferungen der Weite wieder verlebendigt, hat es Europa vor dem Schicksal des Kornes bewahrt, das zwischen den Mühlsteinen zerrieben wird. Es zwang den einsichtslosen Kontinent mit eiserner Macht aus der Verblendung zum Leben. Dabei hat das Reichsvolk erkannt, daß die ihm zugemessene Weite seit einem Jahrtausend der europäische Großraum ist. Durch seinen Ausgriff, mit dem es den Erdteil in letzter Stunde zur geschichtsmächtigen Gestalt organisierte, hat es, treu seinem überlieferten Wesen, wieder höchste Verantwortung auf sich genommen. Mit dieser verbindet sich seit alters der Auftrag zur Führung.

In der Bereitschaft zur Führung mit ihren erhöhenden und bebürdenden Folgen erkennt das neue Geschichtsbewußtsein die stolzeste und zugleich schwerste Verpflich-

Digitized by Google

tung, der sich die Deutschen der Gegenwart zu unterziehen haben. Wenn sich das deutsche Volk zur Führung Europas bestimmt glaubt, so ist dies nur die legitime Erneuerung einer natürlichen Gegebenheit, die sich seit einem Jahrtausend in der biologischen, geschichtlichen und kulturellen Wertigkeit unseres Volks kundtut. Der Anspruch auf Führung entstammt sowohl der Erkenntnis des spezifischen biologischen Gewichts wie der tausendjährigen Führungsleistung unseres Volks.

Gewiß besitzt die rohe Zahl keinen endgültigen Aussagewert, um den Rang eines Volks zu bestimmen; immerhin hat sie hinweisenden Charakter. Wenn das Volk, das im Ring kleinerer Nationen mit dem Gewicht seiner 90 Millionen sitzt, eben das deutsche Volk ist - Volk germanischer Art, Volk des Reiches - dann hat dieser Umstand objektive Bedeutung. Zahl allein ist belanglos, hohe Zahl und hohe Rasse vereint stellen bereits gültige Führungswerte dar. Den exakteren Befund gibt freilich erst der Blick auf die geschichtliche Leistung. Er erhellt, daß es in der Geschichte Europas keine einzige Stunde gibt, die nicht die Kraft deutscher Führung gespürt hat. Nicht immer war diese Führung politisch. Aber selbst wenn unser Volk in eine Zone politischer Ruhe geraten war, so hat es dennoch in anderer Weise geführt - das einemal geistig, ein andermal religiös, und dann wieder künstlerisch oder technisch. Die deutsche Führung war niemals uniform. Aber sie war universal. Und so sehr die deutsche Führungsgeschichte vom Bild böser Zersplitterung bestimmt erscheinen mag, in Wirklichkeit haben die sucherischen und erfahrungsreichen Wege durch alle Verführungen des Partiellen in der Summe doch zu einer meisterschaftlichen Totalität geführt. Nachdem das deutsche Volk die großen Lebensbereiche vereinzelt zur höchsten Reife entwickelte, findet es sich nunmehr vor die Aufgabe gestellt, die führerhafte Leistung in den Teilbereichen zur totalen Leistung zu vervollkommnen, die dem totalen Charakter des Reiches entspricht. Denn das verwirklichte Reich kennt keine Spaltungen mehr: die Kluft zwischen dem staatlichen und dem geistigen Deutschland, zwischen dem Deutschland der Waffen und dem Deutschland des Glaubens, dem Deutschland der irdischen Pflicht und dem Deutschland der Metaphysik ist im Kraftfeld des Reiches geschlossen, weil das Reich die totale Beanspruchung mit sich bringt. Künftige Führung wird sich nicht mehr auf spezialistische Teilbereiche beschränken. Sie wird einheitlich und umfassend sein und unserem Volke den obersten Rang erst völlig erschließen.

Auch damit wird nach langer Verbiegung der Grundverhältnisse des Lebens nur wieder ein natürlicher Zustand hergestellt. Wie die Macht zum Grundbestande der Schöpfung gehört, und wie alle natürlichen und geschichtlichen Erfahrungen für die Organisation der europäischen Völkerwelt den Grundsatz der Weite fordern, so gehört auch das große Prinzip der Führung zu den urtümlichen Dingen. Schon die Horde der Urzeit ist nach der Elite der Leistung gestuft, aber auch die Republik der unsterblichen Genien kennt Gleichheit nur in der gegenseitigen Ehrfurcht, doch nicht im gegenseitigen Range. Die Ordnung der Völker versucht sich dieser früheſten Weisheit des Lebens nur dann zu entziehen, wenn der irre Aufstand der Theoretiker in ihre sakralen Bezirke bricht, um das Gewachsene nach dem dürftigen Maß rationalistischer Wünschbarkeiten zu modeln. Die Lehre der Gleichheit hat die organische Welt pervertiert. Die organische Wirklichkeit ist bestimmt vom Wert, vom Rang, von der Führung.

Mit dem Bekenntnis zum aristokratischen Grundsatz der Führung steht und fällt

Digitized by Google

darum auch das neue Europa. Wie die der Führung zugeordneten Kräfte des Könnens, der Macht, der Ordnung und der Verantwortung vom Reich her Europa gebaut und getragen hatten, so wird auch bei jedem neuen Werk der uralte Grundsatz sich bewähren. Das Prinzip der reichischen Führung hat sich während eines Jahrtausends ständig mit anderen Ordnungsmethoden zu messen gehabt. Sie haben zuweilen gesiegt und gewisse geschichtliche Spannen bestimmt. Aber sie sind nicht mehr zu allgemein europäischer Verbindlichkeit auferstanden, nachdem sie einmal gefallen waren. Der reichische Grundsatz der Führung ist höher als jedes Prinzip der Sekurität, höher als jedes Prinzip des mechanischen Gleichgewichts, höher als jedes Prinzip der Gewalt. Denn hinter Gewalt, Sekurität und Gleichgewicht steht als bewegende Kraft jeweils nur der staatliche Egoismus einer Sondergruppe. Hinter dem Grundsatz der Führung steht neben der Bereitschaft, Verantwortungen zu tragen, die ungeheure Notwendigkeit, die verantwortlich Geführten in einem natürlich gestuften Gefüge zu organisieren, das seinen Gliedern das gemäße Recht beläßt.

So aber schließt das Bekenntnis zur Führung die radikale Absage an ein System des Gewaltherrentums ein. Wer sich über unterworfene Sklaven gesetzt glaubt, f ü h r t nicht: er ist ein Büttel; er steht außerhalb des politischen Raums. Das Bewußtsein, wieder zu weltgeschichtlicher Führung gerufen zu sein, muß so hoch gefaßt werden, daß es adelnde Kraft ausstrahlt über ein ganzes Volk.

Denn das Bekenntnis zur Macht, der Mut zur Weite und der Ruf zur Führung wachsen nur in einem hochgezüchteten Menschentum. Es kommt darauf an, daß diese Elemente des neuen politischen und geschichtlichen Bewußtseins zu kristallischer Vollkommenheit ausgeformt werden. Der erlesene Menschenschlag, dem dies gelingt, bildet den politischen Adel des werdenden Reichs. Nur durch ihn wird das neue Europa geformt.

Die europäische Wirklichkeit

Die neue europäische Wirklichkeit, wie sie aus der verwandelnden Kraft dieses Krieges entsteht, ist eine Wirklichkeit der A u f g a b e n.

Das Bild Europas, wie es in Versailles und Genf, bei Coudenhove-Kalergi und Stresemann konzipiert worden war, war ein Bild der I l l u s i o n e n.

Zwischen Illusionen und Aufgaben ist Feindschaft gesetzt vom Anbeginn der Weltgeschichte.

Das illusionäre Europa der liberalen Reaktion ist inzwischen von einem militantpolitischen Menschentypus zerschlagen worden. Die Rasse, die ihr Gesicht in diesem Aufstand gegen Versailles geprägt hat, ist eine völlig neue Erscheinung in unserer Geschichte: ein blitzschnell zupackender, zäher, dabei unendlich geduldiger Menschenschlag, von einer spielerhaften Kühnheit, die dennoch gesteuert ist von peinlich genauer Berechnung, dem Unerwarteten tief vertraut, aus dem Dunst der schlummernden Entscheidungen stets die ungewöhnlichste erwitternd, die sich dann doch als die einfachste erweist, in kein überliefertes Schema zu ordnen und auch darin revolutionär aus dem Grund der Existenz - aber von den geheimnisvoll strömenden, stärkenden und bestimmenden Kräften einer tausendjährigen Geschichte der Führung genährt. In höchster Vollendung ist dieser Typus im Führer vorgeformt. Aber er prägt bereits eine breite politische Mannschaft.

Digitized by Google

Die hohen Entscheidungen der Menschheit werden von großen Einzelnen gefällt, von den Völkern getragen, von einer zweckhaft gezüchteten Schicht gestaltet. Der werdenden politischen Schicht unseres Volkes sind die ungeheuren Verantwortungen aufgebürdet, die sich mit der Geburt des neuen Europa fordernd erheben.

Sie haben tiefe Wurzeln. Sie reichen in alle Schichten der Erfahrungen und der Mühen hinab, mit denen das deutsche Volk um das Reich rang. Bei jedem wahrhaft großen Werk werden die geschichtlichen Mächte lebendig. Aber nur selten geschieht es, daß eine so große Ordnungsidee wie die des Reichs durch das Geröll der Jahrhunderte bricht und wieder Verwirklichung heischt. Was abgetan und eingesargt schien, wurde mit einem Male erregend lebendig. Vor allem traten uralte Aufgaben, vor denen müde Geschlechter dereinst beiseite gegangen waren, in den Kampfraum der Gegenwart ein und verlangten ihr Recht.

Da begann sich Europa zu wandeln, Schlag auf Schlag, als wenn die Masken eines verwirrenden Traums von seinem Gesichte fielen, das sich nun wieder in seiner Natur enthüllt. Und während die Masken sich lösen, ziehen über das uralt mächtige Antlitz die Schatten eines gewaltigen Kampfs um die Form und die Seele. Was in das Gesicht seine Spur grub, ist zuckend erwacht und wird von der Erregung geschüttelt, in der sich die älteste, echteste Form gegen die Überfremdung erhebt. Verschminkt und verwittert, verzogen und flatterig erscheint zuweilen dieses Gesicht. Aber die Rune des Reichs ist ihm am tiefsten eingeritzt.

So drängen sich die unausgetragenen Kämpfe eines Jahrtausends auf kürzeste Spannen zusammen. Und was das Reich in immer erneutem Anlauf zu erreichen versuchte, was es erprobte, was ihm als Teilwerk gelang, strömt nun zum gemeinsamen Einsatz. So groß ist der Anblick, wie die Geschichte eines Jahrtausends in tödlichem Ernst noch einmal durchgespielt wird, daß die Schöpfung den Atem anhalten müßte, damit nur das Keuchen und Stampfen der ringenden Mächte hörbar sei. Es geht um den deutschen Sinn.

Es geht um die Frage, ob wir uns im entscheidenden Kampf für immer das Recht erringen, als *formendes* Volk in der Geschichte zu stehen. Weil Formung und Tat höher sind als selbst das Leben, spricht nur der Entscheid über diese Frage das endgültige Urteil. Die letzte Erprobung wird nicht durch den Sieg in diesem Kriege gewonnen: der Sieg stößt erst die Tore auf zum gestaltenden Werk. Und hier erst, hinter den Toren des Sieges, im Reiche der neuen Leistung, im Raume gerechter und überlegener Führung, fällt der entscheidende Spruch.

Über den Sieg hinaus ist das bannende Ziel das Reich, nach dessen Gesetz sich Europa ordnet. Die Aufgaben, die es den Herzen ganzer Geschlechter aufzwingen muß, werden die schärfste Bewährung verlangen. Aber je härter die Forderung, desto höher das Werk. Und desto reiner das Menschentum, das sich ihm angelobt als die erlesene Garde.

Digitized by Google

„Inneres England"

Friedrich und Viktoria

Ein Beitrag zur Geschichte der „Reichsfeindschaft"

Von

Walter Frank

Digitized by Google

Digitized by Google

„Und doch wiederum gehört unser tragisches Geschick zur deutschen Geschichte (wenn dies auch Treitschke bedauert)."

Viktoria an Frau von Stockmar. 26. Juli 1888.

I.

Die Prinzessin Augusta kam im Jahre 1829 als Gemahlin des Preußenprinzen Wilhelm von Weimar nach Berlin. Dem Gemahl, den ihr die Politik bestimmt hatte, war sie innerlich fremd. Der spartanisch-tüchtige, poesielos-hausbackene Geist dieses soldatischen Prinzen vermochte es nicht, die Fürstentochter, die im Schatten Goethes und Schillers aufgewachsen war, innerlich für den preußischen Staat zu erobern.

Weimar war der große Brennpunkt des deutschen Geistes gewesen. Aber ein politisches Selbstbewußtsein der Deutschen war in dieser Welt nicht gewachsen. Dicht neben dem kühnen, die Himmel stürmenden Fernflug deutschen Dichtens und Denkens hauste die kümmerliche politische Enge deutscher Zwergstaaterei. Einmal wohl, in den Tagen, als von Roßbach her der Degen des großen Friedrich über das deutsche Land hin blitzte, ging durch diese Welt von ferne der metallene Klang einer großen, wesentlich *deutschen* Staatlichkeit. Aber er schien zu verhallen, als sich nach 1786 - kurz unterbrochen durch den ikarischen Aufflug des reformerischen Preußens der Befreiungskriege - ein Zeitalter königlicher Mittelmäßigkeit über Preußen breitete. „Die Zeit, wo nichts war", hat es das bittere Urteil ihres großen Überwinders, Bismarck, genannt.

Von großer überlegener Staatlichkeit kündeten jener geistig regen, politisch verkümmerten Welt von Weimar die gelegentlichen Sendboten westlicher Länder, Franzosen und Engländer. Sie trugen mit sich Selbstsicherheit und Selbstzufriedenheit alter und mächtiger Staaten und Völker und nahmen die scheue Bewunderung der deutschen Kleinstaatmenschen als selbstverständlich geschuldeten Tribut entgegen.

„Die Prinzessin Augusta" - so liest man in Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" - „hat aus ihrer weimarischen Jugendzeit bis an ihr Lebensende den Eindruck bewahrt, daß französische und noch mehr englische Autoritäten und Personen den einheimischen überlegen seien. Sie war darin *echt deutschen Blutes*, daß sich an ihr unsere nationale Art bewährte, welche in der Redensart ihren schärfsten Ausdruck findet: Das ist nicht weit her, taugt also nichts!"

Der Prinz von Preußen war Soldat von Geblüt und trug in sich den friderizianischen Glauben an Preußens Großmachtberuf. Aber er war kein Politiker von Geblüt. Konservativ waren die Grundinstinkte seines Wesens. Sie hatten ihn im Jahre 1848 in den Ruf des ‚Kartätschenprinzen' gebracht und zur Flucht nach England gezwungen. Seit diesem englischen Exil aber lebte er in einer Art von Furcht vor den eigenen Instinkten. Man kennt Bismarcks berühmte Charakteristik seines Königs: „Der ideale

Digitized by Google

Typus des preußischen Offiziers, der dem sicheren Tode im Dienste mit dem einfachen Wort ‚Zu Befehl!' selbstlos und furchtlos entgegengeht, der aber, wenn er auf eigene Verantwortung handeln soll, die Kritik des Vorgesetzten oder der Welt mehr als den Tod und dergestalt fürchtet, daß die Energie und Richtigkeit seiner Entschließung durch die Furcht vor Verweis und Tadel beeinträchtigt wird, dieser Typus war in ihm im höchsten Grade ausgebildet."

Seit den Märztagen von 1848, in denen sein königlicher Bruder Friedrich Wilhelm IV. das Haupt vor den blutigen Leichen der Barrikadenkämpfer entblößt und er selbst bei der Königin Viktoria von England und dem Prinzgemahl Albert Zuflucht gefunden hatte, fürchtete Prinz Wilhelm den Tadel und die Kritik des liberalen „Zeitgeistes". Des „Zeitgeistes" tägliches Sprachrohr aber war seine Gemahlin, die Prinzessin Auguste.

Ihr Einfluß war es, der der Opposition des Koblenzer Kronprinzenhofes gegen König Friedrich Wilhelm IV. den liberalen Zug verlieh; die Richtung dieser Opposition ging innerpolitisch auf eine durch „moralische Eroberungen", also durch liberale Konzessionen gegründete Hegemonie Preußens in Deutschland, außenpolitisch auf eine westmächtlich-proenglische und antirussische Konstellation.

In jener Zeit hat die Prinzessin Auguste zusammen mit Albert von Koburg und seinem Berater, dem Baron von Stockmar, den Gedanken geboren, ihren ältesten Sohn, den Prinzen Friedrich Wilhelm, mit Viktoria, der ältesten Tochter der Königin Viktoria von England und des Prinzgemahls Albert, zu vermählen.

Albert von Koburg war deutscher Abstammung. Die englische Karikatur zeigte den Fremdling gern „inmitten seines bärtigen, rauchenden, biertrinkenden" deutschen Gefolges. Um so eifriger war er selbst bestrebt, seine deutsche Herkunft durch Betonung seines Engländertums vergessen zu machen. Er, der aus dem deutschen Kleinfürstentum zum Thron eines Weltreiches emporgestiegen war, sah mit Geringschätzung auf die ehemaligen Genossen herab. Selbstverständlich erschien es ihm, daß für die deutschen Staaten die Nachahmung des englischen Systems der einzige Weg des Heils sei.

In diese politische Vorstellungswelt fügte sich die Heirat der Prinzessin Viktoria mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen. Preußen konnte der Degen englischer Kontinentalpolitik gegen den russischen Koloß sein. Die englische Königstochter, die den Prinzen Friedrich Wilhelm heiratete, sollte einst als Königin von Preußen die Sachwalterin einer Politik sein, die der Vater sie wie ihren Bruder Eduard, den Prinzen von Wales, von Kind an gelehrt hatte.

König Alberts Tochter war keine gewöhnliche Frau. Der Herausgeber ihrer Briefe, Frederic Ponsonby, verbindet diese Feststellung mit der arroganten Bemerkung, die echten preußischen Frauen seien im Bewußtsein ihrer geistigen Minderwertigkeit nur für Kirche, Kinder, Krankenstube und Küche interessiert gewesen. Ein Urteil, das zeitlebens auch Eduard, der Prinz von Wales, gern variierte. Viktoria, seine Schwester, ist in Wahrheit nicht so politisch gewesen, als es die Arroganz des Vergleiches mit den preußischen Frauen will. Sie war durchaus weiblich und daher auch in ihren politischen Anschauungen allezeit von höchster Subjektivität beseelt. Aber sie war sicherlich klug und energisch; und Klugheit und Energie waren in dieser Fürstentochter vorwiegend deutschen Blutes von Kindheit an geformt worden durch die Kraft der jahrhundertealten englischen Weltmachttradition.

Digitized by Google

„Deutsch", so urteilt Bernhard von Bülow, „war sie nur insoweit, als es sich um eine gewisse platonische Zuneigung zu dem alten, bescheidenen Deutschland der Biedermeierzeit handelte." Preußen war ihr fremd, ein Barbarenland.

Prinz Friedrich Wilhelm war acht Jahre älter als Viktoria. Aber in den Ehebund mit ihr brachte er keine politische Grundanschauung mit, die der ihren an Festigkeit ebenbürtig gewesen wäre. Seine Tagebücher aus der Revolution von 1848 enthüllen die erste und unterste Schicht seiner Charakterbildung: die Vorstellungswelt eines jungen preußischen Offiziers, der mit Empörung den „Pöbel" und die „Judengesichter" gegen das altgeheiligte Königtum anstürmen sieht und der sich inmitten des revolutionären Sabbats nur wohlfühlt unter der Truppe und, zuletzt, im „guten Potsdam".

Diesen Grundinstinkten jedoch hatte die Erziehung der Mutter und dann auch die Resignation des Vaters ein anderes Element hinzugefügt: die Scheu vor dem liberalen Zeitgeist und die Bewunderung seiner Vormacht, des freisinnigen England.

Nichts kann für die unausgeglichene Mischung der Elemente im Inneren des jungen Fürsten kennzeichnender sein als die Notiz, die er einmal, schon zu Regierungszeiten König Wilhelms, in das Tagebuch schreibt: „Ministerrat im Handelsministerium. 1. Anstellung der Juden als Richter, wo natürlich Seine Majestät entgegen ist, ich auch meinem ganzen Gefühl nach, aber ich kann nicht mehr recht faßliche, triftige Gründe finden, um sie dem Andrängen der Zeit entgegenzustellen.

Schon 1851 hatte Prinz Wilhelm den Sohn zum Studium des Albertinischen Regierungssystems nach England mitgenommen. 1853 ließ er, der selbst seit 1840 Protektor der drei preußischen Großlogen war, auch den Sohn in den Freimaurerorden eintreten. Im Jahre 1855 kam Friedrich wieder nach England, um die Prinzeß Viktoria, die er von Kindheit her kannte, zu freien.

Viktoria war 15, Friedrich 24 Jahre alt. „Der einzige Eindruck, den man damals von ihm hatte", so schreibt eine englische Beobachterin, „war der eines ganz fidelen, netten Leutnants mit großen Händen und Füßen, der aber in keiner Weise hervorragend begabt schien."

Trotzdem die Politik diese Verbindung gewünscht hatte, ist sie doch auch auf aufrichtiger Herzensneigung begründet gewesen. Prinzeß Viktoria liebte den blauäugigen, blonden Hünen aus dem Preußenland, ihn, dessen Seele (noch die alte Kaiserin Friedrich hat es niedergeschrieben) „so rein war wie die eines Kindes". Und der Prinz liebte und bewunderte aus ganzem Herzen die schöne und kluge Frau.

Auf einem Ritt in die Heide haben sie sich verlobt. Einen Stengel weißen Heidekrautes pflückte Prinz Fritz und reichte ihn der Prinzessin Viktoria.

Das weiße Heidekraut galt als Symbol des Glücks.

Die Hochzeit fand im Januar 1858 statt, in England, in der Königlichen Kapelle von St. James Palace. So hatte es gegen alle preußische Tradition die Queen Viktoria bestimmt: „Was auch immer die Gepflogenheit der preußischen Prinzen sein möge - man heiratet nicht jeden Tag die älteste Tochter der Königin von England."

Einige Zeit vorher hatte der preußische Bundestagsgesandte von Bismarck-Schönhausen in einem Brief an den General Leopold von Gerlach seiner Sorge über die englische Heirat Ausdruck gegeben: „Fürstliche Heiraten", schrieb er, „geben im allgemeinen dem Hause, aus welchem die Braut kommt, Einfluß in dem anderen, in welches sie tritt, nicht umgekehrt. Es ist dies um so mehr der Fall, wenn das Vaterland der Frau

Digitized by Google

mächtiger und in seinem Nationalgefühl entwickelter ist als das ihres Mannes. Bleibt also unsere künftige Königin auf dem preußischen Thron auch nur einigermaßen Engländerin, so sehe ich unseren Hof von englischen Einflußbestrebungen umgeben, ohne daß wir und die mannigfachen anderen zukünftigen Schwiegersöhne of her Gracious Majesty irgendwelche Beachtung in England finden, außer wenn die Opposition in Presse und Parlament unsere Königsfamilie und unser Land schlecht macht. Bei uns dagegen wird britischer Einfluß in der stupiden Bewunderung des deutschen Michels für Lords und Guineen, in der Anglomanie von Kammern, Zeitungen, Sportsmen, Landwirten und Gerichtspräsidenten den fruchtbaren Boden finden. Jeder Berliner fühlt sich jetzt schon gehoben, wenn ein wirklich englischer Jockey von Hart oder Lichtwald ihn anredet und ihm Gelegenheit gibt, the Queens english zu radbrechen; wie wird das erst werden, wenn die erste Frau im Lande eine Engländerin ist?"

II.

Prinzgemahl Albert starb im Dezember 1861. Aber um dieselbe Zeit schien die Saat seiner Ideen in Preußen aufzugehen.

Prinz Wilhelm war 1858 Regent, 1861 König geworden und hatte unter dem Einfluß der Königin Augusta jenen gemäßigt liberalen Kurs eingeschlagen, der als „neue Ära" bezeichnet wurde.

Als Wilhelm den Thron bestieg, war er 64 Jahre alt. Er selbst hatte einige Zeit vorher, bei seinem 60. Geburtstag, gegenüber Roon die resignierte Überzeugung geäußert, daß er „nur noch in seinen Kindern fortlebe". Wer hätte damals ahnen sollen, daß Wilhelm einundneunzigjährig als deutscher Kaiser sterben sollte? Nach menschlicher Berechnung mußte Preußen in absehbarer Zeit ein Königtum Friedrichs erleben.

Friedrich aber würde das Werkzeug Viktorias sein. Daß „Frauchens" Gedanken „einem Staatsmann Ehre machen" würden, war seine tiefe Überzeugung. Und so konnte Viktoria noch Jahrzehnte später, nach Friedrichs Tode, rückblickend glauben und schreiben: „Fritz sah sich nicht nur als Repräsentanten seiner Familientradition, sondern auch der Ideen meines geliebten Vaters an."

Die Stunde des Königtums von Fritz und Viktoria schien sogar noch eher zu schlagen.

Immer tiefer wühlte der Armeekonflikt das preußische Land auf. Immer größer wurde die Kluft zwischen Krone und Parlament. Schon erhob sich vor dem Auge des Königs Wilhelm der gespensterhafte Umriß des Schafotts, auf dem Karl von England gefallen war. Schon stand er vor dem letzten verzweifelten Entschluß der Abdankung zu Gunsten seines Sohnes ...

Da kam die große Wende.

Um die Armee war der große Konflikt zwischen König und Parlament entbrannt. Von der Armee her wurde der König auf die Bahn gedrängt, die zum neuen weltgeschichtlichen Aufstieg des preußischen Königtums führen sollte.

Albrecht von Roon, des Königs Kriegsminister, war es, der - als erster großer Gegenspieler der Königin Augusta - den König Wilhelm auf dem Weg über seine soldatischen Grundinstinkte vom Liberalismus der Kronprinzenzeit hinwegführte.

Roon war es auch, der dem seit Jahren auf seine Stunde harrenden Retter den Weg zur Macht öffnete. Es war das Größte an diesem großen Soldaten, daß er er-

Digitized by Google

kannte, wie der Soldatallein ohnmächtig war, die Krise des Staates zu lösen; daß er aus freiem Entschluß dem Größeren, dem genialen Staatsmann, sich beugte und seine Berufung dem König, dem vor dem unheimlichen Dämonium des Genies graute, abrang.

„Am Portepee" führte Herr von Bismarck-Schönhausen den König durch den Konflikt mit dem Parlament.

Über den Armeekonflikt, über den Konflikt von Krone und Parlament hinaus, ein Treibender und Getriebener, riß er den König, den Kriegsminister, den Hof, das Parlament, das ganze Volk und das ganze Land an immer neuen schwindelnden Abgründen entlang zur Größe empor.

Aus der Bahn des Prinzgemahls Albert lenkte Preußen seit dem September 1862 in die Bahn des gewaltigen Junkers von Schönhausen.

Vom ersten Augenblick an hatte Otto von Bismarck den Feind nicht nur vor sich, sondern zugleich im Rücken. Die Königin Augusta verzieh es ihm nicht, daß er ihr die politische Leitung des Gemahls entrissen hatte. Die Kronprinzessin sah in dem „bösen Mann" einen „ganz mittelalterlichen Menschen, dem die wahren Theorien der Freiheit und der modernen Regierungskunst wie Hebräisch vorkommen". Der Kronprinz betrachtete ihn mit den Augen seiner Frau. Bereits im Mai 1862 hatte der eben zum Botschafter in Paris ernannte Bismarck aus dem Munde des Kronprinzen die wohlwollende Mahnung hören müssen, es sei schade, daß er nach Paris und nicht nach London versetzt worden sei. „In London hätte er freisinnige Prinzipien - gewiß mit manchem Nutzen noch - erlernen können." Die Antwort des also Ermahnten: „Seine Politik sei Treue zu Seiner Majestät und Hingebung für das Vaterland; alle anderen Länder seien ihm gleichgültig", war vom Kronprinzen ohne Eindruck und ohne Verständnis im Tagebuch notiert worden.

„Frauchen" trieb den Prinzen weiter. Im Juni 1863, auf der Höhe des Konfliktes zwischen Krone und Parlament, erlebte Preußen das Schauspiel einer offenen Empörung des Thronerben gegen seinen Vater. In einer Ansprache in Danzig erhob Friedrich öffentlichen Protest gegen die antiliberale Politik der Regierung.

„Ich hoffe", schreibt die junge Viktoria an die Mutter, „daß du Fritzens Handlungsweise deinen Ministern und allen unseren Freunden in England mitteilen wirst ..." „Fritzens Rede ist von Zeitungen in Frankfurt am Main außerordentlich gelobt worden ..." „Gott sei Dank, daß ich in England geboren bin, wo die Menschen keine Sklaven sind." „Unser Geschick ist noch nicht entschieden. Wenn wir das Land verlassen müssen, so kann ich dir gar nicht sagen, wie dankbar wir sein würden, mit dir zusammenkommen zu können, und zwar in deinem gesegneten Land des Friedens und der Glückseligkeit."

Freilich, die tragisch-heroische Fanfare von Freiheitskampf und Exil wandelt sich schnell genug zur Chamade. Bereits am Tage nach der Danziger Rede klagt der Rebell den verschwiegenen Seiten des Tagebuches: „Noch nie habe ich Papa eine schwere Stunde meines Wissens bereitet. Und jetzt gerade in der spannendsten Zeit, wo die Krisis nach innen und außen eintritt, mußte ich so handeln im Hinblick auf meine und meiner Kinder Zukunft, die jetzt gefährdet werden wird. Gott stehe uns, stehe mir bei! Frauchen ist mein treuester Ratgeber, meine gute Stütze, mein unermüdlicher Tröster, wie's keine Worte auszudrücken verstehen." Kurz darauf berichtet Viktorias Briefwechsel an die

Digitized by Google

Mutter den Jammer des geliebten Fritz: „Denke, daß es dein Vater wäre! Möchtest du ihm ungehorsam sein und ihn unglücklich machen?"

Das ist Fritz! Schwach genug, um sich von der Frau und ihren liberalen Ratgebern in einen allen militärischen Traditionen widersprechenden Aufruhr hineinsagen zu lassen. Aber auch schwach genug, um bereits einen Schritt hinter der Rebellion vom Schwindel erfaßt zu werden. Die Angst des „Leutnants" vor der Insubordination packt ihn; in fliegender Hast eilt er zurück in den Schutz des Gehorsams. Des Gehorsams des Sohnes zum Vater. Des Gehorsams des Offiziers zum Chef. Der Kronprinz entschuldigt sich, unterwirft sich. Und mit erleichtertem Aufatmen notiert er am 6. August 1863, nach einer Felddienstübung, in das Tagebuch: „Die Kameraden ganz in alter Art, also scheinen sie mich noch nicht ganz zu den ‚Demokraten' zu rechnen!"

Stets, sein ganzes Leben lang, sollte Wilhelms und Augustas Sohn in dieser Weise der Spielball zweier widerstreitender Tendenzen sein: der uralten Macht des preußischen Soldatentums und der Macht des liberalen Zeitgeistes und der englischen Weltmachtmagie.

Merkwürdig, wie in den großen kriegerischen Krisen die erste Kraft in ihm mächtig wird! Und wie er, der sonst als der geistig und willensmäßig Unterlegene den Kurs der Frau steuert, in diesen Stunden als Träger uralter Traditionen stark genug zu sein scheint, um die englische Frau vorübergehend in den Bannkreis seiner, der preußischen, Tradition zu zwingen!

Aber merkwürdig zugleich, wie dieses Kräfteverhältnis sofort wieder wechselt, sobald Fritz dem Feuerzauber des Krieges entschreitet!

Wer würde Viktoria wiedererkennen, die doch Preußen als „Land der Sklaven" empfand, wenn er sie in den Tagen des dänischen Krieges an die Mutter schreiben sieht:

„Ich hoffe und bete, daß der Krieg für unsere braven Truppen ehrenvoll enden und alle Resultate zeitigen möge, welche Deutschland erwartet. Du sagst, liebe Mama, daß du froh bist, nicht das Blut so vieler Unschuldiger auf deinem Gewissen zu haben. Wir haben dafür niemand anderem zu danken als Lord Palmerston und dem Kaiser Nikolaus. Wenn sie sich nicht in Dinge gemischt hätten, die sie im Jahre 1848 gar nichts angingen, wären diese Folgen nicht eingetreten ...

Man kann keinem Engländer zum Vorwurf machen, daß er die schleswig-holsteinische Frage nicht versteht, nachdem die beiden deutschen Großmächte sie derartig verwirrt haben; trotzdem bleibt sie für uns Deutsche vollkommen einfach und durchsichtig. Für ihre Lösung sind wir gerne bereit, jedes Opfer zu bringen ...

Der hochpathetische, philanthropische und tugendhafte Ton, in dem alle diese Angriffe gegen Preußen gemacht werden, hat etwas vollkommen Lächerliches an sich. Die Engländer würden es auch nicht ertragen, wollte man ihnen, wenn sie in einen Krieg verwickelt sind, in pompösem Stil vorschreiben, wie sie sich zu benehmen hätten; ich bin sicher, daß sie eine solche Einmischung nicht dulden würden. Warum sollten wir es also tun?"

Gewiß, warum?

Aber warum kann der Queen Viktoria Tochter diese Worte des preußischen Stolzes schreiben?

Weil sie die Frau des aktiven Generalleutnants Kronprinz Friedrich ist, der im Felde gegen die Dänen steht und der über den großen Tag von Düppel, den Tag, wo zum

Digitized by Google

erstenmal wieder seit fünf Jahrzehnten der Adler des preußischen Waffenruhms seine mächtigen Schwingen entfaltete, in sein Tagebuch schreibt: „Den Eindruck vermag ich nicht wiederzugeben, den es auf mich machte, als unsere Fahnen das Siegeszeichen verkündeten; mir stürzen heute, wo ich dies schreibe, wieder die Freudentränen aus den Augen wie gestern; denn der Anblick war ein so erhebender, wie mir noch keiner vorgekommen ist."

Schwager Berty, der Prinz von Wales, der als Gemahl einer dänischen Prinzessin mit Erbitterung den preußischen Sieg erlebte, fühlte wohl die Veränderung, als er im Oktober 1864 in Köln mit dem preußischen Kronprinzenpaar zusammentraf: „Ich kann Ihnen versichern", schrieb er am 7. November an Lord Spencer, „daß es nicht angenehm war, den Kronprinzen und seine Adjutanten immer in preußischer Uniform zu sehen, während er beständig vor unseren Augen mit einem höchst Anstoß erregenden Ordensband prunkte, welches er für seine ‚tapferen Taten'?? gegen die unglücklichen Dänen bekommen hatte."

Und doch: Hat der Feuerzauber des Krieges irgend etwas verändert im Verhältnis des Kronprinzen zu dem Mann, der zum erstenmal wieder nach einem halben Jahrhundert Preußens Fahnen zum Siege lenkte?

„Gott gebe", schreibt der Kronprinz einige Zeit vor Düppel, „daß wir nicht den Fehler begehen, unsere Zeit und Mitwelt falsch zu beurteilen und, statt mit ihr zu gehen, dieselbe auf die Bahn nötigen zu wollen, die uns als die allein seligmachende gilt." Und nach Düppel liest man: „Wohl besitzen wir eine wirklich herrliche Armee. Was wird aber das Resultat ihrer Siege *unter einem Bismarck* sein? Diese Frage wirkt niederschmetternd." Einige Zeit später, bei der Schilderung eines Galadiners: „Ich trank Bismarck nicht zu, was sonst alle taten. Ich habe ihm auch nichts gesagt."

Zwei Jahre später: Mit „teuflischer" Diplomatie hat, nach Ansicht von Friedrich und Viktoria, der „böse Mann" den König in den Krieg mit Österreich hineingeführt. Und doch - wie unlogisch klingen über dem Siegeslärm von Königgrätz die wildjauchzenden Fanfaren der Kronprinzessin Viktoria. Weibliche Eitelkeit ist dabei, die den schönen Gemahl zum großen Lenker der Schlachten umgedichtet hat: „Was wirst du zu all diesen furchtbaren Schlachten sagen?" schreibt sie der Mutter. „Macht es dir nicht ein wenig Freude, daß es unser Fritz allein ist, der all diese Siege errungen hat?" Aber auch der Stolz auf Preußen hebt sich nun, mächtiger noch als 1864, aus diesen Briefen an die englische Königin empor:

„*Ich fühle, daß ich jetzt ebenso stolz bin, Preußin zu sein wie Engländerin.* Das ist viel gesagt, da du weißt, was für ein ‚John Bull' ich bin und wie hoch ich meine Heimat schätze. Ich muß sagen, daß die Preußen eine höherstehende Rasse sind, soweit Intelligenz und Menschlichkeit, Erziehung und Herzensgüte in Frage kommen ... (und nun, in jähem Satz, zum Sprung gegen den „bösen Mann" ansetzend), deswegen hasse ich diejenigen um so mehr, welche infolge ihrer schlechten Regierungstätigkeit und Verwaltung der Nation die Sympathien rauben, die ihr gebühren."

Diesen Vorbehalt gegen den „bösen Mann" hat auch der Kronprinz keinen Augenblick aufgegeben, auch nicht in jenen Tagen in Nikolsburg, wo er („seltsamer Gegensatz", notiert er kopfschüttelnd) von dem Reichsschöpfer als Werkzeug überlegener Pläne beim alten König eingesetzt wird. Mit olympischer Naivität versichert er dem

Digitized by Google

Ministerpräsidenten: „Meine entschieden gegnerischen Ansichten der Bismarckschen Politik gegenüber werde ich nie aufgeben oder verleugnen, denn noch heute sei ich der Meinung, daß auf anderen Wegen ebensoviel und sicherer erreicht worden wäre; aber die Waffenerfolge seien da..."

Und weiter führt Otto von Bismarck das Königtum der Hohenzollern über Sedan und Versailles zum Deutschen Reich ...

In Roons „Denkwürdigkeiten" ist es geschildert, wie am 15. Juli 1870 der Kronprinz Friedrich leuchtenden Auges aus dem Potsdamer Bahnhof tritt, in dessen Wartesaal eben der von Ems kommende König mit Bismarck und Roon beraten hat, und wie er der brausenden Menge des Volkes von Berlin den schicksalsschweren Ruf zuschleudert: „Die Mobilmachung der Armee ist befohlen." „Wie ein flammender Kriegsgott, das Urbild des teutonischen Zornes" erscheint Friedrich an diesem Tag.

Auch in diesem Krieg, wie in den früheren, ist Friedrich nicht der große Feldherr gewesen, als den er in fürstlicher Eitelkeit sich selbst sehen wollte. Aber in diesem Krieg, mehr noch als in den früheren, ist er das gewesen und geworden, was die deutschen Musketiere meinten, wenn sie von „unserem Fritz" sprachen: das Musterbild des blondbärtigen, ritterlichen deutschen Offiziers, des Kriegers „bieder, fromm und stark."

Er hat in der Theorie keinen Ausgleich gefunden zwischen dem Kriegertum und der christlichen Sittlichkeit. „Ich mag über diese Widersprüche gar nicht nachdenken, denn sonst könnte ich fast verrückt darüber werden", schreibt er in das Kriegstagebuch. Und tröstet sich dann: „Ich überlasse die Lösung dieser Probleme den Sachverständigen und richte meinen Blick einfach zu dem, der uns bis hierher geholfen hat."

Aber er hat in der Praxis eine schöne Mischung von tapferem Kriegertum und edler Menschlichkeit verwirklicht. Wie er, umjubelt von den siegreichen Soldaten des 4. August 1870, mitten unter den Verwundeten, die sich mühsam aufrichten, um ihn zu grüßen, die durchschossene Fahne des Füsilierregiments ergriffen küßt - wie er, fern von einem als „spießbürgerlich" empfundenen Franzosenhaß der Heimat, einen gefangenen französischen Oberst tröstet: „Vous avez tort de dire d'avoir perdu tout, car après vous être battu comme des braves soldats vous n'avez pas perdu l'honneur" — so ist er „unser Fritz", den die bärtigen deutschen Musketiere lieben und verehren. Und „unser Fritz" ist es, der im Quartier in Reims in das Tagebuch schreibt:

„Über meinem Bett hängt ein herrliches Gemälde Ary Scheffers aus dem Jahre 1829; es stellt die Schlacht bei Murten vor, und zwar den Augenblick, wo das ganze Schweizerheer sich im gemeinsamen Gebet sammelt, während Karl der Kühne im Vordergrund angeritten kommt und, aus dem Dunkel aufblickend, trotzig jene Schar betrachtet, auf die gerade ein lichter Strahl herniederfällt. Ich weiß nicht, warum mich jenes Gemälde, so oft ich's betrachte, immer wieder an das Verhältnis unseres Heeres zu dem des übermütigen, nun gefangenen Cäsars denken läßt."

„Unseres Fritzen" Frau aber schreibt (am 7. September 1870) der Mutter nach England:

„Es ist eine große Befriedigung für mich zu sehen, wie preußisches Wesen, Disziplin, Gewohnheiten usw. geschätzt und in ihrem wahren Lichte erkannt werden und ihre Überlegenheit mit Vergnügen und Stolz anstatt mit Eifersucht, Furcht, Verachtung und Haß aufgenommen wird. Wir verdanken Friedrich dem Großen und seinem Vater, Scharnhorst, Stein und Hardenberg was wir sind; wir sagen es mit Dankbarkeit, ohne Ruhm-

Digitized by Google

sucht und Selbstüberhebung. Wir sind der Sympathien Englands und seiner Billigung würdig und fühlen mit Sicherheit, daß sie uns nicht mehr lange vorenthalten werden können."

Und wieder ist dieses Aufglühen des preußischen Großmachtstolzes nicht verbunden mit einem Verstehen des großen Mannes und des großen Werkes, das Preußen erst von neuem auf die Höhe weltgeschichtlicher Bedeutung geführt hat!

Auf denselben Tagebuchseiten, aus denen die zerschossenen Fahnen von Weißenburg und Wörth rauschen und die Trompeten der Attacke von Mars-la-tour klingen, erhebt auch das altvertraute Bildungsphilistertum liberaler Kritik seine mißtönende Stimme. Da empfiehlt der Königssohn den „maßgebenden Kreisen" die fleißige Lektüre der vortrefflichen „Berliner Volkszeitung". Da erinnert er sich - im Hauptquartier zu Versailles - der „großen Geister", die das Werk einer deutschen Einigung unter dem König von Preußen vorausahnten und es vorbereiteten: des Prinzgemahls Albert, des Königs Leopold von Belgien, des Barons Stockmar. Da vermerkt er - im Hauptquartier zu Versailles! - halb erstaunt, halb belustigt, daß der „begabte, gescheite" englische Diplomat Odo Russel den Kanzler von Bismarck „nicht ohne Funken von Geist und Talent" finde ...

Der ganze Jammer jener großen Tragödie des deutschen Weges zum Reich springt einen aus diesen Zeilen an. Zu Macht und Größe hat Otto von Bismarck Königtum und Land der Preußen geführt. Ein deutsches Reich hat er geschaffen in einem Raum, der eben noch in Schachbrettfelder fremder Mächte eingeteilt war. An die Fahnen der preußischen, der deutschen Armeen hat er nach einem halben Jahrhundert tatenloser Stille unerhörten Ruhm geheftet ...

Und schon erhebt sich gegen ihn aus den Höhen und Tiefen seines Volkes der Widerstand, jener gefährlichste Widerstand, den dieses Volk aus seinen bösesten wie seinen edelsten Gründen zugleich zu erheben vermag. Im Hauptquartier zu Versailles (am 31. Dezember 1870) schreibt der Kronprinz in sein Tagebuch:

„Die von Bismarck erfundene und seit Jahren in Szene gesetzte Theorie von Blut und Eisen hat Deutschland um den moralischen Kredit in Europa gebracht. Bismarck hat uns groß und mächtig gemacht, aber er raubte uns unsere Freunde, die Sympathien der Welt und - unser gutes Gewissen. Ich beharre noch heute fest bei der Ansicht, daß Deutschland ohne Blut und Eisen, allein mit seinem guten Recht ‚moralische Eroberungen' machen und einig, frei und mächtig werden konnte."

Es ist dieselbe selbstmörderische Parole, die fünf Jahrzehnte später Bismarcks Reich stürzen wird: in jenen Novembertagen von 1918, wo ein verblendetes Volk die Repräsentanten seiner angeblichen „Gewaltpolitik", an ihrer Spitze den Feldherrn Ludendorff, opferte, damit das Weltgewissen des liberalen Westens ihm einen Frieden des „Rechts" im Sinne der Wilsonschen Punkte gewähre!

Bismarck selbst hat für die Kraft, die hinter solch zerstörender Parole stand, den gewaltigen Vergleich vom blinden „Hödur" gebraucht, dem „Loki" den Pfeil auf den Bogen lege, damit er nichtsahnend den deutschen Völkerfrühling morde. Er hat von „Hödur" im Zusammenhang mit dem deutschen „Urwähler" gesprochen. Aber „Hödur" nimmt vielerlei Gestalt an. Er trug auch die Gestalt eines blondbärtigen Ritters und Prinzen und war zu anderen Zeiten, blondbärtig und ritterlich, ein teutonischer Kriegsgott, durch den Kugelregen der Schlachten geritten.

Digitized by Google

III.

Schwager Berty, der Prinz von Wales, hatte zu Beginn des Deutsch-französischen Krieges dem österreichischen Botschafter in London, dem Grafen Apponyi, erklärt, daß er auf den Sieg der Franzosen hoffe.

Als im Juli 1871, nach dem Frankfurter Frieden, Friedrich und Viktoria nach England kamen, war dies dem lieben Berty längst vergeben. Man sprach sich aus wie in alter Zeit. „In vieler Beziehung", berichtet der englische Biograph, „stimmten die vier völlig miteinander überein; besonders in ihrem gemeinsamen Horror vor Bismarck, dessen prinzipienlose ‚treibende Kraft', wie der Kronprinz klagte, ‚allmächtig' sei."

Von nun an war Viktoria wieder ganz englisch. Im türkischen Krieg, 1877, schreibt die deutsche Kronprinzessin an die Mutter: „Wie sehr sehne ich mich nach einem lauten Gebrüll des britischen Löwen und nach dem Donner einer britischen Breitseite. (England ist) das einzige wirklich menschliche Land, das immer bereit ist, in der großherzigsten und klügsten Weise zu geben, um Leiden zu erleichtern, möge es auch noch so weit entfernt sein." Und weiter: „Ich bin fortwährend in kämpferischer Stimmung, da ich so viel kaum Erträgliches zu hören und zu lesen bekomme und nicht die Genugtuung haben kann, jemand zu Boden zu schlagen."

Erhebt sich in dem Kronprinzen Friedrich nirgends mehr der preußische Löwe gegen den englischen Kollegen? Seitdem die Trompeten verklungen sind, ist das stolze königliche Tier zur Hauskatze geworden, die zahm um den Spinnrocken der Emphale streicht ...

Wartete Friedrich noch auf die Macht? Die Macht, die ihm einmal schon, 1862, so nahe gewesen war und die ihm dann immer wieder entrückte? Acht Jahre der großen Konflikte waren auf das Jahr 1862 gefolgt, acht Jahre, in denen der greise Wilhelm an der Hand des „bösen Mannes" zur Höhe deutschen Kaisertums emporstieg; und noch achtzehn Jahre des Friedens sollten dahingehen, in denen Kaiser Wilhelm regierte und mit ihm und durch ihn der große, der böse Mann.

In diesen Jahren verzehrenden Wartens begann Friedrich zu altern, zu resignieren. Aber für Viktoria war die Resignation schwerer als für den Gemahl. Wie, wenn Fritz nicht mehr deutscher Kaiser werden sollte? Dann mußte es der Sohn sein, und er mußte es sein als Erbe ihres Geistes!

Im April 1887 schreibt Viktoria an die Mutter: „Der Traum meines Lebens war, einen Sohn zu haben, der unserem geliebten Papa ähnelte, seelisch und geistig sein richtiger Enkel und auch dein Enkel würde."

Hoffte sie Unmögliches? In einem anderen Brief nach England hatte sie über ihren ältesten Sohn geschrieben: „Er ist eine Mischung aus all unseren Brüdern – von seinem Vater hat er wenig, wie überhaupt von der preußischen Familie." Daß Prinz Wilhelm ihr, der Mutter, wesensähnlich sei, erkannten alle, die ihn aus der Nähe kennen lernten.

Aber eben an dieser Ähnlichkeit zerschellte ihre Hoffnung. Denn weil sich Mutter und Sohn ähnlich waren, lernten sie einander hassen. Um gegenüber der Mutter eine eigene Position zu gewinnen, warf sich der Sohn in die Arme ihres großen Gegners: des Kanzlers Bismarck.

Überschwenglich bekennt sich Prinz Wilhelm damals zum großen Kanzler. Als ein Mann, „der sich wohl bewußt ist, daß Friedrich der Große sein Ahnherr ist", als ein

Digitized by Google

Fürst, der die Tradition des Großvaters Wilhelm der des Elternhauses entgegenstellt, versichert er im Dezember 1887 dem Kanzler: „Ich ließe mir stückweise ein Glied nach dem anderen für Sie abhauen eher, als daß ich etwas unternähme, was Ihnen Schwierigkeiten machen oder Unannehmlichkeiten bereiten würde."

Liegt nicht schon in der Krampfhaftigkeit der Beteuerung das geheime Zeichen der Schwäche? Noch merkt es niemand. Nicht der Kanzler. Nicht Friedrich und Viktoria. Nicht der Prinz selbst.

„Fürst Bismarck ...", so fährt Viktoria in jenem Brief vom April 1887 fort „ist ein Mensch aus einem ganz anderen Jahrhundert, so daß er als Beispiel oder Ideal sehr gefährlich ist. Er ist ein Patriot und ein Genie, aber als Lehrer kann man sich keinen Schlimmeren denken. Wilhelms Ansichten sind heutzutage in Deutschland sehr verbreitet - sie sind zur Hälfte an der ungeheuren Macht Bismarcks schuld, zur Hälfte hat dieser sie geschaffen."

Und aus einem anderen Brief klingt der Schmerzens- und Zornesschrei der Mutter: „Wenn ich meinen Sohn an der Seite unserer Feinde sehe, kann ich mir vorstellen, was Cäsar empfand, als Brutus ihn erstach."

Auf dem Hintergrund dieser furchtbaren Spannung spielt sich die letzte Szene im Trauerspiel von Friedrich und Viktoria ab: das langsame qualvolle Sterben des Kronprinzen in dem Augenblick, wo des alten Kaisers Tod endlich die langersehnte Macht in seine und Viktorias Hände zu legen scheint.

Im Frühjahr 1887 diagnostizieren die deutschen Ärzte des Kronprinzen auf Krebs und fordern die Operation. Aber ein anderer Arzt gibt Hoffnung. Sir Morell Mackenzie ist Engländer und radikaler Liberaler. Ihm glaubt die Kronprinzessin. Zu ihm, nach England, schickt sie im Juni 1887 den Gemahl. „Es ist klar, daß er nach England mußte", schreibt sie der Mutter, „um sich dort von dem einzigen Menschen behandeln zu lassen, der meinte, ihn heilen zu können."

Er ging zugleich nach England, um den alten Kaiser beim 50jährigen Regierungsjubiläum der Königin Viktoria zu vertreten. Ein englischer Biograph hat es geschildert: „Als die Königin Viktoria am 21. Juni in feierlicher Prozession vom Buckingham-Palast zur Westminster-Abtei geleitet wurde, ritt in der Kavalkade von 32 Fürsten die hohe lohengrinartige Gestalt des deutschen Kronprinzen in der weißen Uniform mit dem silbernen Brustschild und dem Adlerhelm - eine tragische Gestalt, nach außen die Verkörperung von fürstlicher Pracht und fürstlichem Glanz, im Innern aber überzeugt, daß der Krebs seine Würgerhand auf ihn gelegt habe und die Tage seines Lebens gezählt seien."

Am 9. März 1888 starb Kaiser Wilhelm. Friedrich war Kaiser, neunundneunzig qualvolle Tage. Am 29. Mai hielt Friedrich seine erste und letzte Parade als Kaiser. An der Gartenfront des Charlottenburger Schlosses führte Wilhelm, der Kronprinz, die Regimenter vorbei. Der kranke Kaiser saß im offenen Wagen, tief erschüttert, und sein Soldatenherz schlug noch einmal hoch, als er dem Sohn auf den Notizblock schrieb: „Das sind nun m e i n e Truppen". Kurz darauf war er tot. Viktorias Sohn, Wilhelm II., bestieg den Thron der Hohenzollern.

Aus der Zuschauerloge der Kaiserinwitwe sieht die stolze und leidenschaftliche Frau die unruhig schwankende Karriere des verlorenen Sohnes.

Digitized by Google

„Wilhelm II. folgt Wilhelm I.", schreibt sie am 5. Juli 1888 der Mutter. „So werden das System, die Ziele und die Tradition lückenlos fortgesetzt. Friedrich III. hätte sie sich unterworfen."

Hatte sie recht? Sicherlich nicht! Wäre Kaiser Friedrich gesund zur Regierung gelangt, er hätte sich entweder dem Regiment Bismarcks unterworfen - oder er hätte, geleitet von der Gemahlin und ihren Hintermännern, das Königtum der Hohenzollern schnell genug auf die schiefe Ebene parlamentarischer Anarchie zurückgeführt, auf der es im Herbst 1862 schon einmal angelangt war. Kaiser Friedrich war nicht der Mann, um die monarchisch-preußische Tradition und die modernen Kräfte des Jahrhunderts zu einer schöpferischen Einheit zu gestalten.

Aber freilich - die Art, in der nun Wilhelm II. die preußisch-monarchische Tradition zu überspitzen schien - wie die von Bismarck geschaffene monarchische Gewalt in der Hand eines Epigonen zum Unheil wurde - wie sie als erstes Opfer ihren eigenen Schöpfer, den Kanzler Bismarck, verschlang -, mußte sie nicht der Kaiserin Friedrich als eine Rechtfertigung ihrer Vorstellung vom parlamentarischen Königtum erscheinen?

Viktoria sieht den Sturz des großen, des bösen Mannes; sie erlebt den Triumph, daß der alte Feind, stürzend, ihr einen Besuch macht - wozu? Nicht um Hilfe zu erhalten, denn wie könnte sie ihm Hilfe geben? Nein, nur um zu klagen und zu schelten über den, der ihnen beiden nun Gegner ist, über Wilhelm II. Und der Haß der Mutter gegen den Sohn ist größer als der alte Groll gegen den Kanzler. Fast bemitleidet sie jetzt den „bösen Mann". Am 15. März 1890 schreibt sie der Mutter: „Wie sehr muß ich eine Verfassung wie die britische loben, wenn ich einen jungen, ganz unwissenden und unerfahrenen Mann den Despoten spielen sehe, ohne daß ihn jemand daran hindert, Gefahr zu laufen oder Unglück zu erleiden. Es wäre eine merkwürdige Nemesis, wenn nach allen seinen vielen Sünden Fürst Bismarck gerade d a n n stürzen müßte, wenn er im Recht ist."

Das, was Viktoria nicht sah, was aber der Historiker heute sieht, ist dieses:

Bismarck stürzte wohl über die Traditionen eines selbstbewußten preußischen Königtums, die er selbst erneuert hatte, über den törichten Glauben eines Epigonen, daß er ein zweiter großer Friedrich sei.

Aber Bismarck ist gleichzeitig auch über die Traditionen des Prinzgemahls Albert gestürzt.

Er wollte das Königtum der Hohenzollern noch einmal zu großem Kampf gegen die soziale Gefahr und das parlamentarische Regiment führen. Er wollte im Notfall „schießen". Die Geister des September 1862 erhoben sich um den jungen Monarchen.

Aber der junge Kaiser wollte nicht schießen. Er wollte als sozialer Kaiser die breiten Massen gewinnen, wollte - „moralische Eroberungen" machen.

Vor einem „System Louis Philippe" warnte Bismarck damals den Monarchen. Ein „System Louis Philippe" vertrat beim Kaiser der Großherzog von Baden. Dieses System aber war im Wesen das System der Koburger in Belgien und England.

Kluge Psychologen wie Bernhard von Bülow haben hervorgehoben, wie sehr Wilhelms II. Verhältnis zu England, zur Welt der Mutter, eine H a ß l i e b e gewesen sei.

Diese Haßliebe kam zum Ausdruck im Allermenschlichsten, wenn er etwa von der eigenen Gemahlin urteilte: „Man merkt ihr immer wieder an, daß sie nicht in Windsor aufgewachsen ist, sondern in Primkenau."

Digitized by Google

Sie kam zur Geltung in seiner Außenpolitik, in der größten Idee dieser Außenpolitik, der Flottenpolitik. „Wilhelms einziger Wunsch", so schreibt im Jahre 1894 Viktoria an ihre Mutter, „ist, eine Flotte zu haben, die größer und stärker ist als die britische." „Aber mir", so setzt der Königin Viktoria Tochter zornig hinzu, „scheint dies der reine Wahnsinn zu sein."

Wilhelms II. zwiespältiges Verhältnis zu der Welt, die seine Mutter ihm vererbt hatte, hat aber auch das ganze Geschick seines Kaisertums bis in die letzten Stunden beherrscht.

Als die Kaiserin Friedrich am 5. August 1901 starb und ein Testament hinterließ, nach dem sie in eine englische Flagge gehüllt in den Sarg gelegt und nach England übergeführt werden wollte, hat Wilhelm II. diesen unmöglichen Wunsch mit Recht nicht erfüllt und die Mutter in der Friedenskirche in Potsdam beisetzen lassen.

Aber ihren Frieden mit dem Geist von Potsdam hat sie auch als Tote nicht gemacht. Sie kam wieder im unruhigen Blut des Sohnes. Sie kam auch wieder, als im November 1918 die Sterbestunde der Hohenzollernmonarchie schlug.

Im September 1862, als Prinzgemahl Alberts Ideen über das alte preußische Königtum zu siegen schienen, als König Wilhelm am Rande der Abdankung stand, hatte Bismarck seinen Herrn am Portepee wieder zum Glauben an das Königtum von Gottes Gnaden zurückgeführt: „Ob auf dem Schafott oder auf dem Schlachtfelde, ändert nichts an dem rühmlichen Einsatz von Leib und Leben für die von Gottes Gnaden verliehenen Rechte."

In diesem Geiste, der den Aufstieg des Hohenzollernkönigtums zu den Höhen des Kaisertums getragen hatte, hatte der alte Kanzler im Jahre 1888 dem jungen Prinzen Wilhelm den Rat gegeben, als ein echter König „in kritischen Stunden lieber mit dem Degen in der Faust auf den Stufen des Thrones für sein Recht kämpfend zu fallen als zu weichen."

Den Glauben an das Recht des Königs von Gottes Gnaden hatte Wilhelm II. im Laufe seiner Regierung immer wieder laut und heftig betont.

Aber auch hier zeugte die Lautheit und Heftigkeit nicht von innerer Stärke des Glaubens. Als sich der Glaube in letzter Not bewähren sollte, zerbrach er.

Zwischen Bismarcks Geist, der ihm den Tod auf den Stufen des Thrones befahl, und Alberts Geist, der kein Blut der Bürger und auch kein eigenes Blut vergießen wollte, hatte Wilhelm II. zu wählen.

Er wählte - im „Geist der Zeit".

So starb das Königtum, weil ein König nicht dafür sterben wollte.

IV.

Friedrich und Viktoria haben den eigenen Sohn mitgestürzt. Aber auch dann sind sie noch nicht gestorben. Friedrich und Viktoria sind in unserer Geschichte Gestalten von typischer Bedeutung.

So ist es auch kein Zufall, daß gerade in den Jahren, in denen Adolf Hitler das Reich des Kanzlers Bismarck erneuert aufrichtete und seine äußeren und inneren Grenzen zum großdeutschen und zum sozialistischen Reich erweiterte, jener Rest liberaler Opposition, der sich nicht mehr politisch hervorwagen durfte, sich literarisch tarnte, in-

Digitized by Google

dem er die Schatten Friedrichs und Viktorias gegen das Reich Adolf Hitlers heraufbeschwor.

Wir sprechen von Werner Richters Buch „Kaiser Friedrich III.", das 1938 im Eugen Rentsch-Verlag zu Erlenbach-Zürich und zu Leipzig erschien.

„Unseren Eltern" hat der Verfasser sein Buch gewidmet. Gemeint ist, wie Werner Richter uns im Vorwort sagt, jene „groß-bürgerliche Generation", der der Kronprinz und Kaiser Friedrich geschichtlich zugehörte, jene „übergangene Generation", die nicht zum Regieren kam, weil Friedrich nur als Sterbender zum Kaisertum gelangte. „Was sie hätte schaffen können, niemand weiß es."

Da sie jedenfalls nichts geschaffen hat, so spricht uns der Autor von dem, was sie in ihrem Repräsentanten, in Friedrich, erstrebt habe.

Prinzeß Viktoria, so hören wir, hatte ihren Gemahl „das Lebensrecht einer neuen Staatsanschauung, wie sie sich in England verwirklicht hatte" gelehrt. Gewiß, auch in dem Prinzen Friedrich lebten „preußische Vorurteile", „und sogar egoistische Härte, wenn es sich um Größe und Wachstum des Staates zu handeln schien". Aber gegenüber dem Vater, dem alten König Wilhelm mit seiner militärischen „Marotte" hat Friedrich doch immer mehr „den weltweiten Horizont" vertreten. Was er wollte, war „die Abkehr von dem bisher in Preußen herrschenden pessimistischen Anschauungssystem, wonach der Mensch, böse von Anbeginn, unausgesetzte Kontrolle, ‚Zucht' genannt, benötigte". Was er bekannte, war der „liberale Optimismus, wonach der vernunftbegabte Mensch am besten seinen Weg findet, wenn man ihm gestattet, ihn sich selbst zu suchen".

Friedrich hätte auch über den Vater gesiegt, und mit ihm wäre das englische, das liberale System zur Macht gekommen. Aber – da klirrt „Roons derber Soldatenstiefel" und „Bismarcks Schatten beginnt auf die Bühne zu fallen". Der „kolossale Landjunker" mit dem „abgründigen Gehirn", das nur an „die irrationale Macht des Eisens und Blutes" glaubt, reißt König und Land in das „Abenteuer seines Lebens". Und da Bismarcks „Spiel" von „unwahrscheinlichem Glück" begünstigt wird, erzwingt er durch Gewalt und „Einschüchterung" Europas jene deutsche Einheit, die ja sicherlich auch ohne Gewalt ganz von selbst durch den liberalen Fortschritt entstanden sein würde. Die ganze deutsche Entwicklung wird „verfälscht" durch einen Mann, von dem bereits der treffliche Prinzgemahl Albert urteilte, daß seine Politik „ohne sittlichen Ernst" sei und daß sie „das böse Prinzip" verkörpere.

So sieht Werner Richter den Kanzler Bismarck als den wenn auch in tausend Künsten leuchtenden Vertreter des satanischen Prinzips.

Das Bild hat den Vorzug der Eindeutigkeit. Nicht so leicht ist das Porträt dessen zu zeichnen, der nun diesem Bismarck in einer „uralten Spannung" als „Gegenspieler" gegenübergestellt werden soll, der das „Rechtsgefühl" gegen die „Staatsräson", die „Ideenpolitik" gegen die „Tatsachenpolitik" verficht: des Prinzen Friedrich.

Denn auch Werner Richter erkennt die Zwiespältigkeit in diesem Prinzen. Wenn der Schlachtendonner dröhnt, wenn in den großen Einigungskriegen „das düstere, völlig irrationale Geheimnis die Menschen immer wieder zwingt einander zu vernichten", wenn „der irrationale Rausch des Sichhingebenwollens" aufspringt – dann verfällt auch dieser liberale Prinz dem soldatischen Rausch. Dann küßt er in seiner Begeisterung seine tapferen Offiziere, dann ist er fröhlich „mit den Musketieren, die selber so gern

Digitized by Google

fröhlich sind und eigentlich (so meint Werner Richter) doch als Träger der Hauptlast des Krieges so wenig Veranlassung dazu haben! Dann billigt dieser liberale Prinz sogar die Annexionen des dämonischen Bismarck! Ist es nicht „ein Versagen seines Rechtsgefühls"? Ja, dieser Prinz begeht „Gedankensünden gegen sein besseres Selbst", es fehlt ihm die „énergie intellectuelle".

Aber Werner Richter ist geneigt, seinem Helden solche Zwiespältigkeit zu verzeihen. Er m u ß sie ihm verzeihen. Denn er würde sonst eingestehen müssen, daß Friedrich überhaupt nicht zur Rolle eines historischen „Helden" sich eignet; daß er stets ein Halber ist - unter den Fahnen ein blau-blonder Leutnant, am heimischen Ofen ein liberaler Bildungsphilister; jedesmal ein Träger landesüblicher Vorstellungen ohne eigene „énergie intellectuelle"; daß also Friedrich niemals ein „Gegenspieler" des großen Bismarck gewesen ist, sondern nur eines der vielen, halb bewußten, halb unbewußten Hemmnisse, die die Vorsehung zwischen die Schöpfer großer Werke und ihren Olymp wälzt.

Gäbe dies unser Autor zu, so bräche das Gerüst seiner Biographie zusammen. Dies aber darf nicht geschehen. Denn nicht Geschichte, wie sie wirklich gewesen ist, soll hier geschrieben werden, sondern ein P a r a d i g m a soll aufgestellt werden. Gewiß, Werner Richter kann es nicht leugnen, Friedrich und Viktoria sind in der Welt der Realitäten ohne Erfolg geblieben. Aber, so meint unser Autor, wenn die Werke der „Realpolitik" längst zerfallen sind, so wird „das große menschliche Beispiel" noch leben, das ewig ist wie das Sittengesetz. Und als solches „Beispiel" soll Friedrichs Bild nun erscheinen vor einem Zeitalter, in dem wiederum - unser Autor spricht es nicht aus, aber jeder liest es zwischen den Zeilen, - das fortschrittliche Europa bedroht ist von dem „bösen Prinzip", von einem neuen Bismarck, von dem Kanzler Adolf Hitler.

Wer Christoph Stedings geniale Analyse des „neutralen" Menschen in den germanischen Randgebieten des deutschen Reiches kennt und begriffen hat, der wird ohne weiteres in dieser als „printed in Switzerland" gekennzeichneten Biographie des Prinzen Friedrich ein Erzeugnis solch „neutralen" Geistes erkennen. Die „Tat" zu entwerten, indem sie aus „unsittlicher" „Gewalt" erklärt wird - und den philisterhaften Mangel jeglicher Schöpferkraft zu glorifizieren, weil dies eben „sittlich" gewesen sei - das ist eine jener Formen, in der sich der „neutrale" Mensch aus der Gefahrenzone sittlicher Verantwortung und politischen Einsatzes in die risikolose Zone der „moralischen" Phraseologie rettet.

In dieselbe Mentalität aber gehört der Mangel an Folgerichtigkeit, der auch in Werner Richters Wertungen hervortritt. Da wird Bismarcks „Herrschsucht" als satanisch begriffen, die der Kronprinzessin Viktoria nachgesagte Herrschsucht jedoch verteidigt, weil sie bei einer Frau, „die die Lebenserbschaft endloser Generationen von Königen in sich trägt", als „durchaus legaler Trieb" zu werten sei. Da liest man auch folgende Sätze:

„Gegen die kompakte Masse der zur Gewalt stets bereiten Unvernunft, von der die irdische Endlichkeit nun einmal erfüllt ist, hilft nur die ihr überlegene Gewalt, ausgeübt oder wenigstens angedroht ... Auch die Vernunft braucht ihre Kanonen; ohne sie bleibt sie, im Reich der Tatsachen, ein ohnmächtiges verlachtes Ding. Die Kanone an sich ist nichts Unrechtes. Sie macht eine gute Sache nicht schlecht, sondern nur stärker und erst die R i c h t u n g, in der sie ihre Schüsse abgibt, entscheidet über Recht und Unrecht".

Digitized by Google

Man möchte danach meinen, daß die Kanonen von Düppel und Königgrätz und Sedan ebenso sehr Werkzeuge der Vernunft waren wie in unseren Tagen die Kanonen von Narvik und Calais und Paris.

Aber wir sahen, daß Werner Richter die Kanonen, die auf Bismarcks Geheiß losgingen, als Werkzeuge satanischen Unrechtes empfindet. Und wir tun unserem Autor sicherlich nicht unrecht, wenn wir annehmen, daß sein Herz auch heute den Hall der deutschen Kanonen als den Hereinbruch der Barbaren über die geheiligte westliche Zivilisation mit Grauen vernimmt.

Der die „Macht" des eigenen Volkstums fliehende und verfluchende Mensch der germanischen „Neutralität" hat seiner Flucht aus der eigenen Wirklichkeit die geheime Rückendeckung der Anlehnung an die „Macht" der westlichen Welt gegeben. Die Hand, die nach den „Kanonen" Bismarcks und Hitlers den Fluch schleudert, hebt sich segnend über den „Kanonen" Richelieus und Cromwells und ihrer Erben. Denn der durch d i e s e Kanonen geschaffenen Welt hat man selbst sich geistig eingeordnet. Und so künden ihre „Kanonen" einen „durchaus l e g a l e n Trieb".

Dies ist der Boden, aus dem in unserer Zeit noch einmal das Heldendenkmal des Kronprinzen und Kaisers Friedrich emporwachsen möchte.

Aber es darf nicht wachsen, weil es gegen die Wahrheit ist.

Denkmäler gehören der Größe, nicht der Halbheit.

Gewiß, Friedrich und Viktoria und ihr „tragisches Geschick" gehören „zur deutschen Geschichte". Sie gehören nur allzusehr dazu. Aber wenn dies schon „Treitschke bedauert" hat, so werden auch wir es bedauern. Friedrich und Viktoria sind keine Helden gewesen. Sie sind Symbole gewesen für jenen tiefen selbstmörderischen Trieb in unserem eigenen Volkswesen, den Bismarck mit dem „Hödur"-Begriff gekennzeichnet hat. In Friedrich und Viktoria hat das „innere Ausländertum", das „innere England" der deutschen Seele einen geschichtlichen Ausdruck gefunden. Sie sind „Reichsfeinde" gewesen in jener gefährlichsten Form, die aus dem Innersten des e i g e n e n Volkes ihre Macht zieht.

So reitet der Kronprinz Friedrich als „Wiederkehrer" immer noch durch das deutsche Volk - und wartet auf die Feuerlohe eines neuen Zeitalters, in der er sich auflösen und erlösen kann - auf Nimmerwiederkehren.

Digitized by Google

Die Wurzeln des Engliſchen Erwählungsglaubens

Von

Gerhard Kittel

Digitized by Google

Digitized by Google

1. Vorbemerkung

Niemand wird bestreiten, daß es in der englischen Flotte, Luftwaffe und Armee tapfere und anständige Soldaten gab und gibt, die wir auch als Gegner ehren. Aber das kann nichts daran ändern, daß wir feststellen: im Grundansatz der britischen Kriegführung, der britischen Auffassung vom Wesen und Sinn des Krieges, waren und sind Faktoren enthalten, die unserer Auffassung diametral entgegenstehen und die wir in diesem ihrem Grundansatz falsch und verwerflich und eine Aufhebung des echten, ritterlichen, soldatischen Krieges zu nennen ein Recht haben. Irgendwie ist jenes Wort von John Robert Seely († 1895) typisch, für England sei der Krieg „eine Industrie, eine der möglichen Arten, reich zu werden, das blühendste Geschäft, die einträglichste Geldanlage." [1])

Genau ebenso ist es auch auf anderen Gebieten. Wir können, wenn wir vom britischen Erwählungsglauben reden, selbstverständlich dies nicht tun, ohne vom religiösen Leben Englands in Geschichte und Gegenwart zu sprechen. Keinem, der den englischen Menschen wirklich kennt, wird es einfallen - auch nicht mitten im Kriege - zu leugnen, daß Tausende und Hunderttausende von Engländern in echter, gläubiger Frömmigkeit ihr Leben führen und sich Kirchengehen, Beten, Knien und Sakrament mehr sein lassen als nur Äußerlichkeit und Gewohnheit und Mittel zum Zweck. Und doch kann das nichts davon aufheben, daß der deutsche Mensch in der britischen Kirchlichkeit und Christlichkeit, bald feiner und verborgener und manchmal wohl auch in veredelter und vertiefter Form, bald wieder gröber und massiver, immer aber irgendwo im Grundansatz verankert, etwas spürt, von dem er weiß: da ist eine Verdunkelung des echten religiösen Aspektes; eine Verdunkelung, die sich auswirken kann bis hin zur Aufhebung der wirklichen Religion, bis hin zur Umsetzung und Verfälschung des Heiligen in den unheiligsten, zynischsten Materialismus. Wie es in jenem viel zitierten Wort Fontanes aus dem „Stechlin" heißt: „Sie sagen ‚Christus' und meinen Kattun"; wie es Bismarck 1888 aussprach, in Erinnerung an Vorgänge elf Jahre früher, als die Königin Viktoria eine Intervention Deutschlands bei Rußland gewünscht hatte (- „im Interesse der Menschlichkeit", so hatte die „Times" damals geschrieben):

> „Menschlichkeit, Friede und Freiheit ist immer ihr Vorwand, wenn es nicht Christentum und Ausbreitung der Segnungen der Gesittung unter Wilden und Halbbarbaren sein kann, zur Abwechslung. In Wahrheit aber schrieben die ‚Times' und die Königin im Interesse von England, das mit dem unsern nichts gemein hat. Das Interesse Englands ist, daß das Deutsche Reich mit Rußland schlecht steht ..." [2])

An Leopold von Gerlach hatte Bismarck schon 1854 geschrieben: „Die Baumwolle sitzt ihnen viel tiefer wie der Protestantismus im Leibe." [3]) Es klingt fast wie eine Variation, wenn die Kritiker Gladstones sagten: „Oben Oxford, unter Liverpool." [4])

---

[1]) Nach Brie, Imperialismus, S. 19.
[2]) Moritz Busch, Tagebuchblätter III (Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1880-1893), 1899, S. 231 f.
[3]) Nach: Das Bismarck-Jahr, hrsg. von Max Lenz und Erich Marcks, 1915, S. 190.
[4]) Wingfield-Stratford, II, S. 426; vgl. Craemer, S. 43.

Digitized by Google

2. „The Peculiar People"

Immer wieder, ob wir mit der hohen englischen Politik es zu tun haben oder ob wir in privatem Gespräch mit irgendwelchen Engländern waren, stießen und stoßen wir auf die Auswirkungen der Überzeugung, in irgendeiner einzigartigen Weise das „besondere" Volk zu sein, das berufene, das erwählte Volk, das zu Gott in einem andern Verhältnis steht als alle andern Völker.

„... that England, as of a new Israel, his chosen and peculiar people"; „His chosen people of England":

so hat es schon 1580 John Lyly[5]) zum Ausdruck gebracht.

Wir haben in unseren Jahren diese Dinge anschaulich und drastisch erlebt. Es war ein seinem Wesen nach rein politischer Akt, daß Neville Chamberlain im Sommer 1938 den Lord Runciman nach Prag sandte, um zwischen Deutschen und Tschechen zu vermitteln und um der englischen Regierung unmittelbare Berichte über die Lage zu geben. Aber für diese politische Sendung zu dem politischen Zweck wurde durchaus eine moralische Funktion in den Vordergrund gestellt: eine besondere Autorisation eines besonderen Schiedsrichteramtes, das der englischen Regierung in einer Weise zukomme, wie sonst keinem andern Volke. Wenn wir in jenen Monaten mit Engländern zusammen waren, welchen Geschlechtes und welcher Gesellschaftsschicht, so ergab sich stets dieselbe Situation: daß sie ein ganz selbstverständliches Recht hatten, mitzureden und gewissermaßen Rechenschaft zu fordern, - wenn die Ostmark zum Reich kam, in der Sudetenfrage, in der Danziger Frage, in den Fragen, die wir mit Tschechen und Polen und Juden und wo immer sonst hatten; daß aber in demselben Maße, in dem ihnen dies selbstverständlich war, sie es taktlos und undiskutabel fanden, wenn einer von uns das Gespräch auf Irland oder auf Ägypten oder Indien brachte oder auch auf die Burenfrage zurückgriff; und wenn man vollends auf die palästinischen Araber zu sprechen kam oder sich nach dem Schicksal des Großmufti von Jerusalem erkundigte, den sie deportiert hatten, dann pflegte das Thema sehr plötzlich gewechselt zu werden. Immer dasselbe: hier waren Vertreter einer Nation, die besondere Maßstäbe hatte, andere Privilegien für sich beanspruchen durfte. Bismarck hat sich im Jahr 1864, während des Dänischen Krieges, dem damaligen Leutnant Scheibert gegenüber mit kräftiger Ironie über ihr „ewiges tantenhaftes Bevormunden" ausgelassen[6]) und der Führer verbat es sich 70 Jahre später in seiner Saarbrücker Rede in derselben Weise. Immer waren und blieben sie die „Gouvernante", die die Kinder um sie herum - nämlich: die Nationen um sie herum - zu beaufsichtigen hat, der es aber höchst überflüssig scheint, wenn eines der Kinder etwa anfängt, sich für die Angelegenheiten der Gouvernante selbst zu interessieren.

Eine der gleichzeitig alltäglichsten und gleichzeitig anschaulichsten Auswirkungen dieses Privilegierungsanspruches ist die Haltung des Engländers in der Sprachenfrage. Gewiß, es gibt einzelne Engländer, die in Deutschland gelebt haben, studiert haben, und die die deutsche Sprache sprechen, aber die typischen Gestalten sind sie nicht. Der Deutsche, der etwa zu einem wissenschaftlichen Kongreß nach England zu fahren hatte,

[5]) Works ed. Bond, Oxford 1902, II, p. 205. 211.
[6]) J. Scheibert, Mit Schwert und Feder, Erinnerungen aus meinem Leben, 1902, S. 230.

Digitized by Google

frischte in der Regel Wochen vorher seine englischen Sprachkenntnisse auf, um im fremden Land in der Sprache des Landes sich verständigen zu können. Der durchschnittliche Engländer oder die durchschnittliche Engländerin denken an nichts dergleichen: sie mögen noch so hoch gebildet sein, sie reisen durch Deutschland und über die ganze Welt hin, ohne ein andres Wort zu verstehen als ihr Englisch. Es ist ihnen selbstverständlich, daß sie als Engländer auf der ganzen Welt ein Recht haben, in dieser ihrer englischen Sprache verstanden und unterhalten zu werden. 1911 schrieb der englische Chemiker Sir William Ramsay einem Amerikaner, der für wissenschaftliche Kongresse das Esperanto als Kongreßsprache zugelassen wünschte:

„Ich wundere mich, daß Sie als englischsprechender Amerikaner nicht lieber warten - vielleicht 20 Jahre - und Sie werden finden, daß Englisch die in der ganzen Welt verstandene Sprache ist... Ich stimme mit Ihnen in dem Glauben überein, daß wir zu einer Einheitssprache kommen werden, aber diese Sprache wird Englisch sein!" [7])

In diesem höchst primitiven Tatbestand drückt sich irgendwie jenes Selbstbewußtsein aus: mit seiner Sprache und seinem Volkstum in einer anderen Kategorie zu stehen als alle anderen Sprachen und Völker, das eigentliche Volk der Erde, das Volk der Weltherrschaft zu sein.

Man hat oft auf das Alter dieses Anspruchs hingewiesen; etwa auf William Camden († 1623)[8]):

„Das Königreich England ist Gottes eigenes Königreich"; „daß, wenn der Allmächtige die Welt statt gleich einer Kugel, gleich einem Ringe geschaffen hätte, England mit bestem Grunde der einzige Edelstein daran gewesen wäre".

Vor allem John Milton († 1674) war es, der nicht müde wurde, die „Gunst des Himmels" zu preisen,

„von der wir mit gutem Grunde annehmen dürfen, daß sie in einer besonderen Weise uns günstig ist und sich zu uns hinneigt";
„(Englands) precedence of teaching nations how to live - Vorrang, die Nationen zu lehren, wie sie zu leben haben".

Gott pflege sich auch sonst seinen Dienern zu enthüllen, - aber:

„as His manner is, first to His English-men - wie es seine Gewohnheit ist, zuerst seinen Engländern" [9]).

Zweihundert Jahre später schreibt die Princeß Royal ihre Briefe an ihre Mutter, die Queen Victoria [10]). Noch als sie fast zwanzig Jahre in Deutschland gelebt hatte, noch am 19. Dezember 1877, in dem Brief der Kronprinzessin des jungen Kaiserreiches, heißt es:

„... daß England allen anderen Ländern in der Höhe der Zivilisation und des Fortschrittes weit voraus und das einzige ist, das den Begriff der Freiheit versteht und Freiheit auch wirklich besitzt, das einzige, das weiß, was wahrer Fortschritt bedeutet, entfernte Länder zivilisieren und kolonisieren kann, imstande ist, den Handel und infolgedessen den Wohlstand zu entwickeln, das einzige wirklich glückliche, das einzige wirklich freie und über dem allem das einzige wirklich menschliche Land".

---

[7]) Nach Brie, Imperialismus, S. 27.
[8]) Nach Brie, Imperialistische Strömungen, S. 22.
[9]) Works, ed. John, London 1848/53, II, p. 90 ff. 126; III, p. 431 ff. (Nach Winterhager, II, S. 65.)
[10]) Posonby, S. 187, 178, 169, 276.

Digitized by Google

Der Gegensatz zu dem Land, in dem sie lebte und dessen Fürstin sie werden sollte, verkörperte sich ihr an keiner Stelle so wie in der Person von Bismarck; „sie hasse ihn wie Gift", schrieb Lord Salisbury 1876 an Lord Derby. Bismarck war ihr

> „ein ganz mittelalterlicher Mensch, dem die wahren Theorien der Freiheit und der modernen Regierungskunst wie hebräisch vorkommen";

so am 5. Juli 1875. Und 12 Jahre später:

> „Er ist ein Mann aus dem Mittelalter - mit den Ansichten und Grundsätzen jener dunklen Tage, ... als alles Menschliche, Moralische, Fortschrittliche und Zivilisatorische für töricht und lächerlich und ein christlicher liberaler Geist für unpraktisch galt" (27. September 1887).

Bismarck, von seiner Seite her, brachte es auf die Formel:

> „Wir sind ihnen eine untergeordnete Rasse, bestimmt, ihnen zu dienen; so denkt die Königin und ihre Tochter nicht minder" (7. April 1888) [11]).

Genau dasselbe aber repräsentieren die englischen Staatsmänner des 19. und 20. Jahrhunderts, nicht nur Gladstone, der von dem „moral Empire" träumte, zu dem unter Englands Führung die Völker einmal vereint werden würden: mit dem Recht und der Pflicht Englands, Schiedsrichter zu sein für alle europäischen Fragen [12]); nicht anders Joseph Chamberlain:

> „The anglo-saxon race is infallibly destined to be the predominant force in the history and civilisation of the world - Die angelsächsische Rasse ist unweigerlich dazu bestimmt, die vorherrschende Macht in Geschichte und Zivilisation der Welt zu sein" [13]).

Und dasselbe, nur noch in brutalerer Form, ist die Grundhaltung von Cecil Rhodes, über den sein Gefolgsmann Stead im Jahre 1891 schrieb:

> „... sieht Rhodes in der Rasse, die Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit vertritt, die Instrumente der Vorsehung für die Besserung der Welt ... Indem daher Rhodes mit umfassendem Blicke alles überschaute, ist er zu dem Schlusse gelangt, daß, wenn es einen Gott gibt, der über die Nationen der Menschen herrscht und sich mit den Schicksalen der Sterblichen befaßt, es unmöglich ist, ihm besser zu dienen, als wenn man so viel als möglich von der Weltkarte britisch rot färbt und, soweit es möglich ist, dazu mitwirkt, daß die Menschen, die Milton ‚Gottes Engländer' nannte, überleben und die Untauglichen in Gestalt von Wilden und anderm rückständigen Auswurf der Menschheit ausgeschieden werden." [14])

Das ist derselbe Rhodes, der sich einst - im Blick auf den Mahdi und sein (Rhodes') eigenes transafrikanisches Telegraphenobjekt - rühmte: Er habe noch nie jemanden getroffen, mit dem er nicht ein Geschäft machen könnte [15]).

Cecil Rhodes selber hat die vollkommenste Praxis zu diesen Theorien gegeben. Die Fortsetzung dieser Praxis hieß: Raub der deutschen Kolonien, aber nicht als brutale Kriegsbeute zugegeben, sondern wohl verbrämt mit der moralischen Erklärung über die Unfähigkeit der Deutschen, zu kolonisieren, und mit jenem Mandatssystem der von einem Völkerbund beauftragten würdigen und berufenen Nation! Will aber einer dieser „Moral" sich nicht fügen, so wird den Rechtsbrecher und Sünder wider die Ordnung das neue Europa, durch England zur Durchsetzung des Rechts geeint, zur Rechenschaft ziehen: „... a part ... worthy of our Christianity - eine Rolle ... würdig unsrer

[11]) Busch, a. a. O. S. 229. — [12]) Rabl, S. 40; M. Dibelius, S. 5* ff.; Craemer passim.
[13]) Nach von Schulze-Gaevernitz, S. 438. — [14]) Nach Wetz, S. 197 f. — [15]) Ebd. S. 194.

Digitized by Google

Christlichkeit" [16]). Meist in den letzten Jahrzehnten waren die Deutschen das Objekt jener Erziehung zu einer englischen Ordnung der Welt; aber die Situation im Abessinischen Krieg war genau dieselbe: „Sanktionen", das sind: moralische Strafbestimmungen, verhängt von denjenigen, deren politische Interessen am Suezkanal und in Ostafrika liegen. Immer dasselbe: „Oben Oxford, unten Liverpool", - sie sagen Religion und Moral und sie meinen Kattun, Politik und Weltherrschaft; sie sagen Unabhängigkeit Abessiniens und sie meinen Quellgebiete des Nil und Rotes Meer; sie sagen Finnlandhilfe und sie meinen schwedische Erzgruben. Man kann es ganz beliebig zu einer unendlichen Reihe weiter fortsetzen.

3. „The Island Pharisees"

Wie ist diese merkwürdige Mentalität dieses Volkes entstanden?

Gewiß liegen nicht alle Äußerungen in derselben Ebene. Es hat in allen Jahrhunderten auch englische Prediger gegeben - etwa Thomas Becon im 16., oder Charles Kingsley im 19. Jahrhundert [17]) -, für die der Erwählungsgedanke nicht bloß Privilegierung, sondern vor allem Verpflichtung bedeutete. Aber der Kampf und die Warnungen solcher Männer beweisen ja nur, wie tief das Übel saß. Vor allem aber: auch bei ihnen steht fast stets h i n t e r aller ernsthaften Warnung die Bejahung des Anspruchs.

Immer wieder erhebt sich für uns die Anklage: Pharisäismus! Ich wende dieses Wort nicht erst jetzt, im Kriege, an. Ich darf es tun, weil ich es drüben, an englischen Kaminen, Auge in Auge, manchesmal ausgesprochen habe. Kein Geringerer als Galsworthy hat dieses Stichwort zum Thema eines eigenen, seine Landsleute in ihrer „Selbstgefälligkeit - Complacency" beschreibenden Romans gemacht.

Schon etwas Äußerliches, aber dennoch für die Geschichte und für das geschichtliche Denken dieses Volkes Bedeutungsvolles gibt ein Recht zur Anwendung des Wortes. „Pharisaioi" ist die gräzisierte Form eines aramäischen Wortes, das hebräisch „Perûschîm" heißt und dieses wieder ist ein Participium Passivi eines Verbums mit der Bedeutung „trennen, absondern". Die „Pharisäer" sind die „Getrennten", die „Abgesonderten", die „Abgegrenzten". Genau eine solche „Absonderung" aber, nämlich die Absonderung von der gesamteuropäischen Geschichte, hat England mit seiner englischen Geschichte jahrhundertelang durch seine geographische Lage erfahren. Das Inselvolk hatte eine Sondergeschichte - „Dies Bollwerk, das Natur sich einst erbaut, der Anfechtung und Hand des Kriegs zu trotzen", wie Shakespeare es nannte -, es hatte kaum Probleme der Einfügung oder Auseinandersetzung seines eignen Volkstums und der Lebensformen dieses Volkstums in den Organismus der anderen Völker des Kontinents. Der alte Pharisäismus einst prägte sich seine Art, indem aus der sektiererischen Absonderung die Einbildung einer Besonderheit und Herausgehobenheit, eine privilegierte Stellung wurde. Wie sehr diese Haltung des Pharisäers für das ganze Judentum als solches charakteristisch wurde, geht aus den Vorwürfen der nichtjüdischen Schriftsteller hervor [18]), die dieses Volk oft als dasjenige schildern, das sich in

[16]) Rabl, S. 40, 64.
[17]) Vgl. Winterhager, S. 146; M. Dibelius, S. 25.
[18]) Vgl. z. B. Tacitus, Hist. V 5; Philostratus, Vit. Apoll. Thyan. V 33.

Digitized by Google

den hellenistischen Städten und Kulturen absondert und aus der Gemeinschaft der Menschen ausnimmt, weil „die anderen" ihm unrein und minderen Ranges scheinen und weil es meint, an jenen sich zu beflecken.

Ein paar Gegenüberstellungen sind der Mühe wert. Aus dem Jahr 1436 stammt ein anonymes Gedicht mit den Versen [19]):

„Wahrt drum die See ringsum in jedem Fall,
Denn sie ist Englands rechter Schirm und Wall;
Denn England ist vergleichbar einer Stadt,
Die ringsumher die See als Mauer hat.
Schützt drum die See, den Wall um unser Land ..."

1728 dichtete Edward Young [20]):

„... Dies Inselheiligtum,
Vom Kontinent, der Sklavenwelt, geschieden,
Ein Tempel, den des Himmels treue Sorge,
Geschützt vor Ansteckung der Welt, erbaute,
Ringsum zur Macht die Flut des Ozeans
Und längst geweiht der Freiheit!
Heil, Kraft und Blüte ist's des Bürgerlebens;
Ja, mehr, ein Tempel Gottes, und sein Glaube
Bleibt frei vom Irrtum ..."

Wir stellen daneben ein Zitat aus einer jüdischen Schrift des 2. vorchristlichen Jahrhunderts [21]):

„Er umgab uns Juden mit einem undurchdringlichen Gehege und mit ehernen Mauern, damit wir mit keinem der anderen Völker irgendeine Gemeinschaft pflegten, rein an Leib und Seele, frei von törichtem Irrglauben ..."

Der „Pharisäer" ist hinter seiner „Mauer", seinem „Wall" geborgen, „abgesondert", „geschieden" von den „anderen".

Es gibt im Talmud ein Gleichnis über die Juden und die Nichtjuden [22]):

Sie sind wie der Hahn und die Fledermaus, die einmal gemeinsam auf das Tageslicht warteten. „Da sprach der Hahn zur Fledermaus: Ich warte auf das Licht, denn das Licht ist mein; du aber, was soll dir das Licht?"

Das ist der Judenpharisäer, - und der englische Inselpharisäer schaut von seinem „Inselheiligtum" hinüber auf die anderen Länder, die „Sklavenwelt"; oder, wie Cecil Rhodes, auf die „Untauglichen in Gestalt von Wilden und anderem rückständigen Auswurf der Menschheit"; oder, wie die Princeß Royal, auf jene „mittelalterlichen" Menschen, denen die wahren Theorien der Freiheit - „alles Menschliche, Moralische, Fortschrittliche, Zivilisatorische, ein christlicher liberaler Geist" - wie hebräisch vorkommen ...

4. Der alttestamentliche Anspruch des Puritanismus

Aber für sich allein erklärt die Inselsituation das Phänomen nicht. Es gibt genug andere Inseln und weltferne Täler, deren Menschen sichtbare Merkmale einer Ab-

[19]) Nach Pauck, S. 176; vgl. Hatscheck, S. 14 ff.
[20]) Nach A. O. Meyer, Deutsche und Engländer, S. 273 f.
[21]) Aristeasbrief § 139. — [22]) Babylonischer Talmud, Sanhedrin 98 b.

Digitized by Google

geschlossenheit und Abgesondertheit zeigen, aus ihrer geographischen Lage sich ergebende Merkwürdigkeiten und Absonderlichkeiten, die deshalb doch nicht einen Erwählungsglauben spezifischer Exklusivität entwickelt haben. Aber das Judentum gewann ja seinen Pharisäismus nicht nur aus einer geographischen Besonderheit; es gab viele Völker des Vorderen Orients, deren Lage an sich ähnlich war, deren Frömmigkeit aber nicht in Judentum und Pharisäismus, sondern in ganz andre Entwicklungen einmündete. Das Pharisäertum entstand im Einbruch bestimmter geistiger Ströme, als Bestandteil und Kern eines religiösen Weltbildes. Auch beim Engländertum ist es die religiöse und kirchliche Gesamtentwicklung gewesen, aus der der Inselpharisäismus erst seine eigentlichen Prägungen gewann.

Dabei sind es nun bekanntlich zwei große religiöse Faktoren, die, ihrer Provenienz nach überaus verschieden, vereint die Geschichte und Gestalt des England der Neuzeit - des englischen Menschen und des englischen Reiches - entscheidend bedingt haben: die Anglikanische Kirche und der Puritanismus. In der Regel ist es die letztere Bewegung, in deren Zusammenhang der britische „Erwählungsglaube" gesehen und aus deren Einfluß auf das englische Denken er erklärt wird. In der Tat, wir werden sogleich die Wichtigkeit und Erheblichkeit dieses Zusammenhanges von Erwählungsglauben und Puritanismus sehr nachdrücklich festzustellen haben. Freilich, ob er die Gesamterscheinung als solche in ihren eigentlichen Motiven und Hintergründen bis ins letzte zu durchleuchten vermag, wird schon an der einen Überlegung fraglich, daß ja dieser „Erwählungsglaube" keineswegs auf den puritanischen Engländer beschränkt ist, daß vielmehr seine Intensität in den anglikanischen Teilen des Empire ohne Zweifel nicht weniger ursprünglich und auch nicht weniger stark ist als bei den Puritanern, weder heute noch in irgendeinem Zeitpunkt der Vergangenheit.

Diese Erkenntnis ist für die sachgemäße Bestimmung des Verhältnisses von britischem Erwählungsglauben und Puritanismus wichtig. Wie jedermann weiß, gehört zum Wesen des Calvinismus - und damit auch des calvinistischen Puritanismus - das Grunddogma der Prädestination, der strengen, vorzeitlich schicksalhaften Erwählung zum Guten oder zum Bösen. Nichts scheint näherliegend als die Vermutung, von hier sei der britische Erwählungsglaube erwachsen. Und doch ist dem nicht so. Gerade dieses prädestinatianische Dogma hat die Anglikanische Kirche als solche verworfen: 1595 hat es Elisabeth ausdrücklich abgelehnt; dieselbe Anglikanische Kirche im selben Elisabethanischen Zeitalter hat aber, wie wir noch sehen werden, den Erwählungsgedanken schon im vollen Umfang auf die englische Nation übertragen. Der englische Erwählungsglaube hängt nur sehr mittelbar mit dem Prädestinatianismus zusammen. Er betrifft überhaupt nicht, wie jenes calvinische Dogma, ein Individualproblem des einzelnen Menschen als eines solchen, als Individuum. Es handelt sich ihm nicht um die Frage nach der Erwählung des einzelnen Gläubigen, sondern um das Erwähltsein des Volkes. Dieses Volk aber findet sein Vorbild in dem alttestamentlichen Volk Israel und in dessen Erwähltheit.

Bekanntlich spielt für Calvin und den Calvinismus das Alte Testament eine ganz andere Rolle als für Luther. Die Genfer Reformation zielt in anderer Weise als die Wittenbergische auf eine neue Lebens- und Gesellschaftsordnung ab: Genf will Urbild eines neuen christlichen Staates, einer neuen christlichen Gesellschaft sein. Man wird, um gerecht zu sein, hinzufügen, daß dies zunächst, in Genf selbst, keineswegs in einem

Digitized by Google

eigentlich politischen Sinn geschah - nicht um Machtpolitik zu treiben, nicht um die Völker vom damaligen Genf aus zu unterjochen [23]) -, sondern mit dem zunächst echt religiösen Ziel: die Gemeinschaft eines Staatswesens herzustellen, die nach Gottes Willen leben und sein Reich auf Erden verkörpern solle. Als Maßstab für diese calvinistische Gesellschafts- und Volksordnung aber nimmt man, da das Neue Testament dafür wenig ergibt, das Alte Testament, als dessen Sinn verstanden wird, es wolle das Urbild einer solchen gottgemäßen Ordnung von Volk und Staat darstellen. So kann diese Gemeinschaft als die Gemeinde der Glaubenden in ihrer sichtbaren, irdischen Gestalt und soziologischen Struktur mit Israel verglichen, als das „Neue Israel" gesehen, können die alttestamentlichen Verheißungen, Institutionen und Namen auf sie übertragen werden.

Nun wird es natürlich niemandem einfallen, Calvinismus und calvinistische Volkstümer einfach in Bausch und Bogen mit Judaismus und Pharisäismus gleichzusetzen. Man braucht nur den Freiheitskampf der Niederlande oder das Ringen der Hugenotten [24]) zu nennen, um zu erkennen, wie dabei auch ganz andersartige Kräfte ausgelöst werden können. Es ist auch an und für sich keineswegs so, daß Calvin selbst (der noch viel unmittelbarer und stärker im Einflußkreis Luthers stand als der spätere Calvinismus) von den spezifisch judaistischen Partien des Alten Testaments ausgegangen wäre, etwa von denen, die eine Verdienst- und Privilegierungstheologie inaugurieren und für die der Erwählungsgedanke Grundlage des rechtenden, fordernden Anspruches an Gott wird [25]). Wohl aber wird man sagen müssen: genau wie im Alten Israel der ursprüngliche, rein religiöse, mit sittlicher Verantwortung gefüllte Erwählungsglaube immer am Abgrund hinläuft, von dem aus jederzeit der Absturz in den Judaismus lauert, das heißt in jene Privilegierungstheorie, in welcher die religiöse Berufung nur noch Deckmantel und Verbrämung ist für den profansten Eudämonismus, für die politische und wirtschaftliche und gesellschaftliche Vormachtstellung: - genau so ist es nun auch bei diesem alttestamentlich gesättigten Calvinismus und Puritanismus, daß er seinem Wesen nach beständig am Scheideweg steht hin zu der Aufhebung echter Religion und zu der Verkehrung in ihr judaistisches Gegenbild.

Und dieser Puritanismus stößt hinein in jene Situation des Inselvolkes. Indem er auf dieses Inselvolk mit seinem Inselpharisäertum trifft, mit seinem Isolierungs- und Besonderheits- und Abgesondertheitsbewußtsein, scheint er unwillkürlich zu einem „Erwählungsglauben" für Volk und Nation umgebogen zu werden. Jetzt liegt der Ton nicht mehr, wie im echten Calvinismus, darauf, daß die gläubige Gemeinde in allen Völkern „The chosen people" ist, sondern jetzt handelt es sich um diese englische Nation als Nation des „erwählten Volkes"; ihre Institutionen sind Institutionen des Gottesvolkes, ihre Helden und Staatsmänner sind Helden und Staatsmänner des „Neuen Israel". Die Nation als Nation wird Trägerin dieses göttlichen Volkstums und Erwähltseins, daß sie in einem anderen, unmittelbareren Verhältnis zu Gott stehe als alle andern Völker und Nationen. Jetzt wird die insulare Lage der auserwählte Wohnsitz,

[23]) Vgl. vor allem Josef Bohatec' grundlegende Abhandlung über Calvins Lehre von Staat und Kirche.
[24]) Über die Verschiedenheit der holländischen und der englischen calvinistischen Entwicklung vgl. Winterhager II, S. 33 f.
[25]) Vgl. M. Dibelius, S. 21.

Digitized by Google

den Gott seinem auserwählten Volke zuerteilt und mit dem er es vor allen anderen Völkern ausgezeichnet habe.

Damit aber ist der Schritt vollzogen, daß jene ursprüngliche, vom alten Calvinismus noch rein religiös gemeinte Idee einer Erwähltheit und Gottgeweihtheit des Gemeinwesens eine jetzt im eigentlichen Sinn politisch-staatliche Inhaltgebung gewinnt. Aus der religiösen ist sie jetzt in die politische, nur noch religiös verbrämte Ebene hinübergeglitten.

Diese innerhalb des calvinistischen Puritanismus sich vollziehende Einmündung des Religiösen ins Politische ist durch drei Umstände, an sich ganz verschiedener Art, entscheidend mitbestimmt und vorwärtsgetrieben worden. Einmal dadurch, daß - wovon sogleich zu sprechen sein wird -, schon im vorpuritanischen England Kräfte ähnlicher Richtung wirksam waren; wobei freilich, wie sich zeigen wird, die ansatzmäßige Verschiedenheit zunächst auch zu gewissen Fragen und Spannungen führte [26]). Sodann durch die Tatsache, daß die politisch weitaus stärkste Persönlichkeit, die der Puritanismus hervorbrachte, Oliver Cromwell, der Lordprotektor, seine politische Sendung ganz und gar religiös gedeutet wissen wollte; so gehen bei ihm selbst, dann aber auch bei seinem gesamten Werk, die religiösen und die politischen Impulse untrennbar ineinander. An diesem Manne gewinnt die Gleichsetzung: England = Erwähltes Volk Gottes, ihre tiefste und echteste Kraft und Wirkung. Für ihn war das englische Volk „ein berufenes und erwähltes Volk", „das von Gott gesegnete Volk", „das Volk Gottes", „His People", und er selbst der von Gott „Berufene", Sein „Werkzeug" [27]). Es wäre lächerlich und zwergenhaft, einen Mann dieser Größe und Tiefe in ein Schema einzuspannen und die Art, wie sich ihm die Einheit von Frömmigkeit und politischer Sendung in seiner Person vollzog, mit einer schulmeisterlichen Zensur zu versehen. Aber daran kann nicht wohl ein Zweifel sein, daß von seiner geschichtlichen Gestalt her ein breiter Strom dieser ins Politische umgebogenen Erwählungsgedanken in das Engländertum seiner und aller folgenden Zeiten eingebrochen ist.

Er hat sich im Lauf der Jahrhunderte mit sehr verschiedenen Tendenzen verbunden und überschnitten: sowohl mit der Mystik wie mit einem sehr realistischen Merkantilismus. William Blake etwa, der von Jakob Böhme unmittelbar beeinflußt worden war - und zwar speziell in der mystischen Auslegung des Alten Testaments - schildert in seinem prophetischen Buch „Jerusalem, the Emanation of the Giant Albion" (1804) den Zusammenhang von Jerusalem und Albion und die Ausbreitung der Söhne Albions über die ganze Welt, wobei Jerusalem einerseits die Tochter Albions, anderseits die Braut Christi (aber verkörpert in London) ist [28]).

In eben diese selbe Zeit, in der die calvinistisch-alttestamentlichen Gedanken herrschend werden, fällt aber drittens die Durchsetzung der englischen Weltmachtstellung. Es ist nun weder einfach so, daß die religiöse Überhebung eine Folge der Weltmachtstellung wäre, etwa des Bewußtseins, wie wunderbar man dastehe und wie weit man es gebracht

[26]) Vgl. Winterhager II, S. 14; siehe ferner unten Anm. 70.
[27]) Beispiele: Rede vom 4. Juli 1653; Rede vom 22. Januar 1655; Brief an Lord Fleetwood vom 22. Juni 1655; Rede vom 13. April 1657; Gebet kurz vor seinem Tode (in: Briefe und Reden, übersetzt von Stähelin und Wernle, 1911, S. 527).
[28]) Nach Winterhager II, S. 250 ff.

Digitized by Google

habe; noch auch haben die recht, die den britischen Imperialismus seinerseits aus der religiösen Situation des Calvinismus mit seinen praktischen und wirtschaftlichen Triebkräften geboren sein lassen [29]). Auch wenn wir zunächst noch die Frage beiseite lassen, ob nicht entscheidende Wurzeln schon in die vorpuritanische Zeit zurückreichen, so handelt es sich auf alle Fälle mindestens um eine Wechselwirkung. Gewiß ist teilweise - schon z. B. bei Franz Drake [30]) - der religiöse Imperialismus selber einer der Antriebe zur Macht- und Eroberungspolitik. Aber gleichzeitig tritt wiederum die politisch-wirtschaftlich-merkantilistische Ausbreitung in das Licht jenes Erwählungsglaubens: sie wird jetzt von ihm her - und das ist nun in der Tat echt calvinistisches Schema - als Bestätigung und Sichtbarmachung der providentiellen Stellung dieser e i n e n Nation, der vermeintlichen Erwähltheit Englands gedeutet. Und damit wird dann wieder rückläufig dieser Erwählungsglaube in den Strudel der echten politischen Privilegierungs- und Weltherrschaftstheorie gerissen, die ihm endgültig die Position bloß noch des mystischen Ornaments, des Feigenblattes ihrer sehr weltlichen Ansprüche zuweist. Nunmehr ist die Gleichung fertig: Erwählung = Segnung durch Gott = Geschäft [31]). Der Mystizismus aber ist - wie oft - lediglich eine besondere Form von Verbrämung des brutalen Geschäftssinnes. England - „das Neue Israel": das heißt etwa für Daniel Defoe, der im 18. Jahrhundert schreibt, daß auf die englischen Kaufleute das Wort des Propheten Jesaja zu beziehen sei:

„So doch ihre Kaufleute Fürsten sind und ihre Krämer die herrlichsten auf Erden" (Jesaja 23, 8) [32]).

Wie sehr im Lauf der Jahrhunderte dieser alttestamentliche Anspruch aufgehört hat, ein puritanisches Theologumenon zu sein, wie er vielmehr allmählich in die Mentalität und damit auch in die Phraseologie jeder spezifisch englischen Weltanschauung, immer aber mystisch vergoldet, übergegangen ist, zeigt wieder besonders drastisch Cecil Rhodes. Über ihn berichtet der schon genannte Stead in seiner Beschreibung der „Rhodesischen Religion" [33]):

„Sein Israel sind die englisch redenden Menschen, wo immer sie sich finden, zu Land oder Wasser, und in ihnen sieht er das Volk der Vorsehung, die Erwählten Gottes, die vorausbestimmten Herrscher der Welt." „Es ist die alte hebräische Idee. Rhodes zweifelt ebensowenig an der göttlichen Sendung des englischen Volkes als Josua an der göttlichen Berufung des alten Israel."

Auf diesem Boden ist dann auch seine merkwürdigste und groteskeste Form gewachsen, die dieser Erwählungsglaube annahm: die seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts aufkommende „Anglo-Israel-Association", heute „The British-Israel-World-Federation" genannt. Auch sie ist keinerlei spezifisches Privileg des Puritanismus, umfaßt vielmehr in gleicher Weise Puritaner wie Anglikaner. Günther Schlichting berichtet im Rahmen der Arbeiten des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands ausführlich über diese heute Millionen von Anhängern zählende „Britisch-

[29]) So, im Anschluß an Ernst Troeltsch' und Max Webers bekannte Thesen, Schulze-Gaevernitz, S. 26.
[30]) A. O. Meyer, England und die katholische Kirche, S. 199 f. 269 f.
[31]) Vgl. W. Dibelius II, S. 80.
[32]) Nach A. O. Meyer, Deutsche und Engländer, S. 275.
[33]) Nach Wetz, S. 197.

Digitized by Google

Israel-Bewegung" und ihre Verbreitung über das ganze Empire hin. So genügen hier wenige Hinweise [34]).

Worum es sich bei der Bewegung handelt, das ist der Versuch, den Zusammenhang England-Israel aus dem geistlich-geistigen Anspruch in den einer biologischen Kontinuität überzuführen: durch den Nachweis der israelitischen Herkunft der Briten. Belanglose Sagen werden aufgegriffen, so die irische Legende von der Tochter des alttestamentlichen Königs Zedekia, die nach Ulster verschlagen, schließlich die Stammmutter der englischen Könige geworden sei. Dazu kommen abenteuerliche Spekulationen, vor allem die These, daß die Engländer die Nachkommen der verlorenen zehn Stämme Israels seien. Diese zehn Stämme haben seit alters die Phantasie beschäftigt. Manche meinten, sie in den Bewohnern des neuentdeckten Amerika wiederzufinden [35]). Als in der Zeit Cromwells die „Levellers" (Gleichmacher) oder „Diggers" (Gräber) aufkamen, eine schwärmerisch-mystische, zum Kommunismus hintreibende Sekte, wurde in ihren Kreisen die Behauptung vertreten und mystisch-symbolisch verbrämt, die zehn Stämme seien einst nach England gekommen und das Erbe ihrer Abstammung werde in der Gegenwart offenbar. Alle solche und ähnliche Sagen und Spekulationen werden im 19. und 20. Jahrhundert von der „Britisch-Israel-Bewegung" zu einem „Beweis" zusammengefügt, auf Grund dessen dann die Briten als die allein legitimen Träger aller in der Bibel über die Israeliten ergangenen „Verheißungen" sich ergeben. Wenn es 4. Mose 24, 7 heißt: „und sein (Israels) Same wird in vielen Wassern sein", so ist das nichts andres als Englands Seeherrschaft; 5. Mose 28, 12: „Daß du vielen Völkern wirst leihen können", - Englands Millionenkredite an die Völker; 1. Mose 22, 17: „Und deine Nachkommen sollen die Tore ihrer Feinde besitzen" - Gibraltar, Cypern, Suez, Aden, Malta; und endlich 5. Mose 15, 6: „Daß du über viele Völker herrschen sollst, über dich aber keines herrschen wird", - wen kann das anders meinen als allein England und immer wieder England. Selbst der Löwe im englischen Wappen ist im Alten Testament vorgesehen; 4. Mose 24, 9: „Zur Ruhe strecke sich's wie ein Löwe, wie eine Löwin, wer darf es aufstöbern? Wer dich segnet, sei gesegnet, und wer dir flucht, sei verflucht" [36]). 1936 ist der Satz geschrieben worden:

> „Aber das Haus Jakob zu regieren, schließt die Oberherrschaft über die Welt in sich ... Und unter der Herrschaft des Herrn wird das Empire Israel-Britanniens, das so zu seiner höchsten Entwicklung gebracht ist, die gleiche Ausdehnung haben wie die ganze Erde." [37])

Hans Grimm wird recht haben, wenn er festgestellt hat, daß diese religiöse Vorstellung der Herkunft von den verlorenen Stämmen Israels sehr viel volkstümlicher sei als die Abstammung aus Angeln und Sachsen [38]), und ebenso Carl Peters mit seiner drastischen Diagnose der Burenfrage [39]):

> „Daß die Engländer recht eigentlich das Volk Gottes, die Lieblinge des Herrn seien, ist im Grunde die Herzensüberzeugung eines jeden von ihnen. Präsident Krüger hielt 1897 einmal eine antienglische Rede in Pretoria. Bei dieser Rede wurmte die Engländer nicht so sehr der

[34]) Forschungen zur Judenfrage, VI, S. 42 ff.; vgl. ferner die mehrfach genannte Dissertation von Winterhager. Nach Schlichting die folgende kurze Skizze.
[35]) Über den spanischen Ursprung dieser Hypothese vgl. Schlichting und Winterhager II, S. 25.
[36]) Alle Zitate nach Schlichting.
[37]) T. H. Whitehouse, David's Imperishable Throne in Britain, 4. Aufl. London 1936 (nach Schlichting).
[38]) Hans Grimm, S. 277.
[39]) Carl Peters, S. 213.

Digitized by Google

hervortretende politische Trotz, als die Behauptung, Gott habe den Buren bei Majuba Hill den Sieg verliehen! Was? Gott helfe bloßen minderwertigen Ausländern gegen seine eigenen Auserwählten? Das war doch zu arg. Man könnte sagen, der letzte südafrikanische Krieg wurde ebensosehr um die Ausnahmestellung vor dem Höchsten gefochten, welche beide Völker beanspruchten, als um die Randminen von Johannesburg."

5. Der katholische Anspruch des Anglikanismus

So scheint der britische Erwählungsglaube gradlinig aus dem calvinistischen Puritanismus zu stammen und aus ihm restlos erklärbar. Und doch ist dies ein Fehlschluß, ist vielmehr die letzte und tiefste Wurzel der Erscheinung in ihrer spezifisch englischen Besonderheit und Einmaligkeit damit noch nicht erkannt. Das letzte Zitat - Carl Peters - macht blitzartig klar, wie schon, wenn der Betrachter innerhalb des Calvinismus seinen Standort nimmt, sich eigenartige Konsequenzen (oder besser: Inkonsequenzen) ergeben. Auch die Holländer und Buren sind Calvinisten, auch ihr religiöses Leben und Denken vollzieht sich stark in den Kategorien des Alten Testaments, vor allem seines Patriarchalismus, auch sie kennen Erwählungsgedanken, ja sind teilweise von ihnen beherrscht. Und doch ist sowohl die Frömmigkeit als die Politik als das gegenseitige Verhältnis beider bei ihnen von völlig andrer Art als bei den Briten. Wo ist der Unterschied [40])?

Dazu aber kommt die Tatsache, daß neben und zeitlich v o r dem Puritanismus und den Dissenters noch eine andre, das Volk Englands beherrschende und sein Denken gestaltende - gleichfalls religiöse - Macht ihren Platz hat: The Church of England, die Anglikanische Kirche. Tatsächlich stießen wir schon im Bisherigen darauf, daß weder der Erwählungsglaube noch die alttestamentliche Bezogenheit dieses Glaubens am Anglikanismus Halt machen. Sie scheinen beständig vom Puritanismus her auf ihn überzugreifen. Aber das scheint nur so; in Wirklichkeit hatten schon im v o r puritanischen Anglikanismus selbst - sowohl in der Theologie wie in den Gemeindegebeten der Elisabethanischen Zeit - beide, englischer Erwählungsglaube wie alttestamentliche Bezogenheit, ihren festen und - wie sich zeigen wird - innerlich fest begründeten Platz.

Wenn im äußeren Gehaben England und seine Geschichte gegenüber den kontinentalen Völkern vor allem durch jene Insellage bedingt sind, dann ist für den inneren Ablauf dieser Geschichte und für die Struktur der innersten Gedanken über Gott und Welt und Volk und Völker in ihrer grundsätzlichen und völligen Andersartigkeit gegenüber allem kontinentalen, vor allem aber gegenüber allem deutschen Denken entscheidend, daß an der Schwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit für England nicht ein religiöser Reformator - sei es Martin Luther oder Johannes Calvin - steht, sondern ein König, der - in seiner Eigenschaft als König, als politische Instanz - zugleich gewisse kirchliche Eingriffe vollzog. Diese Anglikanische Kirche entstand bekanntlich dadurch, daß Heinrich VIII. 1531-1534 die englische Kirche von der, wie es formuliert wurde, angemaßten Gewalt des „Bischofs von Rom" löste und die päpstlichen Rechte auf den König als König von England übertrug, aus zwei Gründen: erstens „um einer sinn-

[40]) Vgl. auch Anm. 24.

Digitized by Google

lichen Laune willen [41]), nämlich, weil der Papst sich seinen Ehescheidungswünschen widersetzte, und zweitens, weil der König geldbedürftig war und die kirchlichen Steuerforderungen und Teile des Kirchengutes selbst übernehmen wollte. Die Reform bedeutete nicht in erster Linie, wie in Deutschland, Erneuerung des Glaubens, nicht Reinigung des kirchlichen Dogmas, nicht Änderung des christlichen Lebens, auch nicht Neubau der kirchlichen Verfassung, sondern zunächst allein „Änderung eines einzigen Punktes im kirchlichen Verfassungsbau" [42]): daß nicht mehr der Papst das oberste Haupt der Kirche sei, sondern daß an Stelle des Papstes der König von England sich zum „supremum caput ecclesiae Anglicanae" erklärte.

Natürlich blieb es, nachdem der Bruch einmal vollzogen war, nicht bei dieser äußerlichen Trennung. Auch in die Lehre dieser Kirche strömten reformatorische Ideen ein, vor allem unter Eduard VI. und unter Elisabeth. Zugleich blieb durch Jahrhunderte hin der Gegensatz gegen den römisch-päpstlichen Katholizismus ein unendlich scharfer, verschärft noch durch die Restitutionsversuche unter Maria der Katholischen und später unter den Stuarts. Aber das alles ändert nichts daran, daß diese Kirche eine in ihrem Anspruch durch und durch katholische war und blieb. Sie will nicht eine Kirche neben anderen Kirchen sein. Wenn sie Rom nicht anerkennt, so hört sie damit nicht auf, „katholisch" zu sein, sondern nimmt im Gegenteil in Anspruch, auch gegenüber der Römischen Verirrung die eigentliche und rechte Kirche zu sein.

„Ihr wollt die alleinseligmachende Kirche sein? Eben das sind wir!"

ruft John Jewel († 1571), zu Elisabeths Zeit Bischof von Salisbury, in seiner „Apologia Ecclesiae Anglicanae" dem Papst zu [43]).

Aber auch den protestantischen Kirchen des Kontinents gegenüber ist sie auf weite Strecken hin nicht einfach die Schwesterkirche. Für das Bewußtsein des englischen Protestantismus war wesentlich, daß die Zeit der eigentlichen Konsolidierung der Anglikanischen Kirche unter Elisabeth mit den Zeiten der das Jahrhundert nach Luthers Tode durchziehenden Schwäche und Zersplitterung vor allem des deutschen Protestantismus zusammenfiel. In derselben Zeit ging die Armada des katholischen Spanien zugrunde: wenn sich seitdem das Elisabethanische England als Retterin und Vormacht des Protestantismus vorkam, so verband sich damit schon seit diesem Zeitraum eine Neigung, sich als „den" Protestantismus, als Protestantismus in seiner eigentlichsten und reinsten Verkörperung anzusehen. Dazu aber kommt von Anfang an das fundamentale Interesse an der Apostolischen Sukzession der Bischöfe. Als - nach der Zwischenzeit Marias der Katholischen - am 17. Dezember 1559 Matthew Parker die Weihe eines Erzbischofs von Canterbury empfing, wurde peinlich darauf gesehen, daß zwei der die Hand auflegenden Bischöfe noch nach dem Römischen Ritus konsekriert, damit aber als rechtmäßige Träger der bischöflichen Sukzession anzusprechen waren. Durch diesen Akt wurde bewußt das Geheimnis dieser Sukzession für die Anglikanische Kirche gewahrt [44]). Irgendwie, in der letzten Theorie und Konsequenz ihres Anspruchs, ist sie allein Besitzerin der echten, unverfälschten, Apostolischen Sukzession, hat sie allein das echte und wahre Priestertum, ist sie allein die echte und wahre Kirche.

---

[41]) Ularcks, S. 7. — [42]) Hauck, S. 53.
[43]) Nach Schütz, Religion und Politik, S. 7.
[44]) Leopold von Ranke, Englische Geschichten I, S. 307 f.

Digitized by Google

Jeder Kenner weiß, daß dieses Bewußtsein der Katholizität und des echten Priestertums im Laufe des letzten Jahrhunderts nicht geringer geworden ist, sondern im Gegenteil eine außerordentlich starke religiöse Intensivierung erlebt hat. Die von John Henry Newman inaugurierte, nach dessen Übertritt zum römischen Katholizismus 1845 von Edward Bouverie Pusey und John Keble weitergeführte hochkirchliche Bewegung des Anglo-Katholizismus [45]) hat jenen Anspruch einer durch die Sukzession gesicherten Legitimität der Bischöfe und der Priesterschaft stärker und lebendiger als je vorher herausgestellt:

„Es gibt Bischofslisten vom Jahre 1913 bis zum ersten Pfingstfest ... Die Priesterschaft der Church of England kann ihre Apostolische Sukzession bis auf die Apostel führen; kein Glied fehlt seit der Zeit von Petrus und Paulus bis auf unsere Tage." [46])

Für Gladstone [47]) war die Apostolische Sukzession das Lebenselement der Kirche. Im Zusammenhang mit dieser Erneuerung des katholischen Anspruchs ist sogar der alte Haß gegen Rom zurückgetreten. In weiten Kreisen der heutigen Church of England fühlt man sich nicht mehr in erster Linie als „protestantisch", sondern als Glied und Zweig - und zwar als den einzig gesundgebliebenen Zweig - der alten „Katholischen Kirche" [48]). Wir evangelischen deutschen Theologen haben es unendlich oft erlebt, daß man in aller Freundschaft uns sagte, man könne wissenschaftlich, theologisch viel von uns lernen - aber was „Kirche" sei, das wisse man nur bei ihnen: ihre Kirche allein - die Church of England - habe ein wirkliches, echtes Priestertum.

Nun scheinen dies alles zunächst wieder innerkirchliche, innerreligiöse Fragen. Ein kirchlicher Absolutheitsanspruch braucht selbstverständlich an sich noch nicht ins Politische hineinzuwirken, obwohl eine Tendenz dazu sich stets leicht einstellen wird. In unserem Fall aber ist es so, daß dieser Anspruch von einer Kirche erhoben wird, die in besonderem Maße reine Volkskirche und reine Nationalkirche ist. Wiederum: nicht, daß sie Volks- und Nationalkirche ist, macht das Problem aus. Es gab und gibt viele gesunde Volkskirchen beider Konfessionen, aber derjenige Typus, um den es sich bei der englischen Kirche handelt, ist in dieser Weise an keiner andern Stelle des christlichen Abendlandes so entstanden, mit Ausnahme gewisser byzantinischer Kirchen; und in der Tat hat schon Jewel auf die griechische Kirche als Vorbild hingewiesen [49]). Jede andere römisch-katholische Volkskirche, etwa die spanische, weiß neben sich in andern Ländern und Völkern andere, genau ebenso legitime katholische Volkskirchen, deren volle kirchliche Anerkennung, jenseits aller nationalen Fragen, ihr zu bezweifeln nicht einfallen kann. Jede protestantische Volkskirche aber hat von Luther und den Reformatoren her unveräußerlich überkommen das Wissen darum, daß sie nichts ist als Trägerin einer Verkündigung, daß alle Fragen priesterlicher Legitimität und gottesdienstlicher Ordnung und Verfassung niemals an etwas anderem gemessen werden können als allein und einzig an der Echtheit dieser Verkündigung; daß aber damit jeder, wie immer geartete, sonstige Versuch und Anspruch kirchlicher Alleingültigkeit von vornherein abgeschnitten und in sich aufgelöst ist. Und wenn ein Fürst „Summus Episcopus" ist, dann übt er pro-

[45]) Vgl. Heinrich Böhmers Abhandlung, in der die Lage bis zum Weltkrieg erschöpfend und kritisch dargestellt ist.
[46]) Maning-Foster, S. 78 (nach Böhmer, S. 595).
[47]) Vgl. Wahl, S. 107. - [48]) So schon Böhmer, S. 594 f.
[49]) Schütz, Religion und Politik, S. 9 ff.

Digitized by Google

testantisch diese Funktion als „Primus inter pares", als der erste und vornehmste der Gläubigen, aber nicht, wie der König von England, indem er in seiner Eigenschaft als politische Spitze des Reiches Oberstes Haupt der Kirche von England ist, „Supreme Head of the Church of England" [50]).

Es hat auch in England schon im Reformationszeitalter nicht an Versuchen und Ansätzen gefehlt, das Verhältnis Staat und Kirche von den Grundideen der festländischen Reformatoren her zu gestalten. Einer der bedeutungsvollsten, aber zugleich wirkungslosesten [51]) war Martin Bucers († 1551) - des Straßburger Reformators - Werk „De Regno Christi", das er während seines Englandsaufenthaltes 1549-1551 dem jungen König Eduard VI. als Reformvorschlag für das kirchliche, soziale, wirtschaftliche und kulturelle Leben überreichte. An sich war auch sein Vorschlag eine Betonung der dem christlichen Staat und dessen christlichen Fürsten übertragenen Aufgabe; vielleicht kann man sogar sagen, daß er in gewisser Weise dem Supremat des englischen Königs eine protestantische Theorie geschaffen habe [52]). Aber um so charakteristischer ist, daß gerade die für Bucer primären religiösen Motive so gut wie unbeachtet blieben und daß die von ihm betonte religiös-sittliche Verpflichtung sich in eine christlich bemalte Wirtschaftspolitik verwandelte [53]). Der englische Fürst wurde gerade das nicht, was der - bei aller seiner Besonderheit - in den Grundansätzen von dem religiösen Grundanliegen der Deutschen Reformation herkommende Straßburger Reformator gewünscht hatte. Der Supremat des Königs blieb im Grundansatz, was der Supremat des Papstes gewesen war: der Boden jener politischen Theokratie, von der sogleich zu sprechen sein wird.

Der Anspruch, den diese Kirche von England erhebt, wird als Anspruch auf Katholizität von ihr erhoben als von der Volks- und Nationalkirche, die sie ist, als von der Kirche des Königs von England; als von der Staatskirche, deren führende Männer maßgebende Plätze im Oberhaus innehaben, deren Primas, der Erzbischof von Canterbury, schon indem er den König rechtswirksam krönt, eine Person des politischen Lebens ist: „Der Papst des anglikanischen Protestantismus", wie man ihn genannt hat „und hiermit eine der Quellen des englischen Welteinflusses" [54]). Ernst Krieck hat unlängst mit Recht daran erinnert [55]), daß bis zur Aufhebung der „test act" im Jahre 1828 alle öffentlichen Stellen in der Hand der Church of England waren und kein Katholik und kein Dissenter Beamter des Staates oder der Gemeinde werden konnte; und daß es danach noch bis über die Reform von 1867 hinaus gedauert hat, bis die Aufhebung des hochkirchlichen Monopols die Zulassung der zuvor von den Ämtern Ausgeschlossenen wirksam werden ließ. Man kann hinzufügen, daß damit der Prozeß keineswegs zu Ende ist, sondern daß gleichzeitig eine gegenseitige Annäherung der Church of England, einerseits mit einem Teil der Free Churches, anderseits mit dem Römischen Katholizismus Englands - bis hin zu ernsthaften Berührungen mit dem Papsttum und seinen Repräsentanten - sich vollzieht: durchaus mit dem Ziel, die Einheit der gesamten englischen Kirchlichkeit wieder in neuer Gestalt in der Church of

[50]) Ob und inwieweit diese Entwicklung schon in der mittelalterlichen englischen Kirchengeschichte und ihrem besonderen Verhältnis zur politischen Geschichte vorbereitet ist, müßte Gegenstand weiterer Untersuchungen sein. Vgl. die wichtigen Hinweise und Anregungen bei Pfeffer, S. 94 f.
[51]) Vgl. Pauck, S. 112 f. — [52]) Ebd. S. 114. — [53]) Ebd. S. 99.
[54]) K. von Stutterheim, England, heute und morgen (nach Hillen-Ziegfeld, S. 301).
[55]) Krieck, S. 32.

Digitized by Google

England, und sei es auch als einem gemeinsamen Dach, herzustellen. Jedenfalls, man kann zwar formal - im Blick auf die rein formaljuristische Lage und auf die finanzielle Autonomie - erörtern, ob die anglikanische Kirche heute noch im eigentlichen Sinn Staatskirche sei: de facto geben ihr bis auf diesen Tag bestimmte staatsrechtliche Vollmachten, die sie hat, und bestimmte kirchenrechtliche Vollmachten, die der Staat übt [56]), noch viel mehr aber die ganze Struktur ihrer Gesamtstellung, den vollen inneren Charakter einer Staatskirche [57]).

Damit aber stehen wir am entscheidenden Punkt! Denn nun handelt es sich in jenem Anspruch um eine Kirche, die als etwas Besonderes, Einmaliges sich weiß, und die in dieser ihrer Einmaligkeit nichts anderes sein will als: das englische Volk. Diese Kirche ist England, - und umgekehrt: dieses englische Volkstum und dieses englische Empire ist als solches, als politische Größe, Träger dieser, einen solchen Absolutheitsanspruch repräsentierenden Kirche. Damit aber wird dieses selbe englische Volkstum und dieses selbe englische Empire, von dieser Kirche her gesehen, gewissermaßen als Volkstum, katholisch, universal, einzig, - man könnte geradezu formulieren: alleinseligmachend. So wie diese englische Kirche im tiefsten Grund die Kirche sein will, so wird damit nun auch das Volk dieser Kirche und das Empire dieser Kirche das Volk und das Empire. Das heißt: in diesem Anglikanismus der Church of England, in ihrer Entstehungsgeschichte unter Heinrich VIII. und Elisabeth ist Ansatz und Kern für all das gegeben, was erst später, in jenen calvinistischen Einflüssen, sich entfaltet zu haben schien. In Wirklichkeit war hier ein sehr wohl vorbereiteter Mutterboden, der jene Einflüsse aufnahm; ein Acker sehr anderer Art als in anderen Ländern, in die der Calvinismus kam. Es war kein Zufall, wenn die Frucht der Saat in diesem Lande und Volkstum so besonders üppig aufging.

6. Der theokratisch-alttestamentliche Anspruch des Anglikanismus

Aber die Saat war längst aufgegangen, lange vor Cromwell und unabhängig von Genfer Einflüssen. Diese Katholizität der Church of England bedeutet noch etwas weiteres. Die Kirche des politischen Papsttums ist verwirklichte Theokratie, verkörperte Umsetzung der Kirchlichkeit und der Religion in den politischen Anspruch; mindestens in einen Anspruch, bei dem das Religiöse vom Politischen durchwoben, zumeist aber, der primär und oft genug ganz ausschließlich ein politischer ist. Diese Papstkirche ist immer gleichzeitig in irgendeiner Weise Kirchenstaat; daran haftet etwas von ihrem Wesen.

Dieses Stück ihres Wesens aber ist dort nicht aufgehoben und ausgeschaltet, sondern vielmehr erhalten und bekräftigt, wo die Kirche aus der Papstkirche in die Kirche Heinrichs VIII. und in die Elisabethanische Kirche übergeführt wird. Aus dem Kirchenstaat wird eine Staatskirche, aber nicht eine Staatskirche organisatorischer Art (deren hat es viele gegeben), sondern eine Staatskirche wesenhafter Art. Diese anglikanische Kirche bleibt auch als Church of England ein Gebilde theokratischen Anspruchs. Weil sie aber in jener besonderen Weise Staats-, Volks- und Nationalkirche ist, zwingt

[56]) Hillen-Ziegfeld, S. 162 f.; Pfeffer, S. 96 f.
[57]) Wahl, S. 195: „... daß die starken Bande zwischen Kirche und Volk noch heute alle theoretischen Bedenken überwiegen".

Digitized by Google

sie auch das Staatsbewußtsein und das Reichsbewußtsein in das theokratische Denken hinein. „... als die weltliche Gewalt unter Heinrich VIII. triumphierte, da gewann sie, Überwinderin und Erbin des Papsttums, mit der Macht über die Kirche als weiteren Siegespreis zugleich den päpstlichen Anspruch auf göttliche Einsetzung" [58]). Es entsteht ein reiner Cäsaropapismus Heinrichs VIII., den Elisabeth zwar verschleierte, um die Katholiken und Calvinisten nicht zu sehr vor den Kopf zu stoßen, von dem in Wirklichkeit aber auch sie niemals etwas abbrach oder aufgab [59]). Mit dem König aber wird das Empire selbst für das Bewußtsein der Nation Theokratie.

Das ist eine der Grundlagen des anglikanischen Kirchendenkens aus seinen Ursprüngen. Richard Hooker († 1600) war der bedeutendste Theologe des Elisabethanischen Zeitalters [60]). In seinem großen Werk „Of the Laws of the Ecclesiastical Polity" steht zu lesen [61]):

„Unser Staat ist nach dem Muster von Gottes eigenem, altem auserwähltem Volk eingerichtet (according to the pattern of God's own ancient elect people), das nicht in staatliches Gemeinwesen und Kirche zerfiel, sondern wo beide zugleich als ein und dasselbe unter einem Oberhaupt standen, von dem alle abhingen."

Dieser Satz ist das volle Programm einer Staatstheokratie. Hooker, der ihn aussprach, war nicht Puritaner, im Gegenteil, ein heftiger Gegner alles Puritanismus. Er war reiner Anglikaner. Er formulierte den Satz ausschließlich und restlos aus der ihm im Anglikanismus gegebenen, voll theokratischen Kirchen- und Staatssituation.

Aber auch Hooker hat nur theologisch formuliert und ausgestaltet, was andere vor ihm gesagt und gedacht hatten. Die Vereinigung von Staat und Kirche unter dem einen Oberhaupt wurde von Anfang an als wesentliches Merkmal empfunden. Schon Heinrichs VIII. Berater, Thomas Cromwell, wies seinen Fürsten auf den Machtzuwachs hin, den die Vereinigung der Herrschaft über beide, die politische wie auch die religiöse Sphäre, bedeuten würde [62]). John Jewel berief sich dafür, daß dem Fürsten die Hut beider Tafeln übertragen sei, auf das Vorbild der jüdischen Könige [63]); von ihm offenbar hat Hooker den mehrfach gebrauchten Hinweis zur Rechtfertigung des Supremats der englischen Könige übernommen, daß ja auch die alttestamentlichen Könige mit göttlicher Billigung in Sachen der Religion oberste Gewalt gehabt hätten, und dies gar in Gottes auserwähltem Volk [64]).

Hier, bei dieser theokratischen Konstruktion, tut sich die Tür auf für die Analogisierung des englischen Volkes und seiner Staats- und Kirchenführung zu den Gegebenheiten des erwählten alttestamentlichen Volkes. Edwyn Sandys, zur Zeit Elisabeths Erzbischof von York, verglich die Königin mit Moses [65]); sie selbst, in einem Absagebrief an die römisch-katholischen Bischöfe, verglich sich mit Josias [66]). Damit aber ist die Vor-

[58]) A. O. Meyer, Deutsche und Engländer, S. 232.
[59]) Vgl. Böhmer, S. 576 Anm. 2; dazu Makower, S. 268 ff.
[60]) Vgl. die Dissertation von Paul Schütz, Richard Hooker. Zum Folgenden vgl. vor allem Paucks wichtige Abhandlung.
[61]) Works, ed. Walton-Keble, Oxford 1841, III, p. 340.
[62]) Nach Pauck, S. 121.
[63]) Apologia Ecclesiae Anglicanae, Teil V. — [64]) Works III, p. 361 f.
[65]) The Sermons, Cambridge 1841, p. 218 ff.
[66]) A. Strype, Annals of the Reformation, London 1709, I, p. 140.

Digitized by Google

ausſetzung gegeben für die Übertragung der Kategorien des „erwählten Volkes" auf das engliſche Volk. Die eingangs zitierten Worte von Lyly ſind jetzt innerhalb der Eliſabethaniſchen Zeit nichts Singuläres mehr. Sie ſpiegeln nur in einer maſſiven Form dasjenige wieder, was im Begriff war, Gemeingut engliſchen Denkens zu werden. Ein ſicheres Zeugnis ſind die liturgiſchen Gebete der Eliſabethaniſchen Zeit [67]): die engliſche Kirche iſt die auserwählte Kirche, das engliſche Volk fühlt ſich als Gottes Volk, die Königin iſt Gottes auserwählte Kreatur als die Pflegerin dieſer Kirche. England, dieſes Volk dieſer anglikaniſchen Kirche, ſo heißt ein Gebet von 1598, iſt „das Volk der göttlichen Wahl - The people of God's choice" [68]).

Man ſagt ſomit nicht zuviel, wenn man feſtſtellt, daß alle Elemente des an Cromwells Zeitalter ſich anſchließenden Erwählungsglaubens ſchon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Anglikanismus vorhanden waren. Denn auch jene „Erfolgstheorie" einer Beſtätigung der Erwähltheit dieſer Nation durch ihre weltpolitiſchen Erfolge iſt nicht erſt dem Zeitalter des puritaniſch-calviniſtiſchen Merkantilismus vorbehalten, ſondern hat ihren erſten großen Triumph gleichfalls unter Eliſabeth: in jenem Schickſalsjahr 1588, des Untergangs der Armada. In dieſem Sieg hat, ſo ſchließt man, Gott der Welt kundgetan, daß England ihm wirklich als S e i n Volk gilt. „Nach 1588 wird in den Gemeindegebeten von England nur noch als von Gottes Volk geredet." [69]) Von dieſem Tag an iſt das Flußbett, in dem der Strom des engliſchen Erwählungsglaubens dahinfließt, fertig, und alle calviniſtiſch-puritaniſchen Erwählungsgedanken brauchen nur in dieſen Strom einzumünden.

Wir können noch beobachten, daß es eine Zeit gab, in der ein Anglikaner, wie der ſchon genannte Erzbiſchof Matthew Parker, das - noch rein religiöſe - Erwählungsbewußtſein der Puritaner, weil einen Teil des Volkes heraushebend, als Zerſetzungsgefahr für die kirchliche Einheit der Nation empfand. Es ſchien ihm im Gegenſatz zu dem zu ſtehen, was er ſich ſelbſt und ſeinen Freunden mit dem „Erwählungsglauben" gegeben meinte [70]). Selbſt noch bei Cromwell ſchillert der Begriff der Erwählung zwiſchen dem Erwähltſein des wahrhaft chriſtlichen, gläubigen, religiös hervorgehobenen Teils der Nation und ihrer Geſamtheit. Cromwell kann noch davon reden, wie „in" dem engliſchen Volk ein Volk ſei, das Gott gehöre [71]). Aber ſchon bei ihm ſelbſt und vollends in der Folgezeit wurde aus dieſem „erwählten Volk" das Engländertum als ſolches; die Poſition eines „nur" religiöſen Erwählungsglaubens aber wurde mehr und mehr in die Sektenkreiſe abgedrängt, bei denen ſie dann entweder in die Schwärmerei überging oder zu einer - am ganzen gemeſſen - weltanſchaulichen Bedeutungsloſigkeit herabſank. Nicht nur das Inſelphariſäertum war der Grund, daß im engliſchen Puritanismus die religiöſe Geſtalt des Erwählungsglaubens ſchneller und vor allem gründlicher in die Politiſierung ſich verbog als in der Mehrzahl der feſtländiſchen calviniſtiſchen Kirchen; es wird die Anpaſſung des Puritanismus erleichtert haben, aber dieſe Anpaſſung vollzog ſich in erſter Linie deshalb, weil eine Größe, der man ſich anpaſſen konnte, vorhanden war: der a n g l i k a n i ſ c h e Erwählungsglaube.

[67]) W. K. Clay, Liturgical Services, set forth in the Reign of Queen Elizabeth, Cambridge 1851, p. 556; Derſ., Private Prayers during the Reign of Queen Elizabeth, Cambridge 1851, p. 477; vgl. Pauck, S. 187 ff.
[68]) Clay, Lit. Serv., p. 686, vgl. p. 693. — [69]) Pauck, S. 189.
[70]) Correspondence, ed. Bruce, Cambridge 1853, p. 418 f. (nach Winterhager II S. 14).
[71]) Rede vom 23. Januar 1657.

Digitized by Google

Dabei ist die Grundlage des gemein-englischen Erwähltheitsbewußtseins schon so stark, daß nunmehr auch schon die Frage des Königtums keine Frage mehr ist. Die Theokratie hängt nicht mehr an dem, der mit seiner Person an der Stelle des Papstes und an der Stelle der jüdischen Könige steht. Es ist auch hier genau wie einst im Judentum. Als im 1. vorchristlichen Jahrhundert das Geschlecht der Hasmonäer verweltlichte - die letzten einheimischen jüdischen Könige -, da baten die Juden den Römer Pompejus, jene abzusetzen: „Man dürfe keinen König haben; die von den Vätern überkommene Sitte sei, nur den Priestern des von ihnen verehrten Gottes zu gehorchen" [72]). Der Repräsentant der Theokratie kann verworfen - auch, wie Karl I., hingerichtet - werden; die Theokratie selbst und die ihr zugrundliegende Erwähltheit des Volkes bleibt davon unberührt.

So liegt in der Entstehungsgeschichte der Church of England unter Heinrich VIII. und unter Elisabeth der letzte und tiefste Ansatzpunkt für den Einbruch des „britischen Erwählungsglaubens". Die Papstkirche ist kultische Institution politischer Prägung, England wird durch die Anglikanische Kirche politische Institution kultischer Prägung; aber nicht nur so, daß die kultische Handlung und die kultischen Gefühle und Stimmungen, wie das ja oftmals der Fall zu sein pflegt, Begleiterscheinungen der politischen Handlung sind - fromme oder stimmungsmäßige Begleiterscheinungen -, sondern so, daß der bewußte kultische Anspruch zum Wesen des politischen Aktes und der politischen Institution gehört und daß beide ohne ihn irgendwie nicht sein können. Diese Theokratie ist es, die den britischen Erwählungsglauben verkörpert, daß dieses Land und dieses Volk in einem besonderen Sinn, mehr und anders als alle andern Völker und Staaten, ein Gottesvolk und Gottesstaat sei, von der Vorsehung erwählt und berufen, den andern Nationen eine Art politisches Papsttum zu sein. Sie alle sind dieser einen Nation gegenüber irgendwie Lehnsleute, haben ihr den Steigbügel zu halten, haben sie anzuerkennen als Herrin und Schiedsrichterin, als

„Treuhänder für die moralische Führung der Welt" [73]),

wie es im 20. Jahrhundert formuliert wird; als

„erwählten Pfeil in Gottes Köcher",

wie es schon 1587 hieß [74]).

7. Der theokratische Erwähltheitsanspruch als die weltanschauliche Einheit des Engländertums [75])

Das ist die große politisch-weltanschauliche Idee, die sich im Lauf einer jahrhundertelangen geschichtlichen Entwicklung aus dem Wechselspiel der Kräfte tief in das englische

[72]) Josephus, Antiqu. XIV 41.
[73]) Joseph Gay, British-Israel Truth (British-Israel World Federation Leaflets Nr. 3) 1936, p. 8 (nach Schlichting).
[74]) Gebet für den Grafen Leicester: Clay, Lit. Serv. p. 605.
[75]) Wir sehen im Zusammenhang dieser Abhandlung davon ab, zu schildern, wie auch die jüngeren Freikirchen und Sekten - Methodismus u. a. - im einzelnen sich dem Gesamtprozeß eingefügt haben. Beachtenswertes hierzu bei M. Dibelius, S. 33 ff., und bei Pfeffer, S. 99 f.

Digitized by Google

Wesen eingesenkt hat. Sie hat ihre Wurzeln in vergangenen Jahrhunderten; aber sie hat im Übergang in die moderne Welt des 19. und 20. Jahrhunderts nicht das mindeste von ihrer ursprünglichen Kraft und Intensität eingebüßt, eher sie noch vermehrt und vertieft.

Das kann überraschen, wenn man bedenkt, wie stark jene Wurzeln in die spezifisch kirchlich-christliche Entwicklung Englands zurückreichen und wie natürlich auch für das englische Leben die vielfachen Spannungen des weltanschaulichen Ringens einer modernen Zeit ganz und gar nicht ausgeblieben sind. Aber diejenigen Gebiete des englischen Denkens, von denen wir reden, werden hiervon überhaupt nicht berührt. Man kann einen jeder kirchlichen Bindung restlos entwachsenen Engländer auf der einen Seite und einen englischen Christen von persönlich intaktester Gläubigkeit nebeneinanderstellen: jenseit ihrer weltanschaulichen Gegensätzlichkeit steht, man möchte fast sagen, wie ein sturmfreies Gebiet, diese Getragenheit der gesamten Existenz von einem Selbstbewußtsein, etwas anderes zu sein als andere Nationen, diese Idee des Privilegiertseins und des daraus sich ergebenden Vorrechts, andere Maßstäbe des politischen Handelns haben zu dürfen als andere Völker. Man kann geradezu sagen, daß dieser englische Erwähltheitsglaube theokratischer Prägung ein integrierender Bestandteil so gut wie aller in England bodenständigen kirchlichen und konfessionellen und weltanschaulichen Prägungen ist. Er hat sich gewissermaßen verselbständigt, wie eine Art allen weltanschaulichen und religiösen Strömungen des englischen Menschen innewohnende Nationalreligion.

Die Gründe, wie es zu dieser Unabhängigwerdung kam, sind großenteils aus dem bisherigen deutlich. *Einmal*: die Tatsache des Inselreiches blieb eine von allem Wechsel der Denkformen unberührte Gegebenheit und damit ein zu allen Zeiten jenseit aller weltanschaulichen Bindungen liegendes Bewußtseinselement. *Sodann*: daß in dem britischen Erwählungsglauben nicht nur einer der beiden großen Grundfaktoren des englischen religiösen Lebens wirksam war, sondern beide: Anglikanismus *und* Puritanismus, bedeutete: durch alle kirchlichen Kämpfe hindurch entstand an dieser Stelle kaum je ein Gegensatz, vielmehr stärkte die eine Strömung die andre und die andre die eine - gegenseitig - in diesem Erwähltheitsbewußtsein. So lag es dem Engländer, dem weithin der Gegensatz dieser beiden kirchlichen Strömungen - da der Römische Katholizismus lange Zeit außerhalb des Diskutierbaren lag - die für ihn aktuellste und greifbarste Form weltanschaulichen Gegensatzes darstellte, sozusagen im Blute, daß dieser Erwähltheitsglaube jenseit der weltanschaulichen Kämpfe stehe, und das übertrug sich unwillkürlich von jenen älteren kirchlich-weltanschaulichen Auseinandersetzungen auch auf die modernen Weltanschauungskämpfe.

Dazu kommt ein *Drittes*. Das ursprüngliche theokratische Bewußtsein und der ursprüngliche Erwählungsglaube der Engländer erleben durch das ganze 18. und 19. Jahrhundert hin eine stete Verfügung und Aktualisierung in der Begründung und Ausgestaltung des britischen Empire als Weltreich. Jetzt wird immer mehr aus dem Bewußtsein des Inselpharisäers das Bewußtsein des zur Weltherrschaft Berufenen. Daß diese tatsächliche geschichtliche Entwicklung die gewaltigste Bestätigung des britischen Erwählungsglaubens zu sein schien, machten wir uns schon klar. Dazu kommt nun aber, daß sie zeitlich genau mit dem Zeitraum der Aufklärung und der weltanschaulichen Säkularisation der modernen Welt zusammenfällt. Diese weltanschauliche Säkularisa-

Digitized by Google

tion konnte sich deshalb an dieser Stelle bruchlos vollziehen, weil der Erwählungsglaube Englands - unbeschadet aller naturwissenschaftlicher und sonstiger moderner Erkenntnisse und Entdeckungen - restlos bekräftigt schien und an keiner Stelle Gegenstand eines kritischen Einbruchs des modernen Denkens und der aus ihm resultierenden Zersetzung überkommener Weltbilder zu werden brauchte. So konnte gerade dieser Teil des englischen Glaubenslebens am reibungslosesten in das moderne und modernste England und in sein Bewußtsein übergehen, von kirchlichen Bindungen jeder Art unabhängig werden, dennoch aber die Fiktion aufrecht erhalten, Bestandteil einer christlich-kirchlichen Weltanschauung zu sein. Denn gerade diese Entwicklung hat ihrerseits am stärksten dazu beigetragen, daß die äußere Stellung der englischen Kirchlichkeit und das äußerlich christliche Gesicht der englischen Gesellschaft bis in unsere Tage hinein von der Moderne fast unangefochten blieb, - vielfach unangefochtener, als es der tatsächlich eingetretenen weltanschaulichen Säkularisation auch des Engländertums - nach Galsworthys Schätzung sind heute höchstens noch 25% der Engländer gläubige Christen [76]) - entsprechen würde.

Charles Dickens hat einmal - im 25. Kapitel des Ersten Teils von „Little Dorrit" (1857) - diese gemein-englische Anschauung über Welt und Menschen, wie sie am Vergleich der eigenen englischen Existenz mit der des Nicht-Engländers entsteht, in der ganzen Plastik seiner Ironie geschildert. Er beschreibt auf der einen Seite die regierenden Kreise der Lords und der Ministerien und „Ämter", die Familien der „Barnacles" und „Stiltstalkings" - satirische Namen, mit denen er diese ganze „obere" Welt Englands kennzeichnet -; auf der anderen Seite stehen die Bewohner eines der Londoner Arme-Leute-Viertels, „Bleeding Heart Yard", in deren Kreis ein Ausländer, ein Italiener, sich niederzulassen versuchte. Man kann schwerlich besser, anschaulicher und sachgemäßer diese weltanschauliche Einheit, wie sie das gesamte Engländertum in nahezu allen Schichten umfaßt, abschließend charakterisieren, als in der wörtlichen Wiedergabe jener Dickens'schen Schilderung:

„Es war eine schwierige Arbeit für einen Fremden, ob er nun lahm oder gesund war, bei den Einwohnern von Bleeding Heart Yard an Boden zu gewinnen. Erstens hatten sie eine unbestimmte Überzeugung, daß jeder Fremde ein Messer bei sich trüge, zweitens hielten sie es für ein gesundes konstitutionelles patriotisches Prinzip, daß er in seine Heimat zurückkehren sollte. Es fiel ihnen niemals ein, danach zu fragen, wieviele ihrer eigenen Landsleute aus verschiedenen Teilen der Welt zu ihnen zurückgeschickt würden, wenn dieses Prinzip allgemein anerkannt würde; sie betrachteten das als einen praktischen und speziell britischen Grundsatz. Drittens hatten sie die Vorstellung, daß es eine Art von göttlicher Heimsuchung für einen Fremden wäre, daß er kein Engländer war, und daß alle möglichen Unglücksfälle sein Land träfen, weil es Dinge tat, die England nicht tat, und Dinge nicht tat, die England tat. Dieser Glaube war ihnen allerdings seit langer Zeit sorfältig von den Barnacles und Stiltstalkings eingeimpft worden, die ihnen stets amtlich und nichtamtlich predigten, daß kein Land, das sich diesen beiden großen Familien nicht unterwarf, irgendwie hoffen könnte, von der Vorsehung geschützt zu werden ... - Das konnte man als eine politische Stellungnahme der Bleading Hearters ansehen, aber sie hatten andere Bedenken dagegen, daß Fremde sich in dem Hof aufhielten. Sie glaubten, daß Fremde immer schlecht daran wären, und obwohl es ihnen selbst so schlecht ging, wie sie es nur wünschen konnten, trug das doch nicht zur Verminderung ihrer Bedenken bei. Sie glaubten, daß Fremde mit Dragonern und Bajonetten beherrscht würden, und obwohl ihnen selbst ohne Umstände der Schädel eingeschlagen wurde, wenn sie irgendwelche schlechte Laune zeigten, so geschah es doch mit einem stumpfen Instrument, und das zählte nicht. Sie glaubten, daß Fremde immer unmoralisch wären, und obwohl

[76]) Nach Hillen-Ziegfeld, S. 300.

Digitized by Google

sie zu Hause gelegentlich ein Schwurgericht und bisweilen einen Ehebruchsprozeß oder etwas Ähnliches hatten, so hatte das nichts damit zu schaffen. Sie glaubten, daß Fremde keinen Unabhängigkeitssinn besäßen, da sie niemals herdenweise von Lord Decimus Tite Barnacle mit fliegenden Fahnen und während die Musik ‚Rule Britannia' spielte, zur Wahl geleitet wurden. Um nicht langweilig zu werden: sie hatten viele Überzeugungen ähnlicher Art."

8. England und Deutschland

Niemand wird sich dem verschließen, daß dieser britische Erwählungsglaube zu einer politisch-weltanschaulichen Konzeption geworden ist, die für die Geschichte des englischen Empire eine gewaltige Sammlung der seelischen und willensmäßigen Kräfte bedeutet hat. Diese weltanschauliche Grundlage ist es ja nicht zuletzt gewesen, die dem Engländer jene in mancher Beziehung beneidenswerte Naivität und unskrupulöse Selbstverständlichkeit eines Sich-selber-Setzens gab, wo andre durch tausend Reflexionen gehemmt waren und deshalb meist zu spät kamen.

Und doch darf niemals verwischt werden, etwas wie völlig andres dieser englische theokratische Erwählungsgedanke gegenüber allem gesunden Nationalismus darstellt, wie er in jedem gesunden Volkstum lebt. Das Wesen des echten Nationalismus bleibt doch wohl zu allen Zeiten, daß er sich und sein Volkstum *neben* andere Volkstümer gesetzt weiß, daß er sich die Aufgabe gestellt weiß, die in *seinem* Volkstum schlummernden Kräfte und Möglichkeiten zu entfalten und mit denen der andern zu messen, sei es in friedlichem, sei es, wenn es nicht anders sein kann, in kriegerischem Beginnen. Aber dieser echte Nationalismus wird beschmutzt und zum Zerrbild entstellt durch eine theokratische Privilegierungstheorie, die ein Volk auf Grund vermeintlicher religiöser Vorgegebenheiten über sich meint aufstellen zu dürfen. In Wirklichkeit ist genau die politisch-theokratische Verquickung, in der die moralische, ja, die religiöse Kraft dieses Empire enthalten scheint, seine Unwahrheit und damit seine Zersetzung und Auflösung. Für uns Deutsche vollends ist aus besonderen Gründen diese gesamte Konzeption nicht bloß deshalb unvollziehbar, weil sie englischerseits gegen uns gewendet wird; auch wenn wir sie für unsere eigene deutsche Nation aufnehmen wollten, bliebe sie uns gleichfalls unwahr und unecht und verboten - im besten Fall als eine romantische Schwärmerei - und wüßten wir, daß aus ihr nichts entstehen könnte als unechte Politik und unechte Religiosität. Denn die deutsche Geschichte hat nicht umsonst hinter sich ein volles Jahrtausend des Kampfes um die Sprengung eines theokratischen Herrschaftsanspruches eines politischen Papsttums! Das hat der deutschen Nation an diesem Punkt die Sinne geschärft und sie hellhörig gemacht.

Jetzt erst wird ganz deutlich, was jene Verschiedenheit der „Reformation" für die Geschichte beider Völker bedeutet hat. Beim einen Volk steht an der Schwelle der Neuzeit die Übernahme der päpstlichen Kirche durch den König, womit zwar Freiheit vom Papst gegeben war, aber nicht Freiheit von dem Ineinander der Religion und der Politik. Bei dem anderen Volk aber steht an derselben Stelle jener Mann, den Adolf Hitler „einen gewaltigen Deutschen" genannt hat (25. Februar 1940)! Der Mann, der den Ring zerbrach; der nicht bloß äußerlich dem Papst und den Konzilien den Gehorsam aufsagte, sondern, was sehr viel mehr war und eine noch viel unerhörtere Revolution des gesamten Weltbildes und alles Denkens über die Ordnungen der Welt in sich schloß: der die geistlichen und die weltlichen Dinge und damit auch Kirche und Politik in ein

Digitized by Google

völlig neues Verhältnis setzte. Luther brach die Bahn für eine klare Erkenntnis, daß die Kirche nicht als solche ein Staat und der Staat nicht als solcher eine Kirche sein kann. Keine Kirche jemals darf auch nur teilweise versuchen, die Politik zu repräsentieren und den Staat zu regieren; dazu hat vielmehr Gott diejenigen Menschen gesetzt, die diesen Beruf haben, nämlich die „Obrigkeit", die politischen Führer: - „Fürst oder Oberherr, Richter, Amtsleute, Kanzler" [77]). Sie werden von Luther ausdrücklich dem Priesteramt gleichgeordnet, nicht untergeordnet [78]). Das Antichristentum des Papstes besteht nicht nur darin, daß er das Sakrament, den Kultus und den Glauben verstört und schändet, sondern genau ebenso darin, daß er „das weltliche Recht, Gehorsam und Obrigkeit, unter sich getreten und, wo er gewollt hat, aufgehoben" [79]). Die Kirche ist radikal entpolitisiert, der Staat aus der priesterlich-kirchlichen Umklammerung und Bevormundung befreit.

Der Kaiser ist nicht des Papstes Diener und nicht sein Lehnsmann, „sondern der Kaiser soll und muß Gottes Lehnsmann heißen" [80]), „Minister Dei" [81]).

„Darum, so sage ich, dieweil weltliche Gewalt von Gott geordnet ist ..., so soll man ihr Amt lassen frei gehen, unverhindert durch den ganzen Körper der Christenheit, niemandes angesehen, sie treffe Papst, Bischof, Pfaffen, Mönch, Nonnen oder was es ist." [82])

Jede Theokratie, jede Art von Kirchenstaatlichkeit ist aufgehoben und zu Ende. Auch die „vermischte und ineinander gemengte" Ordnung der israelitischen Geschichte kann und soll nicht nachgeahmt werden; „wird nicht wieder angerichtet werden" [83]), wie Luther in scharfer Formulierung gegenüber allen christlich verbrämten Repristinationsversuchen einer alttestamentlich-theokratischen Ordnung formuliert.

„... denn im Neuen Testament hält und gilt Mose nicht"; „sondern da steht unser Meister Christus und wirft uns mit Leib und Gut unter den Kaiser und weltlich Recht" [84]).

Der Teufel allein ist's, der „nicht aufhört, die zwei Reiche ineinander zu kochen und zu bräuen" [85]).

Diese weltliche Obrigkeit - Gottes Weg zur Linken - ist die alleinige gottgewollte Trägerin der politischen Akte; die Kirche - Gottes Reich zur Rechten - hat nur eine einzige Aufgabe: das Evangelium, die religiöse Botschaft von der Gnade Gottes zu verkündigen [86]). Natürlich kann es dabei auch für Luther einen Staat geben, der von christlichen Menschen geleitet, und eine Politik, die von christlichen Menschen geführt wird, genau wie andere Berufe von christlichen Menschen geübt werden: - aber es gibt für ihn keinen Staat mehr, der an sich, als Institution, christlicher Staat wäre. Der Staat des Großtürken ist ebenso echter Staat wie der irgendeines allerchristlichen Königs [87]). Und auch wo der Fürst ein Christ ist, gilt [88]):

[77]) Weimarer Ausgabe XXVI, S. 504 f.; vgl. Kattenbusch, S. 327.
[78]) Weimarer Ausgabe XXXVI, S. 574.
[79]) Erlanger Ausgabe XLI, S. 297 ff.; vgl. Kattenbusch, S. 339 f.
[80]) Weimarer Ausgabe LI, S. 533; vgl. Diem, S. 122.
[81]) Weimarer Ausgabe, Tischreden I, Nr. 219; vgl. Lind, S. 45.
[82]) Aus: „An den christlichen Adel deutscher Nation", Weimarer Ausgabe VI, S. 409.
[83]) Weimarer Ausgabe XXVIII, S. 515; vgl. Lind, S. 32 Anm. 1.
[84]) Weimarer Ausgabe XVIII, S. 358; vgl. Lind, ebenda.
[85]) Weimarer Ausgabe LI, S. 239; vgl. Lind, S. 44, 54.
[86]) Lutherstellen mit der Gegenüberstellung der beiden „Reiche" bei Elert II, S. 45.
[87]) Hanns Rückert, Luther als Deutscher (Deutsche Theologie I, 1934), S. 21.
[88]) Weimarer Ausgabe XXXII, S. 440; vgl. Rückert, a. a. O. S. 21 f.

Digitized by Google

„... aber als ein Christ muß er nicht regieren, und nachdem er regieret, heißt er nicht ein Christ, sondern ein Fürst".

Er soll seiner politischen Aufgabe sich verantwortlich wissen, sonst aber vor keinem, auch nicht einem „christlichen" Gesetz, das außerhalb seiner selbst und seiner Aufgabe läge.

„Die Person ist wohl ein Christ, aber das Amt und Fürstentum gehet sein Christentum nicht an." „Deine fürstliche Person soll ... denken, wie sie das Regiment handhabe, Recht und Frieden halte und schütze und die Bösen strafe."

Das alles aber heißt: Es gibt für Luther genau das nicht mehr, was für England auf der einen wie für das politische Papsttum auf der andern Seite Grundlage der Existenz und des Anspruchs ist. Die Kirche hat ihre kirchliche Funktion, Staat und Politik haben ihre staatliche und politische Funktion: beide sind von Gott geordnet, beide sind „Gottes-Dienst", aber beide bleiben unverworren.

„Das Reich Christi hat Seel und Leib. Sei Herr und Hort der Seel, Bischof von Rom, und laß dem König, was des Königs ist",

spricht Kolbenheyers Heinrich IV. zum Papst [89]). Diesem hohen Ziel der ganzen Kaisergeschichte des deutschen Mittelalters von der anderen Seite her zum Durchbruch verholfen zu haben, diese Erkenntnis unverrückbar in den Mittelpunkt des modernen Denkens und des modernen Weltbilds gestellt zu haben: das ist die Tat des deutschen Reformators. Er zerbricht alle kirchenstaatliche und alle staatskirchliche Theokratie und vernichtet damit ebenso eine durch die kultische Verbrämung unecht gewordene Politik wie ein durch die politische Aspiration unwahr werdendes Priestertum.

Aber zugleich vollstreckt Martin Luther noch ein anderes Erbe. Die Theokratie ist älter als die „Church of England" und als das Papsttum. Noch einmal stoßen wir auf den alten Pharisäismus. Denn hinter aller modernen theokratischen Aspiration steht der Schatten jenes Urbildes der Theokratie, aus dem einst eben dieses selbe Pharisäertum erwuchs. Das Wort „Theokratie" kommt zum erstenmal vor bei dem Juden Josephus, der im 1. Jahrhundert die Geschichte seines Volkes beschrieb. Ihr staatliches Ideal sei weder die Demokratie, noch die Aristokratie, noch die Oligarchie, sondern die „Theokratie" [90]). Alle Politik dieses Judentums behauptete nichts zu sein als Dienerin des kultisch-priesterlichen Anspruchs [91]). Und genau an dieser Stelle, im Streitgespräch mit diesem Judentum und seinem theokratischen Ideal, steht jene Erkenntnis über das echte Verhältnis der beiden Größen, von der Martin Luther dann neu ausgegangen ist; jenes Wort, von dem Leopold von Ranke gesagt hat [92]), keines der Worte Christi sei wichtiger, folgenreicher geworden als die Weisung, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Der Satz Jesu ist die erste und zugleich schneidendste Absage an alle theokratische Verfälschung von Politik und Religion und an alles Pharisäertum, das aus seiner vermeintlichen Erwähltheit meint irdische - politische, wirtschaftliche, in jenem Fall des Streitgespräches Jesu auch steuertechnische - Ansprüche ableiten zu dürfen. Es ist die Absage dessen, der unveräußerlich über alle kultisch-prie-

[89]) E. G. Kolbenheyer, Gregor und Heinrich, 1934, V. Aufzug, 4. Szene.
[90]) Josephus, Contra Apionem II 164 f.
[91]) Gerhard Kittel, Christus und Imperator, S. 9 f.
[92]) Weltgeschichte III 1, 1883, S. 160 f.

Digitized by Google

sterlich-kirchlichen Bereiche geschrieben hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", und der damit gleichzeitig allen politischen Bereichen ihr Eigenrecht gab [93]).

Es ist nötig, dies festzustellen, nicht um einer konfessionellen oder theologischen Frage willen, sondern weil daran deutlich wird, wie jene vermeintliche englische Christlichkeit dieses vermeintlich christlichsten aller Völker in Wirklichkeit Abfall und Unchristlichkeit ist; und wie eine nüchterne Art anderer, die Politik Politik sein läßt und nichts sonst sein will, die nichts zu ihrer Verbrämung oder Gloriole zu brauchen meint, nicht nur wahrhaftiger, sondern vielleicht auch christlicher ist.

Dreieinhalb Jahrhunderte nach Luther war es noch einmal ein Deutscher, der aus den Urgründen seines Luther'schen [94]) Christentums und zugleich seines politischen Genius mit dieser schlichten Nüchternheit Ernst machte. Auch für Bismarck waren Religion und Politik nicht getrennte Lebenskreise [95]). Daß und wie er seine Verantwortung als Staatsmann ganz als göttliche Gegebenheit und als innerste und tiefste Verantwortung vor Gott nahm, ist aus vielen Zeugnissen belegt, am unmittelbarsten und ungeschminktesten aus den Briefen an Johanna von Bismarck und aus den Notizen zu den „Losungen der Brüdergemeine".

„Ich bin Gottes Soldat, und wo er mich hinschickt, da muß ich gehn, und ich glaube, daß er mich schickt" (3. Mai 1851).
„Gott hat mich auf den Fleck gesetzt, wo ich ein ernster Mann sein und dem Könige und dem Lande meine Schuld bezahlen muß. Seinen Willen nach besten Kräften zu tun bin ich entschlossen" (12. Mai 1851).
„Gott wolle uns ferner in Gnaden leiten und uns nicht der eigenen Blindheit überlassen. Das lernt sich in diesem Gewerbe recht ... (20. Juli 1864).

Nicht, ob dieser Mann fromm war, steht zur Diskussion: daß er, wie nur je ein großer Staatsmann, an Gottes Willen sich gebunden und auf ihn zu lauschen wußte, ist außer Frage. Daß er gleichzeitig der glühende Patriot war, dem alles um Freiheit und Größe seines Volkes ging, hat auch unter seinen Gegnern keiner je bestritten. Das besondere ist vielmehr, daß nun diese tiefe und innerste Verbundenheit von Religion und Politik nie auch nur den leisesten Ansatz zu einer auf dieses deutsche Volk übertragenen Privilegierungs- und Erwählungstheorie auslöste. Er will nichts als mit dem Auge des Staatsmanns auf die natürlichen Notwendigkeiten seines Volkes schauen und seinen gottgegebenen Beruf darin wissen, daß er eine diesem Volke dienende Realpolitik treibt und daß er sie durch keine Schwärmerei irgendwelcher Art sich je trüben läßt [96]). Man versteht jetzt, wie in der Kaiserin Friedrich und in Bismarck zwei Welten aufeinanderprallen mußten: wie diese kluge und - wie sie meinte, in höchstem Maß ideal gesinnte - Frau nur den primitiven, brutalen Barbaren zu sehen meinte und, weil sie nicht einen Schimmer von der Größe und Tiefe des in seinem Gewissen und an seine Aufgabe Gebundenen verstand, nur die Unheimlichkeit des ihr Unbegreifbaren spürte: darum, weil dieser Mann jene der Engländerin so unentbehrliche Verbrämung verschmähte und nichts als der Staatsmann seiner Nation sein wollte. Es ist genau dasselbe, was in

[93]) Zu der ganzen Frage vgl. Kittel, S. 7-18.
[94]) Den konkreten Zusammenhang Bismarcks mit Luther beweisen z. B. die Anstreichungen von Lutherworten in Bismarcks Andachtsbuch (z. B. am 15. Juli und 27. September 1870); A. O. Meyer, Bismarcks Glaube, S. 28, 39.
[95]) Vgl. A. O. Meyer, Deutsche und Engländer, S. 173; Michael, S. 338 f. 408 f.
[96]) A. O. Meyer, Deutsche und Engländer, S. 174 f.

Digitized by Google

jener merkwürdigen - ob wahren oder ob gut erfundenen - Erzählung über Gladstone sich ausdrückt, er sei vor Lenbachs Bild zurückgefahren: „Das ist der Teufel [97])." Auch für ihn war es unmöglich, den großen Realisten zu begreifen.

Und ebenso ist es ganz und gar kein Zufall, daß einer der schwersten Kämpfe dieses zugleich Luther'schen [98]) und zugleich preußischen Staatsmannes als Kampf mit den Mächten der politischen Theokratie entbrannte, die das Geschehen und die Entscheidungen des Staatsmannes wieder einmal kirchlich-priesterlichen, das heißt aber: fremden Gesetzen unterwerfen wollten. In seiner großen Rede vom 10. März 1873 hat Bismarck selbst davon gesprochen, daß dieser Kampf - um den Grundsatz, daß der Staat „im Reiche dieser Welt ... das Regiment und den Vortritt" habe - die Fortsetzung sei zu dem alten „Machtstreit, der die deutsche Geschichte des Mittelalters bis zur Zersetzung des Deutschen Reiches erfüllt hat". Auch diese, wie so manche andere Aufgabe, mußte der größte Politiker des Alten Deutschlands, als er den Kampf unentschieden abbrach, als Vermächtnis hinterlassen ...

Und nun ist der Kampf noch einmal entbrannt, - vielleicht zur letzten Schlacht dieses tausendjährigen Ringens. Denn dieser Krieg ist ja mehr als ein Krieg zwischen ein paar Völkern, mehr als ein Krieg um wirtschaftliche und politische Vorherrschaften in diesem oder jenem Gebiet. Es ist der Krieg um ein neues Europa, zu dem zwei große Weltanschauungen angetreten sind. Gibt es im Bereich des irdischen Geschehens irgendeinen anderen, für Menschen greifbaren, übergeordneten, gottgewollten Anspruch von erwählter Privilegierung als den der Tüchtigkeit und Tapferkeit und sittlichen Kraft, der politischen Nüchternheit und Klarheit? Gibt es eine Wahrhaftigkeit und Moralität und „Christlichkeit" der Politik anders und tiefer als darin, daß der Staatsmann Diener seines Volkes, seines eigenen Volkes sein will, nichts weiter als dies allein, ohne jede Verbrämung und ohne jeden frommen Anschein, als wolle er mehr; daß er allein lauscht auf die diesem *seinem* Volke gesetzten Möglichkeiten und Notwendigkeiten und Aufgaben und Grenzen; daß, je ernster er diese seine Sendung vollbringt, desto treuer er damit auch seine Aufgabe am Ganzen der Geschichte der Völker erfüllt? Oder aber, ist es Lord Halifax, der recht hat, und mit ihm jener leidenschaftliche Hasser des Neuen Deutschland und der deutschen Geschichte, Karl Barth, der im Dezember 1939 schrieb: das deutsche Volk „leide an der Erbschaft eines besonders tiefsinnigen Heidentums ..., an dem Irrtum Martin Luthers hinsichtlich des Verhältnisses ... von weltlicher und geistlicher Ordnung und Macht ...", und eben dies sei die „fatale Linie" und das „Antichristentum", das von Luther her über Friedrich den Großen und Bismarck bis in die deutsche Gegenwart des Hitlerismus laufe? [99])

Wir sind, wenn wir die Geschichte des englischen Erwählungsglaubens im Zusammenhang mit der Geschichte des englischen Empire verfolgen, oft genug in Versuchung, neidisch zu werden und uns zu besinnen, ob denn nicht eben ein solcher Erwählungs-

[97]) Craemer, S. 479.

[98]) „Er griff zu Luthers Schriften, vor allem zu der an den christlichen Adel deutscher Nation, um sich für den Kampf mit dem Papsttum zu stärken"; A. O. Meyer, Bismarcks Glaube, S. 45. Vgl. G. von Diest, Aus dem Leben eines Glücklichen, 1904, S. 440.

[99]) „Ein Brief nach Frankreich", gedruckt in: Kirchenblatt für die reformierte Schweiz, Basel, 96. Jg., Nr. 1, 11. Januar 1940.

Digitized by Google

glaube, eben ein solches theokratisches Ideal deutscher Prägung uns nottue? Adolf Hitler ist in allen diesen Dingen niemals einen Schritt von der unwandelbaren Nüchternheit des echten Staatsmannes abgewichen. In einer seiner denkwürdigen Parteitagsreden hat er politische Bewegung und kultisches Handeln scharf gegeneinander abgegrenzt und ihre Verquickung verboten (6. September 1938): jedem sein Recht und seinen Platz anweisend und ein für allemal im Grundsatz klare Verhältnisse schaffend. Genau dieser Haltung entspricht der Krieg, den er führt: als einen Krieg um das Recht zur echten Wahrhaftigkeit und echten Moralität einer ungeschminkten und unverbrämten Politik der Völker. Es gibt auf jene Fragen zwei verschiedene Antworten. Die eine glaubte das englische Volk als den Ertrag seiner Geschichte buchen zu dürfen. Die andere hat das deutsche Volk aus seiner deutschen Geschichte mitgebracht. Es ist wirklich das eine eine deutsche und das andere eine englische Antwort. Nur eine von beiden Antworten kann den Sieg haben.

Wir wissen, daß der Sieg der wahrhaftigeren Antwort gehören wird!

Literatur

L. O. Asplen, A Thousand Years of English Church History, from the Earliest Times to the Death of Queen Elizabeth, 1898.

Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin, hrsg. von Herbert Bismarck, 1900.

Josef Bohatec, Calvins Lehre von Staat und Kirche mit besonderer Berücksichtigung des Organismusgedankens, in: Untersuchungen zur Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, Heft 147, 1937.

Heinrich Böhmer, Die Kirche von England und der Protestantismus, in: Neue Kirchliche Zeitschrift, Jg. 27, 1916, S. 573-614. 642-661.

Wilhelm Brachmann, Das auserwählte Volk, Das fromme England, in: Schriftenreihe der NSDAP., Gruppe V: Das ist England! Band 3, 1940.

Friedrich Brie, Britischer Imperialismus, in: Meereskunde, Sammlung volkstümlicher Vorträge zum Verständnis der nationalen Bedeutung von Meer- und Seewesen, 11. Jg., 7. Heft, Heft 127 der ganzen Reihe, 1917.

Derſ., Imperialistische Strömungen in der englischen litteratur, in: Anglia, Zeitschrift für englische Philologie, Jg. XL, N. F. XXVIII, 1916, S. 1-200.

Houston Stuart Chamberlain, England, in: Kriegsaufsätze, 1915, S. 44-67.

Derſ., Grundstimmungen in England und Frankreich, in: Neue Kriegsaufsätze, 1915, S. 7-29.

Derſ., Deutschland-England, Aus den Schriften zum Weltkrieg, 1939.

Rudolf Craemer, Gladstone als christlicher Staatsmann, 1930.

Martin Dibelius, Britisches Christentum und britische Weltmacht, in: Schriften des Deutschen Instituts für außenpolitische Forschung usw., Heft 36, 1940.

Wilhelm Dibelius, England, 5. Aufl., 1929.

Harald Diem, Luthers Lehre von den zwei Reichen, 1940.

Werner Elert, Morphologie des Luthertums, 1932.

John Galsworthy, The Island Pharisees, 1908.

Hans Grimm, Englisch-deutsche Probleme im Wandel der Zeit, in: Das Innere Reich, Jg. 4, 1937.

Julius Hatschek, Die Staatsauffassung der Engländer, in: Vorträge der Gehestiftung zu Dresden, VIII, Heft 5, 1917.

Albert Hauck, Deutschland und England in ihren kirchlichen Beziehungen, 1917.

A. Hillen-Ziegfeld, England in der Entscheidung. Eine freimütige Deutung der englischen Wirklichkeit, 1938.

H. E. Jacobs, The Lutheran Movement in England during the Reigns of Henry VIII. and Edward VI. and its literary Documents, Philadelphia 1894.

Ferdinand Kattenbusch, Die Doppelschichtigkeit in Luthers Kirchenbegriff, in: Theologische Studien und Kritiken, Jg. 100, 1927/28, S. 198-347.

Gerhard Kittel, Christus und Imperator, Das Urteil der Ersten Christenheit über den Staat, 1939.

Digitized by Google

Ernſt Krieck, England, Ideologie und Wirklichkeit, in: Kriegsſchriften der Reichsſtudentenführung, Nr. 3, 1940.
Richard Lind, Luthers Stellung zum Kreuz- und Türkenkrieg, Diſſertation der Theologiſchen Fakultät Gießen, 1940.
J. Makower, Die Verfaſſung der Kirche von England, 1894.
A. E. Manning-Foster, Anglocatholicism, London 1914.
Erich Marcks, Königin Eliſabeth von England, 1897.
Arnold Oskar Meyer, Deutſche und Engländer, Werden und Weſen großer Geſchichte, 1937.
Derſ., England und die katholiſche Kirche unter Eliſabeth und den Stuarts, in: Bibliothek des Kgl. Preußiſchen Hiſtoriſchen Inſtituts in Rom, Band VI, 1911.
Derſ., Bismarcks Glaube, Nach neuen Quellen aus dem Familienarchiv, 2. Aufl. 1933.
Horſt Michael, Bismarck, England und Europa, in: Forſchungen zur mittelalterlichen und neueren Geſchichte, Band 5, 1930.
Hans Georg Opitz, Von der Freiheit des Herzens, in: Glaube und Freiheit, 1940, S. 111 ff.
Wilhelm Pauck, Das Reich Gottes auf Erden, Utopie und Wirklichkeit. Eine Unterſuchung zu Butzers „De Regno Christi" und zur engliſchen Staatskirche des 16. Jahrhunderts, in: Arbeiten zur Kirchengeſchichte, Nr. 10, 1928.
William George Peck, The Social Implications of the Oxford Movement, 1933.
Carl Peters, England und die Engländer, 1904.
Karl Heinz Pfeffer, England, Vormacht der bürgerlichen Welt, Schriften des Reichsinſtituts für Geſchichte des neuen Deutſchlands, 1940.
Frederick Poſonby, Briefe der Kaiſerin Friedrich, Deutſche Ausgabe, 1936.
Kurt O. Rabl, Chriſtentum und Volkstum bei W. E. Gladſtone, in: Münchener Hiſtoriſche Abhandlungen, Erſte Reihe, Nr. 10, 1936.
Leopold von Ranke, Engliſche Geſchichte im 16. und 17. Jahrhundert, 1859.
Günter Schlichting, Die Britiſch-Iſrael-Bewegung, in: Forſchungen zur Judenfrage, hrsg. vom Reichsinſtitut für Geſchichte des neuen Deutſchlands, Band V, 1940.
Gerhart von Schulze-Gaevernitz, Britiſcher Imperialismus und engliſcher Freihandel zu Beginn des Zwanzigſten Jahrhunderts, 1906.
Paul Schütz, Religion und Politik in der Kirche von England, 1925.
Derſ., Richard Hooker, der Theolog des Anglikanismus. Eine Monographie zur Geſchichte der Reformation und den Anfängen der Aufklärung, ungedruckte Diſſertation der Theologiſchen Fakultät Halle, 1932; Maſchinenſchrift-Exemplar.
Heinrich Tilemann, Woher das Selbſtgefühl der Engländer?, 3. Aufl., 1916.
Ernſt Tröltſch, Die Sozialleheren der chriſtlichen Kirchen und Gruppen, in: Geſammelte Schriften I, 3. Aufl., 1923, beſ. S. 607 ff.
Kurt Wahl, Staatskirche und Staat in England, 1935.
Max Weber, Die proteſtantiſche Ethik und der „Geiſt" des Kapitalismus, in: Archiv für Sozialwiſſenſchaft und Sozialpolitik, 1905, Jg. XX (N. F. II) S. 1-54; Jg. XXI (N. F. III) S. 1-110.
Wilhelm Wetz, Die imperialiſtiſche Bewegung in England, in: Die Grenzboten, Zeitſchrift für Politik, Literatur und Kunſt, Jg. 58, Erſtes Vierteljahr, 1899, S. 14-22. 81-88. 191-200.
E. Wingfield-Stratford, History of English Patriotism, 1913.
Jürgen Wilhelm Winterhager, Die Vorſtellung vom auserwählten Volk in England, Diſſertation der Philoſophiſchen Fakultät Berlin, 1934, vollſtändiges Maſchinenſchrift-Exemplar in 2 Heften (der Teildruck enthält die für die vorliegende Abhandlung weſentlichen Partien nicht).

Digitized by Google

Bevölkerungsentwicklung in Deutschland, Frankreich und England

Von

Friedrich Burgdörfer

Digitized by Google

Digitized by Google

1. Allgemeiner Überblick

Die natürliche Bevölkerungsentwicklung der europäischen Völker steht etwa seit der letzten Jahrhundertwende allgemein im Zeichen eines mehr oder weniger scharfen Geburtenrückgangs. Im besonderen war die Fortpflanzung der mittel- und westeuropäischen Völker teils schon vor dem Weltkrieg, vor allem aber darnach unaufhaltsam abgesunken und hatte in Deutschland, England und Frankreich einen Stand erreicht, der - trotz gleichzeitigen starken Rückgangs der Sterblichkeit - nicht mehr ausreichte, um den Bestand dieser Völker zu sichern.

Zwar hatte schon hundert Jahre früher der Geburtenrückgang zunächst in Frankreich alsbald nach der französischen Revolution und den napoleonischen Kriegen eingesetzt und fast ein Jahrhundert lang konnte es scheinen, als ob es sich bei der Geburtenbeschränkung um eine spezifisch französische Angelegenheit handle, gegen die die andern Völker Europas immun seien. Um das Jahr 1900 aber setzte zunächst in den hochindustrialisierten und verstädterten Staaten Mittel-, Nord- und Westeuropas, vor allem in Deutschland und England, deutlich die gleiche Entwicklung ein, die hier nach dem Weltkrieg eine so starke Beschleunigung erfuhr, daß Frankreich, das klassische Land des Geburtenrückgangs, auf seinem biologischen Abwärtsweg nicht nur eingeholt, sondern zum Teil noch überholt wurde. Das ergibt sich deutlich aus der Gegenüberstellung der beiden folgenden Abbildungen, die - unter Zugrundelegung der gleichen Skala - einmal (in Abb. 1) die auf 1000 Einwohner treffenden Geburtenziffern der europäischen Länder nach dem Stand von 1913 und sodann (in Abb. 2) die Geburtenziffern des Jahres 1933 kartographisch wiedergeben.

Während noch um das Jahr 1913 Frankreich das einzige Land in Europa war, in dem die Geburtenziffer schon unter 20 aufs Tausend der Bevölkerung abgesunken war, konnte um das Jahr 1930 der damalige französische Gesundheitsminister Loucheur der Kammer die beruhigende Mitteilung machen, daß auch von den andern europäischen Völkern sich eine immer größer werdende Zahl dem „Geburtenniveau der Zivilisation" nähere. Im Jahre 1933 lag die Geburtenziffer Deutschlands, Englands und Schwedens bereits unter der von Frankreich, wie sich aus der Abbildung 3 (S. 134) ergibt. Seitdem hat sich der Geburtenrückgang allenthalben weiter fortgesetzt, nur in Deutschland ist ein grundsätzlicher Umbruch in der Entwicklung, ein kraftvoller Wiederanstieg der Geburtenziffern erzielt worden, auf den ich weiter unten noch zu sprechen komme.

Dabei läßt aber der Rückgang der Geburtenziffern den vollen Ernst der volksbiologischen Lage noch keineswegs erkennen. Wie ich in meinem Buch „Volk ohne Jugend" nachgewiesen habe, ist durch den scharfen Geburtenrückgang der letzten Jahrzehnte und durch die Auswirkungen des Weltkrieges der Altersaufbau in den meisten Ländern so abnorm gestaltet, daß er die aufs Tausend der Bevölkerung berechneten Geburtenziffern - so niedrig sie auch sind - noch zu hoch und andererseits die Sterbeziffern zu

Digitized by Google

niedrig erscheinen läßt, so daß in fast allen Ländern sich noch ein mehr oder weniger stattlicher Überschuß der Geburten über die Sterbefälle errechnet. Diese Geburtenüberschüsse sind aber nicht mehr echt. Sie täuschen ein Wachstum vor, das in Wahrheit nicht mehr vorhanden ist. Unterzieht man die Lebensbilanzen der europäischen Völker einer Bereinigung[1]), indem man die Amortisationsquoten in Rechnung stellt, die für die Tilgung der auf dem heutigen Altersaufbau wegen der Überbesetzung der mittleren Lebensalter lastenden „Hypothek des Todes" erforderlich sind,

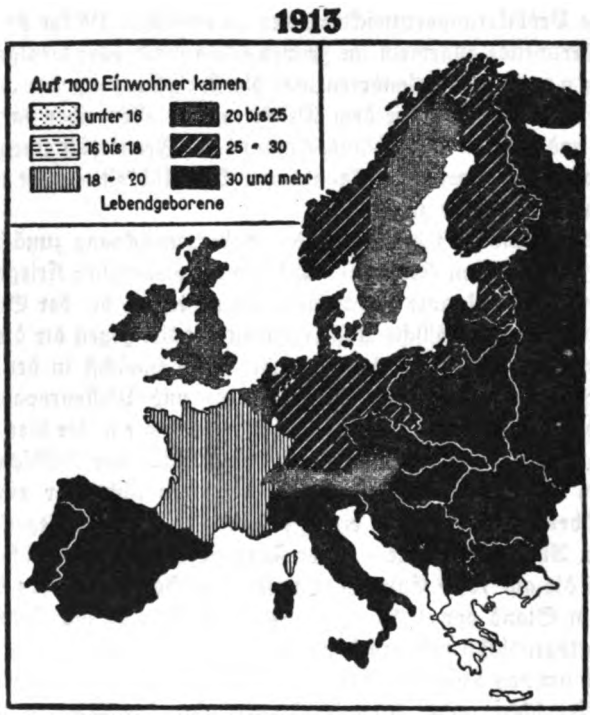

Abb. 1. Die Geburtenziffern in Europa 1913.

so ergibt sich, daß in fast allen Ländern Mittel-, West- und Nordeuropas nicht nur kein echtes Volkswachstum mehr vorhanden ist, sondern mehr oder weniger große Geburtenfehlbeträge festzustellen sind. Nur Holland, die südromanischen Länder - Italien, Spanien, Portugal -, die Balkanstaaten und der slawische Osten haben noch ein echtes Volkswachstum aufzuweisen, das allerdings auch dort bei weitem nicht mehr so stark ist, wie es nach den rohen Geburtenüberschüssen erscheint. Das ergibt sich klar aus der Abbildung 4, der der Stand von 1929/30 zugrunde liegt.

Das von Loucheur seinerzeit gepriesene „Geburtenniveau der Zivilisation" erweist sich also bei näherem Zusehen als eine höchst bedenkliche volksbiologische Unterbilanz von besorgniserregenden Ausmaßen, eine Unterbilanz, die nicht

[1]) Die Methode dieser Bereinigung ist in meinem Buch „Aufbau und Bewegung der Bevölkerung" näher begründet.

Digitized by Google

mehr oder weniger bedeutet, als daß die davon betroffenen Völker nicht mehr in der Lage sind, ihren Bestand aufrechtzuerhalten, daß sie einem Zustand der Schrumpfung und Überalterung, ja, wenn keine grundsätzliche Änderung eintritt, dem Volkstod entgegengehen.

Dem nationalsozialistischen Deutschland allein ist es bisher gelungen, eine grundsätzliche Änderung dieses Zustandes völkischer Selbstbedrohung herbeizuführen. Während im Jahr

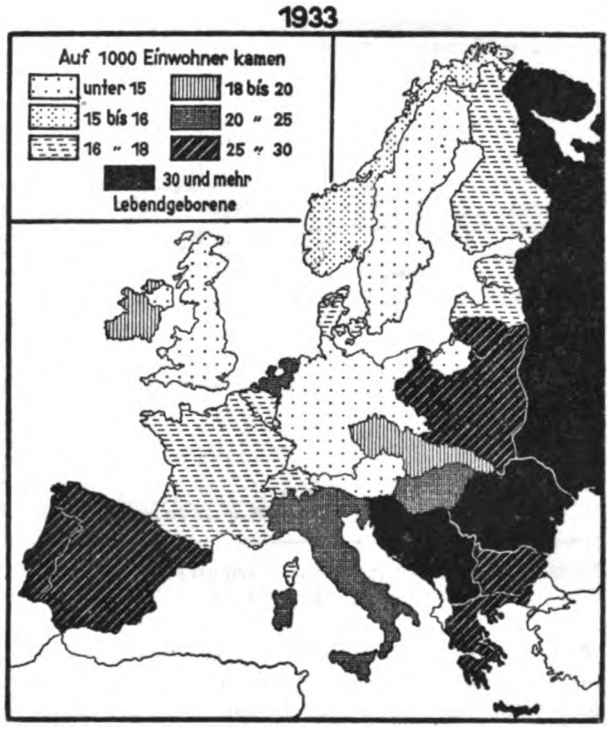

Abb. 2. Die Geburtenziffern in Europa 1933.

1933 im Deutschen Reich (Altreich) noch rund 30 v. H., also fast ein Drittel an dem zur bloßen Erhaltung des Volksbestandes erforderlichen Geburtensoll fehlten, ist es durch den seitdem erzielten Geburtenanstieg gelungen, dieses Geburtendefizit von Jahr zu Jahr zu verkleinern bis auf einen Rest von 1,8 v. H. im Altreich und 1,2 v. H. im Großdeutschen Reich im Jahr 1939. Demgegenüber beträgt das Geburtendefizit in England und Frankreich noch immer 20-25 v. H. und es sind dort noch keinerlei Anzeichen zu einem grundsätzlichen Umschwung in dieser verhängnisvollen Entwicklung zu erkennen.

Angesichts dieser volksbiologischen Lage, deren Ernst durch Untersuchungen hervorragender Bevölkerungsstatistiker und Bevölkerungswissenschaftler, die in den letzten

Digitized by Google

Jahren, zum Teil nach deutschem Vorbild, auch in Frankreich und England durchgeführt worden sind, in aller Öffentlichkeit klargelegt wurde und auch den verantwortlichen Staatsmännern Englands und Frankreichs nicht verborgen geblieben sein kann, erscheint die Leichtfertigkeit und Frivolität, mit der diese ihre Völker und Hilfsvölker in den jetzigen Krieg gegen Deutschland hineingetrieben haben, in besonders grellem Licht.

Der Aderlaß dieses Krieges trifft das englische und vor allem das französische Volk im Zustande einer schweren biologischen Unterbilanz, die sich durch die Blutopfer und den Geburtenausfall dieses Krieges noch erheblich verschärfen wird.

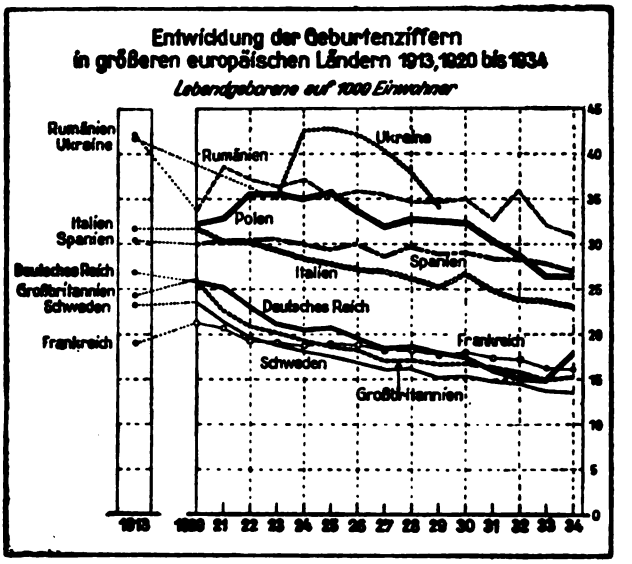

Abb. 3. Entwicklung der Geburtenziffern in den größeren europäischen Ländern 1913, 1920 bis 1934.

Selbstverständlich fordert der Krieg auch von unserem Volk schwere Opfer und wird auch unserer Volkskraft eine neue Belastungsprobe auferlegen. Aber die Situation, in der uns diese Belastungsprobe trifft, ist, wie sich schon aus dem Gesagten ergibt, auch biologisch eine grundsätzlich andere als die der Westmächte. Während in Frankreich und England rund ein Viertel der zur bloßen Erhaltung des Volksbestandes erforderlichen Geburtenzahl fehlt und bisher kaum Anzeichen zur Überwindung des chronischen Geburtendefizits zu bemerken sind, während in Frankreich vielmehr ein immer weiter fortschreitendes Absinken, in England bestenfalls ein vorübergehender Stillstand auf der abschüssigen Bahn festzustellen ist, hat das deutsche Volk das bei der Machtübernahme bestehende Geburtendefizit in erfolgreicher volksbiologischer Aufbauarbeit bis zum Jahr 1939 praktisch (bis auf einen Rest von 1,2 v. H.) so gut wie überwunden. Das Ziel der Bestandserhaltung ist dank dem starken Anstieg der Geburtenzahl im Jahre 1939 erstmals annähernd wieder erreicht worden und angesichts der bisher erzielten Erfolge konnte damit gerechnet werden, daß bei ungestörter friedlicher Weiterentwicklung darüber hinaus auch wieder ein neues echtes Volkswachstum einsetzen werde.

Digitized by Google

Der uns aufgezwungene Krieg wird zweifellos eine gewisse Stockung, wahrscheinlich einen Rückschlag, in dieser Aufwärtsentwicklung zur Folge haben. Denn jeder Krieg bedeutet eine schwere biologische Belastungsprobe für alle beteiligten Völker. Von entscheidender Bedeutung ist es aber, diese Gefahren, die sich aus einer Betrach-

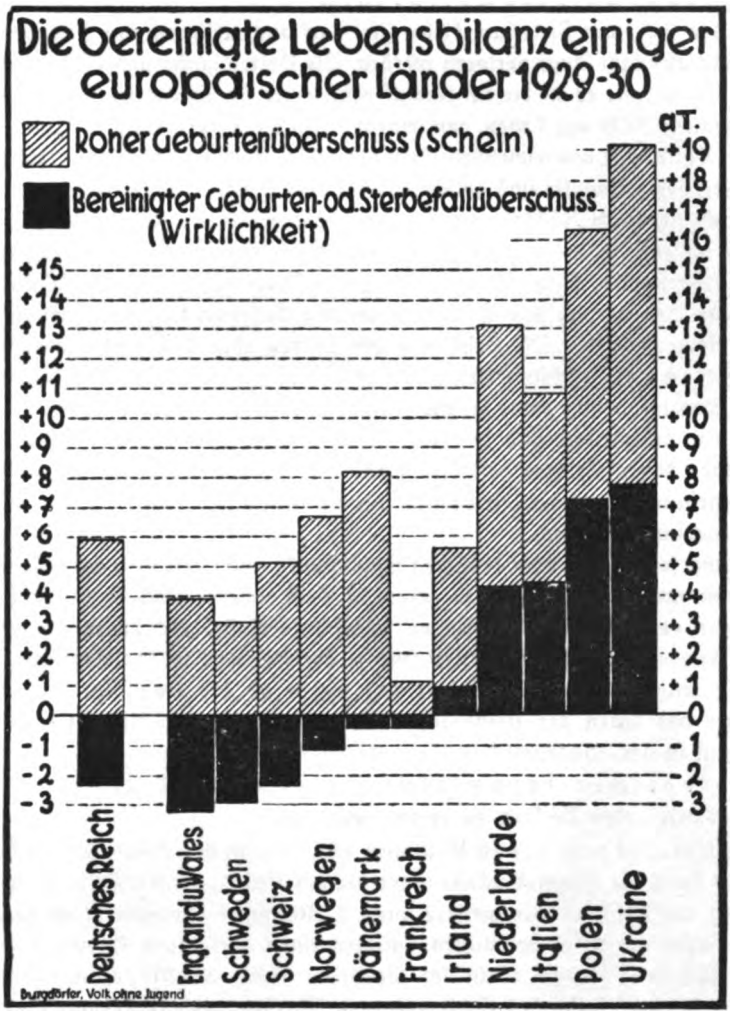

Abb. 4. Die bereinigte Lebensbilanz einiger europäischer Länder 1929 bis 1930.

tung der volksbiologischen Auswirkungen des Weltkrieges [2]) von selbst aufdrängen, rechtzeitig zu erkennen und alles daranzusetzen, um ihrer Herr zu werden und die unvermeidlichen Schäden im Aufbau des Volkskörpers so gut und so rasch wie möglich wieder auszugleichen.

[2]) Vgl. hierzu meine Schriften „Volks- und Wehrkraft - Krieg und Rasse", Verlag A. Metzner, Berlin 1936, sowie „Krieg und Bevölkerungsentwicklung", Verlag J. F. Lehmann, München, 1940.

Digitized by Google

Selbstverständlich muß jetzt in dem uns aufgezwungenen Kampf der Sieg der Waffen das alles beherrschende Ziel sein. Aber dieses nächstliegende Ziel hinaus bleibt aber das unverrückbare und unverzichtbare Hochziel des nationalsozialistischen und völkischen Staates: die Erhaltung des Volksbestandes, die Erhaltung und Mehrung unserer Volkskraft.

Sie ist das Ziel aller Ziele und dieses Ziel darf auch während des Kampfes mit den Waffen nicht aus dem Auge verloren werden. Die Verteidigung und Sicherung unseres Lebensrechts, um die es in diesem Kampf geht, wäre sinnlos, wenn nicht das deutsche Volk von seinem Recht auf Leben, von seinem Recht auf Erhaltung und Mehrung seiner lebendigen Volkskraft ausreichenden Gebrauch machen wollte, wenn es etwa nach dem Siege dieses heißerkämpfte und heldenhaft verteidigte natürliche Lebensrecht, das eine Lebenspflicht ist, durch Rückkehr zu dem kaum überwundenen Zweikindersystem wieder preisgeben würde. Nur in der biologischen Vollfamilie, nur in einer ausreichenden Zahl von erbgesunden, kinderfrohen und kinderreichen Familien liegt die Gewähr für die dauernde Behauptung und Sicherung unseres Lebensrechts, ja mehr: für die Erhaltung unseres Volkes. „Die Erhaltung des Volkes aber ist - nach einem Wort von Rudolf Heß - das höchste Gesetz im Krieg wie im Frieden." Daß diese Erkenntnis in Volk und Staatsführung heute lebendig ist, gibt uns die Zuversicht, daß Deutschland nicht nur die militärische und wirtschaftliche, sondern auch die volksbiologische Belastungsprobe dieses Krieges bestehen wird, daß wir - um ein Wort von Walter Groß zu gebrauchen - diesen Krieg nicht nur militärisch und wirtschaftlich, sondern auch biologisch gewinnen werden.

Können wir sonach auch vom deutschen Standpunkt - im Vertrauen auf unsere Staatsführung, wie im Vertrauen auf den gesunden Geist unseres Volkes, wie auch im Hinblick auf die verhältnismäßig geringen Menschenverluste, mit denen die gewaltigen deutschen Kriegserfolge bisher erzielt sind - der weiteren volksbiologischen Entwicklung ruhig entgegensehen, so mindert das nichts an der tragischen Blutschuld der Kriegshetzer auf seiten der Westmächte, die nicht davor zurückschreckten, die Völker Europas just in dem Augenblick in einen neuen Krieg hineinzutreiben, in dem sich die ersten biologischen Fernwirkungen des Weltkrieges 1914/18 bei allen daran beteiligten Völkern zu zeigen beginnen.

Der Weltkrieg hat nicht nur 10 Millionen Soldaten in der Blüte ihrer Jahre dahingerafft und durch die Hungerblockade unter der am Krieg unmittelbar beteiligten Zivilbevölkerung der Mittelmächte weitere rund 2 Millionen vorzeitig hinweggenommen, sondern in allen am Krieg beteiligten Ländern einen gewaltigen Geburtenausfall von rund 18 Millionen (davon allein im Deutschen Reich 3½ Millionen, in Frankreich 1½ Millionen) verursacht, so daß die gesamten Menschenverluste der am Weltkrieg beteiligten Völker zusammen auf rund 30 Millionen beziffert werden müssen *).

Diese schweren Volkseinbußen sind noch heute tief in den Volkskörpern der am Weltkrieg beteiligten Länder eingegraben, wie deutlich aus der folgenden vergleichenden Gegenüberstellung des Altersaufbaus in Deutschland, Italien, England und Frankreich nach dem Stand von 1933 bzw. 1931, verglichen mit dem Stand vor dem Weltkrieg, zu erkennen ist (Abb. 5).

*) Vgl. F. Burgdörfer, Völker am Abgrund, 2. Aufl. München 1937.

Digitized by Google

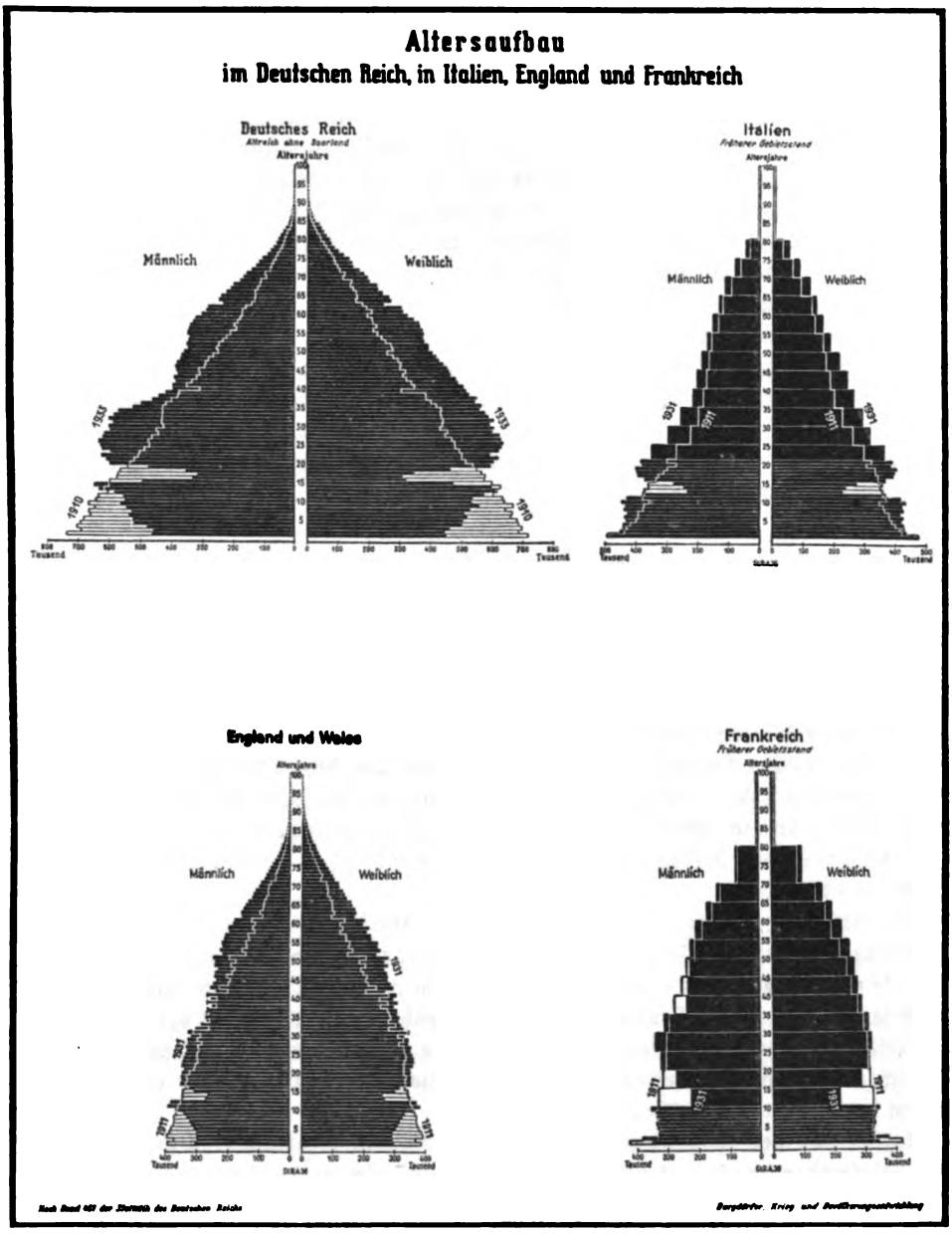

Abb. 5. Altersaufbau im Deutschen Reich, in Italien, England und Frankreich.

Der Kriegs-Geburtenausfall ist also der zahlenmäßig stärkste Verlust und er stellt in seiner volksbiologischen Auswirkung keineswegs nur einen einmaligen Ausfall dar, sondern wird von Generation zu Generation neue Lücken im Aufbau des Volkskörpers hervorrufen.

Digitized by Google

Die Ungeborenen der Jahre 1915/19 fehlen heute in der Altersschicht, die für die Eheschließung und Familiengründung in Frage kommt, die Ungeborenen des Weltkrieges fehlen heute als Eltern der nächsten Generation. Das bedeutet - unter sonst gleichbleibenden Verhältnissen - für alle am Weltkrieg beteiligten Völker einen erneuten Rückgang an Ehen und Geburten und bedeutet damit eine weitere Verschärfung der allgemeinen Tendenz des Geburtenrückgangs oder (in Deutschland) eine empfindliche Hemmung für einen aus andern Gründen eingetretenen Geburtenanstieg.

Und nun droht gerade in dem Zeitpunkt, wo die erstmalige Fernwirkung des Geburtenausfalls des Weltkrieges in den Bevölkerungsbilanzen der damaligen Kriegsmächte sich zu zeigen beginnt, durch den von den Westmächten frevelhaft heraufbeschworenen neuen Krieg ein neuer Geburtenausfall, ein neuer Einbruch in den noch vom Weltkrieg her und durch den Geburtenschwund der letzten Jahrzehnte geschwächten Volkskörpern der beteiligten Länder. Dabei hätten gerade die Westmächte allen Grund gehabt, in dieser Hinsicht doppelte Vorsicht zu üben. Ihre Volkskraft ist schon aufs schwerste geschwächt und könnte leicht durch einen neuen Aderlaß einen Stoß erhalten, von dem sie sich nicht mehr erholt.

2. Die Bevölkerungsschwäche Frankreichs

Frankreich, das noch um das Jahr 1780 innerhalb seiner heutigen Grenzen der volkreichste Staat Europas war, ist durch die Blutopfer der Napoleonischen Kriege und durch die frühzeitig einsetzende Geburtenbeschränkung immer mehr ins Hintertreffen geraten und steht heute der Volkszahl nach - trotz stärkster Unterwanderung und Durchsetzung mit volks- und zum Teil rassefremden Elementen - nur noch an fünfter Stelle unter den Staaten Europas. Es wurde zunächst um das Jahr 1780 der Volkszahl nach von Rußland auf den zweiten Platz, um die Mitte des 19. Jahrhunderts von Deutschland auf den dritten, um das Jahr 1910 von Großbritannien auf den vierten und um das Jahr 1920 von Italien auf den fünften Platz unter den Völkern Europas zurückgewiesen (Abb. 6).

Die biologische Kraftentfaltung, die einst den politischen Aufstieg und die politische Stellung Frankreichs wesentlich getragen und mitbegründet hat, ist geschwunden und die grande nation von ehedem wird sich der Volkszahl nach und dann wohl auch über kurz oder lang - zumal nach seinem jetzigen Zusammenbruch - politisch mit der Rolle eines Mittelstaates begnügen müssen, dem man höchstens noch, wie meines Wissens M. v. Gruber schon vor dem Weltkrieg es einmal treffend ausgedrückt hat, die Rolle einer „Großmacht honoris causa" zugestehen wird.

Entfiel von der Gesamtbevölkerung der europäischen Großmächte gegen Ende des 17. Jahrhunderts noch rund ein Drittel auf Frankreich, so am Vorabend der französischen Revolution 1789 nur noch ein Viertel, nach Abschluß der Napoleonischen Kriege um das Jahr 1815 war der Anteil Frankreichs auf ein Fünftel zusammengeschrumpft, um das Jahr 1871 auf ein Sechstel, um das Jahr 1930 auf ein Achtel [4]).

Um das Jahr 1650, also kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg, hatte Europa insgesamt etwa 100 Millionen Einwohner, davon entfielen rund 20 Millionen oder ein

[4]) M. Huber - H. Bunle - F. Boverat, La population de la France. Son évolution et ses perspectives. Préface de A. Landry. Paris 1938, S. 19 ff.

Digitized by Google

Fünftel auf Frankreich. Während aber die gesamteuropäische Bevölkerung sich seitdem mehr als verfünffacht hat, hat sich die Bevölkerung Frankreichs - trotz stärkster Unterwanderung durch volksfremde Elemente - nur knapp verdoppelt. Von der Gesamtheit der heutigen europäischen Bevölkerung von 530 Millionen macht der Anteil der Bevölkerung Frankreichs mit knapp 42 Millionen heute nur noch 8 v. H. oder weniger als ein Zwölftel aus und in 20 Jahren, um das Jahr 1960, wird Frankreich - selbst wenn

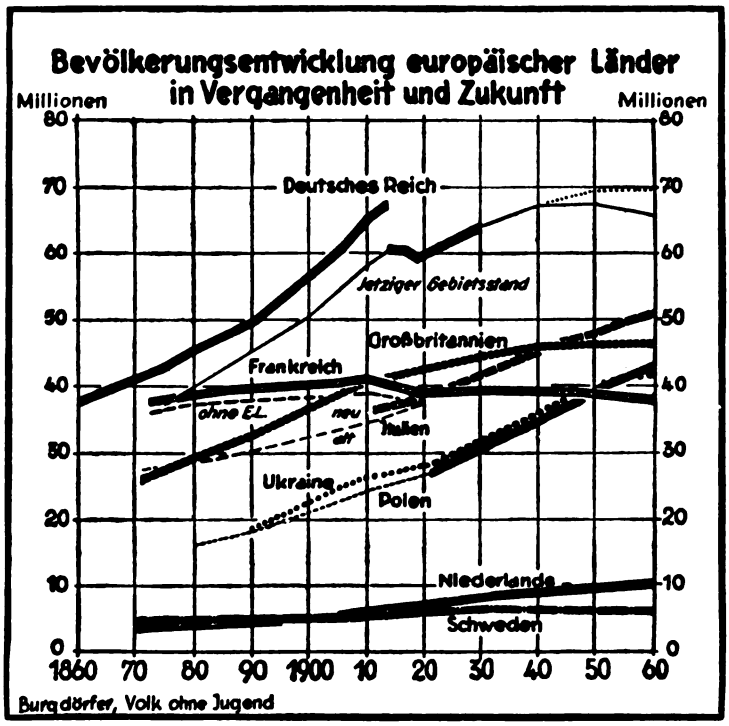

Abb. 6. Bevölkerungsentwicklung europäischer Länder in Vergangenheit und Zukunft.

man einmal ganz von den volksbiologischen und politischen Auswirkungen des jetzigen Krieges absieht - an der dann zu erwartenden Bevölkerungszahl Europas von rund 600 Millionen nur noch mit etwa 38 Millionen oder 6,3 v. H., das ist einem Sechzehntel, beteiligt sein.

Man kann den Schmerz verstehen, mit dem die französischen Verfasser des oben erwähnten Werkes über „La population de la France" (S. 19) angesichts dieser Tatsachen den Satz niederschreiben „Cette simple constatation éclaire d'un jour assez net bien des événements récents ou contemporains". Die französischen Politiker freilich glaubten ungeachtet dieser tragischen Bevölkerungsschwäche Frankreichs noch immer die Politik der grande nation machen und die Machtverhältnisse in Europa auf den Stand des Westfälischen Friedens zurückschrauben zu können.

Die Bevölkerungsschwäche Frankreichs ist begründet in einem Geburtenrückgang, der schon - 100 Jahre früher als im übrigen Europa - alsbald nach den Napoleonischen

Digitized by Google

Kriegen einsetzte und sich im ganzen zwar nicht in dem stürmischen Tempo wie zwischen 1900 und 1933 in Deutschland, aber stetig und unaufhaltsam fortgesetzt hat und der auch heute noch nicht zum Stillstand gekommen ist.

Schon seit Jahrzehnten ist die Geburtenzahl bedenklich nahe an die Sterbezahl herangerückt (vgl. die folgende Übersicht). Wiederholt, vor allem im Weltkrieg, in vereinzelten Jahren aber auch schon vorher, war die Zahl der Geburten unter die der Sterbefälle abgesunken. Seit 1935 hat Frankreich regelmäßig mehr Sterbefälle als Geburten aufzuweisen. Der effektive, auch äußerlich sichtbare Volksschwund hat bereits eingesetzt, ganz zu schweigen von der inneren Schrumpfung

Eheschließungen, Geburten- und Sterbefälle in Frankreich 1806-1938 *)

Jahresdurchschnitt bzw. Jahr	Absolute Zahlen Jahresdurchschnitt in 1000				Auf 1000 Einwohner			
	Eheschließungen	Lebendgeborene	Gestorbene	Überschuß der Geburten (+) oder der Sterbefälle (—)	Eheschließungen	Lebendgeborene	Gestorbene	Überschuß der Geburten (+) oder der Sterbefälle (—)
1806—1810	229,0	923,9	767,5	+ 156,4	15,7	31,7	26,3	+ 5,4
1811—1815	250,5	930,7	789,3	+ 141,4	17,1	31,7	26,9	+ 4,8
1816—1820	218,5	955,1	757,0	+ 198,1	14,6	32,9	25,3	+ 6,6
1821—1825	240,3	971,8	765,2	+ 206,6	15,5	31,4	24,7	+ 6,7
1826—1830	254,3	976,6	815,5	+ 161,1	15,9	30,5	25,5	+ 5,0
1831—1835	259,7	975,0	856,2	+ 118,8	15,8	29,6	26,0	+ 3,6
1836—1840	273,0	959,4	799,8	+ 159,6	16,2	28,4	23,7	+ 4,7
1841—1845	282,3	976,0	786,0	+ 190,0	16,3	28,1	22,7	+ 5,4
1846—1850	277,6	949,6	848 3	+ 101,3	15,6	26,7	23,9	+ 2,8
1851—1855	280,6	939,8	867,2	+ 72,6	15,6	26,1	24,1	+ 2,0
1856—1860	294,8	967,4	866 2	+ 101,2	16,2	26,6	23,8	+ 2,8
1861—1865	301,8	1004,9	861,7	+ 143,2	16,0	26,7	22,9	+ 3,8
1866—1870	291,0	998,8	934,0	+ 64,8	15,2	26,1	24,4	+ 1,7
1871—1875	320,7	981,0	949,6	+ 31,4	16,9	25,8	25 0	+ 0,8
1876—1880	292,3	993,6	874,2	+ 119,4	15,1	25,7	22,6	+ 3,1
1881—1885	294,3	983,8	879,4	+ 104,4	14,9	25,0	22,3	+ 2,7
1886—1890	286,3	930,0	879,4	+ 50,6	14,3	23,3	22,1	+ 1,2
1891—1895	297,9	905,6	893,9	+ 11,7	14,9	22,6	22,3	+ 0,3
1896—1900	305,3	899,6	835,1	+ 64,5	15,1	22,2	20,6	+ 1,6
1901—1905	312,2	883,5	800,9	+ 82,6	15,3	21,6	19,6	+ 2,0
1906—1910	323,6	833 4	787,3	+ 46,1	15,7	20,2	19,1	+ 1,1
1911—1915	250,0	721,5	891,1	— 169,6	12,1	17,4	21,5	— 4,1
1916—1920	336,5	519,8	868,5	— 348,7	17,1	13,2	22,1	— 8,9
1921—1925	380,7	771,2	686,6	+ 84.6	19,1	19.3	17,2	+ 2,1
1926—1930	339,4	748 1	690,0	+ 58,1	16.5	18,2	16,8	+ 1,4
1931—1935	308,0	690,2	658,4	+ 31,8	14,7	16,5	15,7	+ 0,8
1935	284,9	640,5	658,4	— 17,9	6,8	15,2	15,7	— 0,5
1936	279,7	630,1	642,1	— 12,1	6,7	15,0	15,3	— 0,3
1937	274,1	616,9	628,6	— 11,7	6,6	14,7	15,0	— 0,3
1938	273,9	612,1	646,9	— 34,7	6,6	14,6	15,4	— 0,8

*) Bis zum Jahre 1860 87 Departements (ohne die Departements Savoie, Haute-Savoie und Teile von Alpes-Maritimes); von 1861 bis jetzt 90 Departements (gegenwärtiger Gebietsstand einschließlich Elsaß-Lothringen).

Digitized by Google

und Vergreisung des Volkskörpers, die sich aus der vereinigten Lebensbilanz Frankreichs ergibt.

Etwa bis zum Jahre 1830 hatten noch sämtliche Departements regelmäßig von Zählung zu Zählung eine Zunahme ihrer Bevölkerung aufzuweisen. Seit 1831 aber mehrt sich von Zählung zu Zählung die Zahl der Departements, die eine effektive Bevölkerungsabnahme aufzuweisen haben. Vergleicht man die Einwohnerzahl, die die einzelnen Departements nach der (letzten) Volkszählung von 1936 hatten, mit den Ergebnissen früherer Zählungen während der letzten 130 Jahre, *so lag in 80 von insgesamt 90 Departements das Ergebnis der letzten Zählung unter dem früherer Zählungen und nur in 10 Departements war bis 1936 noch eine Zunahme festzustellen.* Gemessen an dem Höchststand der Bevölkerungszahl von 1801 beträgt die Abnahme bis 1936 in 7 Departements zwischen 30 und 40 v. H. und überschreitet in 3 Departements (Ariège, Lot, Basses-Alpes) sogar noch mehr als 40 v. H.

Wenn trotz seiner Geburtenschwäche und der nun schon zur Regel gewordenen Sterbefallüberschüsse für Frankreich im ganzen bisher von Zählung zu Zählung noch eine kleine Bevölkerungszunahme festzustellen war, so war dies einmal (unmittelbar nach dem Weltkrieg) der Annexion Elsaß-Lothringens zuzuschreiben, dessen Bevölkerungszahl gerade ausreichte, um den Verlust an französischen Kriegsgefallenen auszugleichen, und außerdem der starken Einwanderung volksfremder Elemente.

Frankreich ist unter dem Einfluß seiner Geburtenschwäche seit mehr als einem Jahrhundert ein ausgesprochenes *Einwanderungsland* geworden, das die bisherige Erhaltung seiner Bevölkerungszahl fast nur noch dem Einströmen volksfremder Elemente verdankt.

Von 1861 bis 1931 hat die Bevölkerung Frankreichs alles in allem nur um 4,3 Millionen zugenommen und davon entfielen allein 3,2 Millionen auf Einwanderungsgewinn. Rund drei Viertel der gesamten Bevölkerungszunahme der letzten 70 Jahre entfallen demnach auf die Einwanderung und das restliche Viertel, das rechnungsmäßig auf den natürlichen Bevölkerungszuwachs entfällt, wird sicherlich zu einem nicht unerheblichen Teil ebenfalls von der Nachkommenschaft dieser fremdvölkischen Einwanderer, die im allgemeinen im besten fortpflanzungsfähigen Alter einwandern und durchschnittlich kinderreicher als die französische Bevölkerung sind, gestellt. *Nur durch fortgesetzte und stärkste Unterwanderung und wahllose Einvolkung volks- und auch rassefremder Elemente konnte Frankreich seine Bevölkerungszahl auf dem bisherigen Stand erhalten*[5]). Seine eigene volksbiologische Leistung reicht schon seit Jahrzehnten kaum aus zur bloßen Bestandserhaltung, geschweige denn für ein auch noch so bescheidenes Wachstum.

Was das bedeutet, wird klar aus einem *Vergleich mit Deutschland*. Um das Jahr 1861 hatte Frankreich innerhalb seines heutigen Gebietes 37,4 Millionen Einwohner, Deutschland (Gebietsstand von 1871) 38,0 Millionen. Beide waren also zahlenmäßig ungefähr gleich stark. Während in Frankreich in den 70 Jahren 1861 bis 1931 die Bevölkerung alles in allem nur um 4,3 Millionen zugenommen hat, belief sich

[5]) Vgl. meine Schrift „Sterben die weißen Völker?" München 1934.

Digitized by Google

die Bevölkerungszunahme im Deutschen Reich (Gebietsstand von 1871) in der gleichen Zeit auf 34 Millionen und während in der geringfügigen französischen Bevölkerungszunahme ein Einwanderungsüberschuß von 3,2 Millionen steckt und nur 1,1 Millionen natürlicher Zuwachs enthalten ist, hat Deutschland (Gebietsstand von 1871) in der Zeit 1861-1931 über die tatsächliche, ausschließlich auf eigener Kraft beruhende Zunahme von 34 Millionen hinaus noch 3,5 Millionen als Auswanderungsüberschuß an andere Länder abgegeben, so daß seine gesamte natürliche Bevölkerungszunahme (Geburtenüberschuß) in den 70 Jahren auf 37,5 Millionen zu beziffern ist - die deutsche Bevölkerungszahl hat sich also rund verdoppelt - gegen 1,1 Millionen in Frankreich und wobei auch dieser geringfügige natürliche Zuwachs Frankreichs nicht der eigenen Volkskraft, sondern zweifellos zum größten Teil der Nachwuchsleistung der eingewanderten Fremdvölkischen entstammt.

Der fremdvölkische Blutseinschlag der Bevölkerung Frankreichs ist jedenfalls ganz erheblich größer als der zahlenmäßige Einwanderungsüberschuß oder auch die an sich ungewöhnlich große Zahl der Ausländer - rund 3 Millionen oder 7 v. H. der Bevölkerung gegen 680 000 oder 1 v. H. in Deutschland - erkennen läßt.

Alles in allem wird man den fremdvölkischen Blutseinschlag in der Bevölkerung Frankreichs auf mindestens 6 bis 7 Millionen, d. h. auf reichlich 15 v. H. beziffern müssen. Trotz dieser ungewöhnlich starken Beimischung fremden Blutes, die, soweit es sich um rassefremde Elemente handelt, auf lange Sicht verheerend wirken muß, ist die Bevölkerung Frankreichs - schon rein zahlenmäßig betrachtet - von Jahr zu Jahr weniger imstande, das drohende Gespenst des Volkstodes abzuwehren.

Frankreichs Geburtenzahl sinkt - trotz geradezu verzweifelter Gegenmaßnahmen - unaufhaltsam weiter ab. Seit 1935 bleibt sie regelmäßig hinter der Zahl der Sterbefälle zurück. Mehr Särge als Wiegen! Das ist schon nach der rohen Gegenüberstellung der Zahl der Geburten und Sterbefälle das Kennzeichen der hoffnungslosen bevölkerungspolitischen Lage Frankreichs. Der effektive, auch äußerlich sichtbare Volksschwund hat bereits eingesetzt, ganz zu schweigen von der inneren Schrumpfung und Vergreisung der Volkskraft.

Hielt sich der Sterbefallüberschuß bisher noch in scheinbar bescheidenen Grenzen, so ist schon in den nächsten Jahren und Jahrzehnten infolge der Nachwirkungen des Geburtenausfalls des Weltkrieges auf die gegenwärtige und künftige Gestaltung der Gebärmächtigkeit des französischen Volkskörpers ein neuer scharfer Rückgang der Geburtenzahl bei gleichzeitigem Anstieg der Zahl der Sterbefälle (infolge der fortschreitenden Überalterung des Volkskörpers) und damit eine weitere ganz erhebliche Vergrößerung des Sterbefallüberschusses und demzufolge ein entsprechender Rückgang der Volkszahl zu erwarten, der auf die Dauer wohl auch nicht mehr durch noch so starke Einwanderung ausgeglichen werden kann.

Diese geradezu verzweifelte volksbiologische Lage Frankreichs, die sich allein schon aus seiner heutigen Bevölkerungsstruktur und aus den Nachwirkungen des Weltkrieges 1914/18 - also noch ohne Berücksichtigung der Auswirkungen des gegenwärtigen Krieges - ergibt, wird verdeutlicht durch folgende Abbildung, die sich wieder auf das mehrfach erwähnte Werk „La population de la France" stützt (Abb. 7).

Digitized by Google

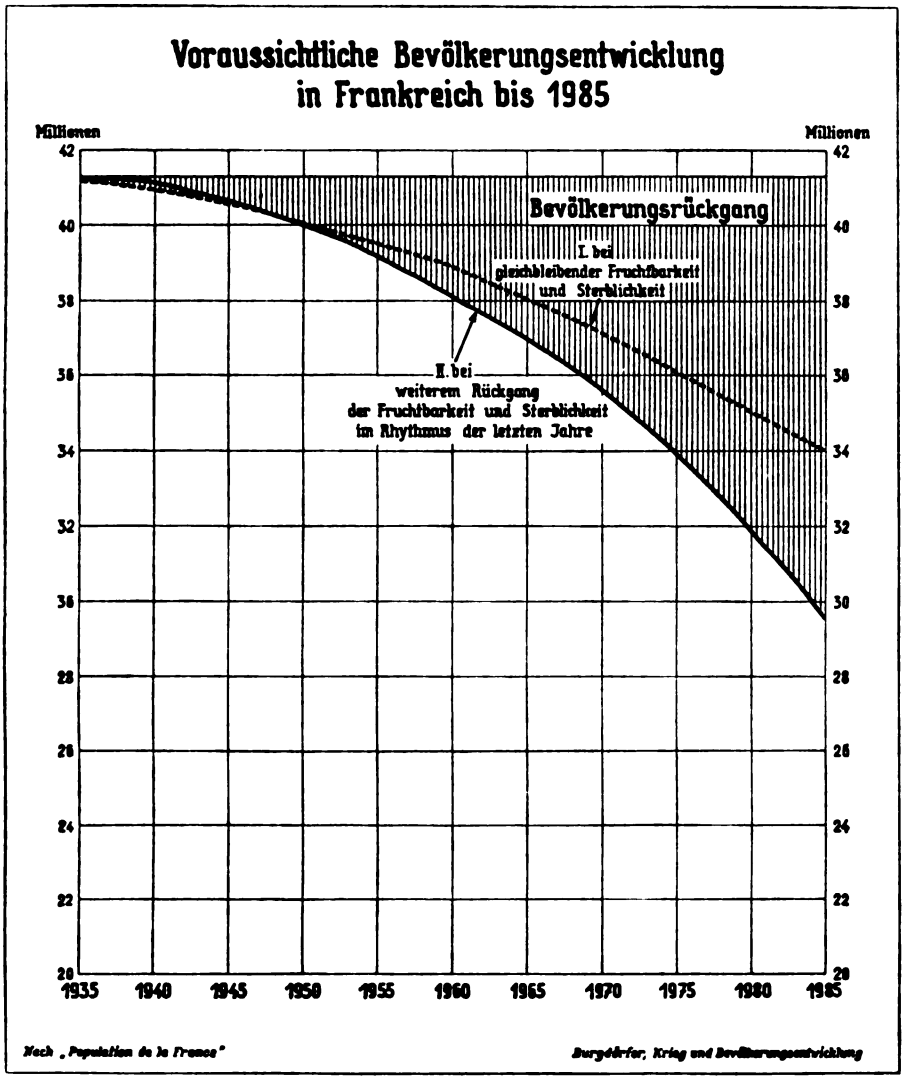

Abb. 7. Voraussichtliche Bevölkerungsentwicklung in Frankeich bis 1985.

Der Darstellung liegen zwei verschiedene Annahmen zugrunde:

1. Unter Zugrundelegung der (tatsächlich bereits überholten) Annahme, daß Fruchtbarkeit und Sterblichkeit sich auf dem Stand von 1935 halten, würde (ohne weitere Zuwanderung) die Bevölkerungszahl Frankreichs innerhalb des Gebietsstandes von 1935

von 41,4 Millionen im Jahre 1935
auf 34,2 Millionen im Jahre 1985

zurückgehen, ohne damit ihren Tiefpunkt erreicht zu haben.

Digitized by Google

2. Sollte aber Fruchtbarkeit und Sterblichkeit in dem gleichen Rhythmus wie bisher weiter absinken - und für diese zweite Annahme spricht vieles -, so würde die Gesamtzahl der Bevölkerung Frankreichs gar

von 41,4 Millionen im Jahre 1935
auf 29,6 Millionen im Jahre 1985

zurückgehen, also schon binnen eines halben Jahrhunderts um ein reichliches Viertel absinken, ein Schrumpfungsprozeß, der sich - auch bei etwa dann eintretender Stabilisierung der Fruchtbarkeitsziffer auf niedrigerem, aber eben doch unzulänglichem Niveau - mit wachsender Geschwindigkeit fortsetzen würde.

Jedenfalls ist die biologische Abwärtsentwicklung in Frankreich, die zahlenmäßige Schrumpfung und Vergreisung des Volkskörpers längst in vollem Gang.

Die schweren Blutopfer, die durch den von verantwortungslosen und kurzsichtigen Staatsmännern heraufbeschworenen Krieg dem kranken und geschwächten Volkskörper zugemutet worden sind, werden das ihre dazu beitragen, um die verhängnisvolle Entwicklung noch weiter zu beschleunigen. Dabei wird sich der unmittelbare Aderlaß dieses Krieges, der Frankreich schätzungsweise 150 000 seiner besten Manneskraft gekostet hat, nicht nur als einmaliger, sondern als ein auf Generationen fortwirkender Verlust, als ein Verlust an zahlreichen einzigen Söhnen, als ein Verlust an Vätern und solchen, die es werden sollten, auswirken. Zahlenmäßig noch stärker aber dürfte der Verlust wiegen, der sich aus dem Geburtenausfall ergeben wird, den dieser Krieg zur Folge haben wird. Eine Schätzung des durch den jetzigen Krieg bedingten Geburtenausfalls ist natürlich noch nicht möglich. Angesichts der Tatsache aber, daß Frankreich etwa 5 Millionen Mann während des Krieges unter Waffen hielt, daß es etwa

150 000 Kriegsgefallene,
¾ bis 1 Million Verwundete und
rund 2 Millionen Kriegsgefangene verloren hat,

weiter angesichts des Elends, das durch die von der französischen Regierung angeordnete Evakuierung von 6 bis 8 Millionen Zivilpersonen entstanden ist, und all der anderen Störungen des bürgerlichen Lebens, die der Krieg und Zusammenbruch mit sich gebracht hat, muß mit einem recht beträchtlichen Kriegs-Geburtenausfall in Frankreich gerechnet werden, der seinerseits wieder keine einmalige, sondern eine fortwirkende weitere Schwächung des Volkskörpers im Gefolge haben wird. Frankreich hat durch diesen frevelhaft begonnenen Krieg nicht nur seine politische Existenz als Großmacht, sondern - was schlimmer ist - seine biologische Existenz, sein Dasein und seine Zukunft als Volk aufs Spiel gesetzt. Die politische Rolle, die es spielen wollte, ging über seine biologische Kraft und bewirkte schließlich eine lebenbedrohende Schwächung dieser biologischen Kraft.

3. Drohender Schwund an Volkskraft in England

Als Malthus im Jahre 1798, also vor rund 140 Jahren, seinen berühmt gewordenen „Essay on the Principle of Population; or, a new View of its past and present Effects on human Happiness etc." zum erstenmal veröffentlichte, hatten

Digitized by Google

Großbritannien und Irland . .	rund 16	Millionen
Italien	„ 17	„
Deutschland	„ 23	„
Frankreich	„ 27	„
Rußland	„ 35	„

Einwohner. Ganz Europa war damals, alles in allem, von 187 Millionen Menschen bewohnt und die gesamte Erdbevölkerung ist für das Jahr 1800 auf rund 836 Millionen Menschen zu beziffern.

Das Jahrhundert, das auf Malthus folgte, war ein Jahrhundert stürmischen Volkswachstums, wie es keines zuvor gegeben hat und kaum wieder geben wird. Europa zählt heute bereits über 530 Millionen Menschen und die gesamte Erdbevölkerung wird auf über 2170 Millionen beziffert. Die Bevölkerung Europas hat sich also seit dem Jahre 1800 verdreifacht, die gesamte Erdbevölkerung ebenfalls annähernd verdreifacht.

Die Bevölkerungsentwicklung Englands hat während des ganzen 19. Jahrhunderts mit diesem stürmischen Tempo der Zunahme der Bevölkerung Europas und der Erde durchaus Schritt gehalten, ja das gesamteuropäische Tempo noch übertroffen.

Es betrug die Zahl der Einwohner (in 1000) in

Jahr	England und Wales	Schottland	Nordirland	Irland (Eire)
1801	8 893	1608	5216	
1831	13 897	2364	1574	6193
1871	22 712	3360	1359	4053
1881	25 974	3736	1305	3870
1891	29 003	4026	1236	3469
1901	32 528	4472	1237	3222
1911	36 070	4761	1251	3140
1921	37 887	4882	1258	3103
1931	39 952	4843	1244	2966
1938	41 215	5011	1295	2934

Die Bevölkerungszahl des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Nordirland hat sich seit 1800 nicht nur - wie im übrigen Europa - verdreifacht, sondern rund vervierfacht. Sie ist (innerhalb des heutigen Gebietsstandes) von rund 12 auf rund 47 Millionen angestiegen, obwohl in dieser Zeit und schon vorher eine starke Auswanderung nach Übersee erfolgt ist.

Keinen Anteil an dieser starken Bevölkerungszunahme hat Irland: Die Bevölkerungszahl des beim Vereinigten Königreich verbliebenen Nordirland ist im vorigen Jahrhundert zurückgegangen und stagniert jetzt seit etwa 7 Jahrzehnten, die Bevölkerungszahl des Freistaates Irland ist in den letzten 100 Jahren seiner Zugehörigkeit zum Britischen Reich rund halbiert worden, und zwar trotz starker natürlicher Fortpflanzung der irischen Bevölkerung, aber infolge einer durch den politischen und wirtschaftlichen Druck Englands geförderten ungewöhnlich starken Auswanderung.

In Schottland hat sich die Einwohnerzahl seit 1800 etwas mehr als verdreifacht, ihre Entwicklung hat also mit dem Gesamttempo in Europa Schritt gehalten. In England und Wales dagegen hat sie sich mehr als vervierfacht. Hier ist die Einwohnerzahl

Digitized by Google

von	8,9	Millionen	im Jahre	1801
auf	17,9	„	„ „	1851
auf	26,0	„	„ „	1881
auf	36,1	„	„ „	1911
auf	41,2	„	„ „	1938

angestiegen. Die erste Verdoppelungsperiode (1801/51) dauerte genau 50 Jahre, die nächste Verdoppelungsperiode (1851-1911) 60 Jahre. Das dürfte aber die letzte Verdoppelung gewesen sein, die Englands Bevölkerung beschieden war. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts, vor allem aber seit dem Weltkrieg hat sich das Zunahmetempo ganz erheblich verlangsamt. Die durchschnittliche Bevölkerungszunahme betrug in England und Wales

im Zeitraum	1801	bis	1871	durchschnittlich	jährlich	1,25 v. H.
„ „	1871	„	1911	„	„	1,14 v. H.
„ „	1911	„	1931	„	„	0,51 v. H.

Schon ist der Zeitpunkt vorauszusehen, wo die natürliche Bevölkerungszunahme in England ganz aufhören wird. Noch in diesem Jahrzehnt wird die Bevölkerungszunahme Englands zum Stillstand kommen und in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts wird sie aller Voraussicht nach in einen Bevölkerungsrückgang übergehen.

Dieser Umschwung in der englischen Bevölkerungsentwicklung bereitete sich - freilich nur für den bevölkerungsstatistischen Fachmann deutlich erkennbar - langsam schon vor dem Weltkrieg vor. Er hat nach dem Weltkrieg von Jahr zu Jahr an Wucht zugenommen.

Zwar waren die unmittelbaren Verluste Englands im Weltkrieg 1914/18 erheblich geringer als die Frankreichs und Deutschlands und wäre es nach Englands Kriegsplan gegangen, so würde es bestimmt auch diesmal wieder so gekommen sein. Auch der durch den Weltkrieg 1914/18 bedingte Geburtenausfall war in England nicht so stark wie in Frankreich und Deutschland. Beides - die verhältnismäßig geringen Blutsverluste im Weltkrieg und der verhältnismäßig geringe Kriegsgeburtenausfall Englands - sind aus dem Vergleich des Altersaufbaus in Abb. 5 klar zu erkennen.

England hat im Weltkrieg seine Volkskraft geschont und dank der hohen Blutopfer seiner Verbündeten schonen können. Das ist aus seiner Altersstruktur auch heute noch unwiderleglich zu erkennen.

Dafür aber hat in der Nachkriegszeit der Geburtenrückgang in England recht erhebliche Fortschritte gemacht.

In England und Wales entfielen auf 1000 Einwohner

im Jahresdurchschnitt	Lebendgeborene	im Jahr	Lebendgeborene
1841-1850	32,6	1931	15,8
1851-1860	34,1	1932	15,3
1861-1870	35,2	1933	14,4
1871-1880	35,4	1934	14,8
1881-1890	32,4	1935	14,7
1891-1900	29,9	1936	14,8
1901-1910	27,2	1937	14,9
1911-1920	21,8	1938	15,1
1921-1930	18,3		

Digitized by Google

Lange Zeit hat man in England - noch ganz in Malthusianischen Gedankengängen befangen - den Geburtenrückgang und den sich daraus früher oder später ergebenden Rückgang der Volkszahl geradezu als sozialen Fortschritt betrachtet. So hat noch im Jahr 1935 auf dem Internationalen Kongreß für Bevölkerungswissenschaft in Berlin der Führer der englischen Delegation, Sir Charles Close, unter Hinweis auf die etwa ab Mitte des 20. Jahrhunderts zu erwartende Abnahme der englischen Bevölkerung und ungeachtet der damit verbundenen Überalterung des Volkskörpers die Meinung vertreten, daß diese Entwicklung im ganzen als ein Fortschritt zu würdigen sei. Denn England sei übervölkert, und es sei ein erstrebenswertes Ziel, eine kleinere, von guten Ahnen stammende, gesündere Bevölkerung zu haben, die weniger Arbeitsstunden leiste und dabei ein längeres und besseres Leben führe [6]). Der Lebensstandard erschien also wichtiger als das Leben des Volkes.

Das waren Auffassungen, die noch ganz dem Gedankengut von Thomas Robert Malthus entsprachen. Es kann wohl angenommen werden, daß sie auch die damalige Auffassung großer Teile, wenn nicht des ausschlaggebenden Teils der wissenschaftlichen Welt und vor allem der sogenannten öffentlichen Meinung Englands wiedergaben. Kommt doch nach Mc Cleary den Malthusianischen Gedankengängen und der Angst vor Übervölkerung in England geradezu die Bedeutung einer „fast religiösen Überzeugung" zu [7]).

In der Zwischenzeit sind freilich warnende Stimmen laut geworden, die - wie seinerzeit Mc Cleary - in einer zu erwartenden rückläufigen Entwicklung der Bevölkerungszahl und in einer fortschreitenden Überalterung des Volkskörpers keinen Fortschritt, sondern ein bedenkliches Schwächemoment in der Gestaltung der Zukunft Englands, namentlich auch im Hinblick auf sein Empire und auf seine Weltstellung, sehen.

So befaßte sich im Sommer (21. Juni) 1939, also zu einer Zeit politischer Hochspannung, in der die verantwortlichen Männer sich schon bewußt auf ihren Krieg mit Deutschland einrichteten, das englische Oberhaus eingehend mit der Frage des drohenden Bevölkerungsrückgangs. An Hand von Vorausberechnungen englischer Bevölkerungsstatistiker wies Lord Samuel nachdrücklich auf den drohenden Rückgang der Volkszahl hin. Man habe berechnet, so führte er aus, daß schon bis 1970 die Bevölkerung in England und Wales von 41 auf 30 Millionen sinken werde, und ein anderer Sachverständiger habe berechnet, daß unter gewissen Voraussetzungen die Bevölkerung Englands nur noch 20 Millionen am Ende dieses Jahrhunderts betragen werde. Eine weitere Berechnung kommt sogar zu dem Ergebnis, daß die Bevölkerung Englands in einem Jahrhundert weiter bis auf 5 Millionen absinken werde.

Vom Standpunkt der Nation aus gesehen, müsse, wie Lord Samuel weiter ausführte, ein großer Rückgang der Bevölkerungszahl von ernsthafter Bedeutung sein. Er schlug dann die Einführung von Familienzulagen zu den Löhnen vor und beantragte

[6]) Vgl. den Kongreßbericht, der unter dem Titel „Bevölkerungsfragen" von Harmsen und F. Lohse herausgegeben wurde. J. F. Lehmanns Verlag, München 1936.

[7]) Vgl. C. F. McCleary, The menace of British Depopulation, London 1937. - McCleary, ehemaliger Deputy Senior Medical Officer im englischen Gesundheitsamt, hat übrigens schon im Jahr 1905 in einem Buch „Infantile Mortality" auf die drohende Entvölkerungstendenz hingewiesen, freilich ohne damals stärkeren Widerhall zu finden.

Digitized by Google

die Einsetzung einer Königlichen Kommission zum Studium dieser Frage. Der Ernst dieser Lage wurde auch von mehreren anderen Lords nachdrücklich unterstrichen, von einigen freilich, die noch ganz in Malthusianischen Gedankengängen befangen waren, noch nicht begriffen [8]). Immerhin scheint sich auch in England die Erkenntnis durchzusetzen, daß die ungewöhnlich starke Geburtenbeschränkung, wie sie dort seit einigen Jahrzehnten zu beobachten ist, und die sich daraus ergebende Tendenz des künftigen Bevölkerungsrückgangs einen „Fortschritt" von recht zweifelhaftem Wert darstellt, daß vielmehr eine rückläufige Bevölkerungsentwicklung, die immer mit starker Überalterung und Vergreisung des Volkskörpers verbunden ist, eine durchaus ernstzunehmende Gefahr darstellt, zumal für ein Volk von nur 46 Millionen, das ein Viertel der Erdoberfläche, das ein über alle Erdteile verbreitetes Weltreich mit 35 Millionen Quadratkilometern und über 500 Millionen Menschen beherrschen und führen will.

Von 1876 ab ist die englische Geburtenziffer - ähnlich wie im Deutschen Reich - von damals 35,6 a. T. der Bevölkerung ununterbrochen gefallen bis auf 24,2 a. T. im Jahre 1913, um dann schließlich nach dem Weltkrieg bis auf 14,9 a. T. im Jahre 1933 zurückzugehen. In den folgenden Jahren hat sie sich dann wieder etwas erhöht; sie betrug aufs Tausend der Bevölkerung in den Jahren seit 1933:

	1933	1934	1935	1936	1937	1938	1939
in Großbritannien und Nordirland	14,9	15,3	15,2	15,3	15,3	15,5	•
dagegen im Deutschen Reich (Altreich)	14,7	18,0	18,9	19,0	18,8	19,7	20,3

Wie im Deutschen Reich, so wurde auch in England der Rückgang der Geburtenziffer anfangs noch durch den gleichzeitigen Rückgang der Sterblichkeitsziffer weitgehend ausgeglichen. Und solange dies der Fall war, hatte der Rückgang der Geburtenziffer nichts besorgniserregendes. Im weiteren Verlauf der Entwicklung, namentlich nach der letzten Jahrhundertwende, konnte aber dieser Ausgleich nicht mehr erzielt werden, die Geburtenziffer sank erheblich rascher ab als die Sterbeziffer, und die Bereinigung der Lebensbilanz, wie ich sie in meinem Buch „Volk ohne Jugend" für Deutschland und eine Reihe anderer Länder durchgeführt habe, zeigt, daß die Gebärleistungen des englischen Volkes längst nicht mehr ausreichen zur bloßen Erhaltung des Volksbestandes. Der kritische Punkt war in England 1925, in Deutschland 1926 erreicht. Um das Jahr 1933 fehlten in England etwa 25 v. H., in Deutschland rund 30 v. H. an den zur bloßen Erhaltung des Bevölkerungsstandes erforderlichen Gebärleistungen. In den letzten Jahren hat Deutschland durch den starken Wiederanstieg seiner Geburtenzahl das Geburtendefizit bis auf 1,2 v. H. reduzieren, also praktisch bereits überwinden können, während es in England nach wie vor noch 20 bis 25 v. H. beträgt.

Angesichts dieser Tatsachen muß, wenn keine grundsätzliche Änderung in den Fortpflanzungsverhältnissen eintreten sollte, damit gerechnet werden, daß die Bevölkerungszahl Englands in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zurückgehen wird und daß gleichzeitig eine starke Überalterung des Volkskörpers Platz greifen wird (vgl. Abb 5).

[8]) Näheres in meiner Schrift „Krieg und Bevölkerungsentwicklung", München 1940, S. 48 ff.

Digitized by Google

An dieser Perspektive ändert auch die Tatsache nichts, daß seit 1934 die englische Geburtenziffer sich ein klein wenig über den Krisentiefstand von 1933 erhoben hat. Die vom Regierungsvertreter in der erwähnten Oberhaussitzung so sehr betonte Erhöhung der englischen Geburtenziffer von 14,9 auf 15,3 a. T. der Bevölkerung kann jedenfalls noch nicht als eine grundsätzliche Änderung in den bisherigen Fortpflanzungsverhältnissen des englischen Volkes gewertet werden, so beachtlich sie auch als Symptom für die Möglichkeit eines Wiederaufschwungs erscheinen mag. Diese bescheidene Erhöhung der Geburtenziffer entspricht nämlich gerade etwa der Geburtenzunahme, die man nach der vorausgegangenen Steigerung der Zahl der Eheschließungen, wie sie nach Überwindung der schweren wirtschaftlichen Depression zu verzeichnen war, gewissermaßen als selbstverständliche Folge der vorausgegangenen Heiratswelle erwarten konnte*). Entscheidend ist jedenfalls, daß die englische Geburtenziffer nach wie vor völlig unzulänglich ist und die Bestandserhaltung des Volkskörpers bei weitem noch nicht gewährleistet. Das englische Volk hat jedenfalls bis heute noch nichts Entscheidendes getan, um die drohende Entvölkerung abzuwehren. Seine verantwortlichen Staatsmänner aber haben durch den mutwillig entfachten Krieg alles getan, um diese Entvölkerungstendenz weiter zu beschleunigen.

Wenn im englischen Oberhaus immer wieder auf die Angst als Ursache des scharfen Geburtenrückgangs hingewiesen worden ist, so mag das in der Tat für das heutige England seine Berechtigung und seine Bedeutung haben; man hätte sich aber nur fragen sollen, woher diese Angst damals kam und wieweit die aus außenpolitischen Gründen von England selbst erzeugte Kriegspsychose, die ja nun in der Zwischenzeit bis zum tatsächlichen Ausbruch des Krieges erfolgreich weitergetrieben wurde, daran schuld ist. Angst und Kriegsfurcht sind jedenfalls ein schlechtes Klima für die Wiedererweckung und Stärkung des Willens zum Kind. Und erst recht ist der Krieg selbst das größte Hindernis für eine aufbauende Bevölkerungs- und Rassepolitik.

Vielleicht hat England diese einfache, in Deutschland immer wieder ausgesprochene Wahrheit, daß Krieg und Rassenpflege unvereinbare Gegensätze sind, deshalb so wenig erkannt und beachtet, weil es bisher gewohnt war, seine Kriege in erster Linie von fremden Völkern führen zu lassen. Es ist ja auch kennzeichnend für diese Auffassung, daß Winston Churchill, der selbst in zahllosen Parlamentsdebatten auf die drohende Entvölkerung Englands hingewiesen hat, der also den biologischen Schwächezustand seines Volkes genau kennt, und der noch vor zwei Jahren in brutaler Offenheit erklärt hat, England allein könne wegen seiner Bevölkerungslage keine kriegerische Auseinandersetzung mit Deutschland wagen, aus dieser Erkenntnis nicht etwa den doch naheliegenden Schluß gezogen hat, auf eine solche kriegerische Auseinandersetzung zu verzichten (was doch durch die wiederholten deutschen Friedens-, ja Freundschaftsangebote wahrlich weitgehend genug erleichtert war), sondern aus der Bevölkerungsschwäche seines Landes lediglich den Schluß gezogen hat, England müsse - um eben seinen Krieg führen zu können - um jeden Preis Verbündete haben, die bereit sind, für es zu bluten.

*) Vgl. meine Abhandlung „Bevölkerungspolitik" im Sammelwerk Kühn-Staemmler-Burgdörfer, Erbkunde, Rassenpflege, Bevölkerungspolitik, 5. Aufl. Leipzig 1940, S. 293.

Digitized by Google

Auch Neville Chamberlain mußte sich über die bevölkerungspolitische Lage Englands im Augenblick seiner Kriegserklärung im klaren sein. Schon im Jahr 1935 hat er einmal im Parlament (als damaliger Schatzkanzler) erklärt: „Ich muß gestehen, daß ich die fortdauernde Herabsetzung der Geburtenziffer in unserm Lande mit großer Besorgnis betrachte ... Ich habe das Gefühl, daß die Zeit bald kommen wird, wo die Länder des britischen Weltreichs nach Bürgern von echtem Schlag (also aus englischem Blut) rufen werden und wo wir in unserm Land nicht imstande sein werden, diese Bitte zu erfüllen."

Angesichts dieser Erkenntnisse und Bekenntnisse der führenden englischen Staatsmänner, vor allem aber angesichts der Prognose, die französische und englische Gelehrte der Lebenskraft und den Lebensaussichten ihrer eigenen Völker auf Grund sorgfältiger Untersuchungen stellen mußten, erscheint die Frivolität, mit der die Westmächte diesen Krieg vom Zaun gebrochen haben, besonders beachtlich. Keiner der verantwortlichen Männer der Westmächte hat es offenbar für notwendig gehalten - vielleicht auch nicht gewagt - sich die Frage vorzulegen, wie ein neuer Krieg auf die ohnehin schon geschwächte Volkskraft, auf einen im Zustand der Vergreisung und der Schrumpfung befindlichen Volkskörper wirken muß. Keiner der verantwortlichen Männer Englands und Frankreichs hat sich Rechenschaft darüber gegeben, daß ihr früher einmal erworbener Machtanspruch heute in keinem Verhältnis mehr zur biologischen Kraft ihrer Völker steht.

Daß saturierte Staaten und stagnierende Völker, die Raum und Lebensmöglichkeiten im Übermaß besitzen und die doch zu bequem sind, sich selbst durch ausreichende Fortpflanzung am Leben zu erhalten, ein Interesse an der Aufrechterhaltung eines für sie günstigen status quo haben, kann man allenfalls noch verstehen. Daß aber diese Staaten es unternahmen, einem anderen Volk, das ihnen nichts zuleid getan hatte und nichts von ihnen wollte, sein Lebensrecht durch kriegerischen Einsatz der eigenen, schon im Schwinden begriffenen Volkskraft zu verwehren, ist nicht nur politischer Wahnwitz, sondern - in der Lage Englands und Frankreichs zumal - rassischer Selbstmord. Sie werden ihren Angriff auf das deutsche Lebensrecht mit Verlusten an eigener Lebenskraft bezahlen müssen und haben ihn schon jetzt mit Verlusten bezahlt, die die Lebensaussichten ihrer Völker, und zwar ihres rassisch wertvollsten Bestandteils, aufs schwerste treffen.

4. Biologischer Wiederaufstieg im nationalsozialistischen Deutschland

Daß auch in Deutschland nach der ungewöhnlich stürmischen volksbiologischen Aufwärtsentwicklung während des 19. Jahrhunderts allmählich nach der letzten Jahrhundertwende der Fortpflanzungswille mehr und mehr erlahmte und dadurch der Bestand und die Zukunft unseres Volkes ernstlich bedroht wurde, habe ich an anderer Stelle wiederholt und eingehend geschildert. Ich darf dieserhalb vor allem auf mein Buch „Volk ohne Jugend" hinweisen.

Als die nationalsozialistische Bewegung an die Macht kam, hat sie das deutsche Volk nicht nur politisch und wirtschaftlich, sondern auch biologisch vom Abgrund zurückgerissen und es zielsicher wieder auf den Weg zum Leben und Aufstieg gebracht. Nach jahrelangem Abstieg, nach dumpfer Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit brach im deutschen Volk wieder neuer Lebensmut, neuer Lebenswille und neue Lebenszuversicht in breitester

Digitized by Google

Front durch, eine Erscheinung, die nirgends besser und zuverlässiger gemessen werden kann als an den Zahlen der Statistik der Bevölkerungsbewegung. Ich habe wiederholt über die stolzen Erfolge auf diesem Gebiet an anderer Stelle berichtet und darf hier auf meine Ausführungen hinweisen [10]). Hier kann ich mich zunächst auf die Feststellung be-

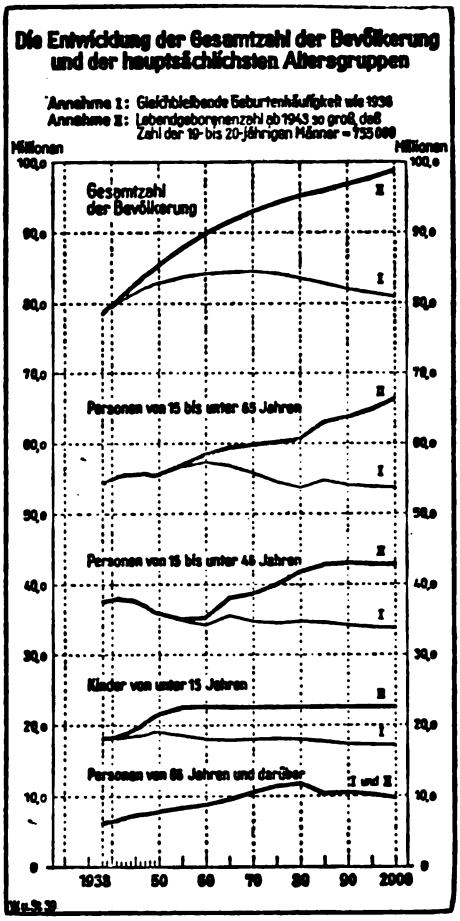

Abb. 8. Die Entwicklung der Gesamtzahl der Bevölkerung und der hauptsächlichsten Altersgruppen.

schränken, daß im letztverflossenen Jahr das bisherige Geburtendefizit fast völlig überwunden worden ist, daß im Jahre 1939 erstmals wieder nach einem Jahrzehnt - das Geburtendefizit in unserer Lebensbilanz setzte 1926 mit einem Fehlbetrag von (-) 2 v. H. ein und erhöhte sich bis 1933 auf (-) 30 v. H. - die für die Bestandserhaltung des Volkskörpers erforderliche Geburtenzahl bis auf einen geringfügigen Rest von 1,2 v. H. erreicht wurde.

[10]) Vgl. meine Bücher „Volk ohne Jugend", 3. Aufl. - „Bevölkerungsentwicklung im Dritten Reich." - „Völker am Abgrund." 2. Aufl. - „Kinder des Vertrauens", Berlin 1940.

Digitized by Google

Damit wäre bei künftiger Aufrechterhaltung des 1939 zu verzeichnenden Standes der Fortpflanzung wenigstens die Erhaltung des Volksbestandes und der Volkskraft auf einem Stand von über 80 Millionen (im Altreich einschl. Österreich und Sudetenland) wieder erreicht und die drohende Gefahr des Volksschwundes, mit der man vor 1933 rechnen mußte, abgewendet. Bei friedlicher Weiterentwicklung hätte man darüber hinaus wohl noch mit einem weiteren Anstieg der Geburtenzahl und damit mit einem allmählichen weiteren Anstieg der Volkszahl etwa bis auf 100 Millionen gegen Ende dieses Jahrhunderts innerhalb des vorgenannten Gebiets rechnen können.

In der vorstehenden Abbildung 8 ist die voraussichtliche Entwicklung der Bevölkerung des Deutschen Reichs nach den neuesten Berechnungen des Statistischen Reichsamts veranschaulicht, und zwar:

I. unter Zugrundelegung der Annahme gleichbleibender Geburtenhäufigkeit wie 1936,
II. der Annahme, daß ab 1943 wieder eine Lebendgeborenenzahl erreicht wird, die so groß ist (rd. 1 650 000 jährlich), daß sich daraus die konstante Zahl von 755 000 19-20jährigen Männern ergibt, d. h die gleiche Zahl wehrfähiger Männer, wie sie der Geburtsjahrgang 1910 erbrachte.

Im Falle I (gleichbleibende Fruchtbarkeit nach dem Stand von 1936) würde zwar die Zahl der Gesamtbevölkerung des Großdeutschen Reiches (ohne Protektorat Böhmen und Mähren, ferner noch ohne Danzig, Memel und die im Jahre 1939 eingegliederten ehemals polnischen Ostgebiete) von 79 Millionen im Jahre 1939 noch bis auf 84,5 Millionen im Jahre 1970 ansteigen; dann aber würde sie unaufhaltsam zurückgehen bis auf rd. 80 Millionen am Ende des Jahrhunderts, und was wichtiger ist: die Altersschichten, in denen in erster Linie die Arbeitskraft, Fortpflanzungskraft und Wehrkraft der Nation liegt, würden schon früher zu schrumpfen beginnen (vgl. im besonderen die Kurve I für die Kinder unter 15 Jahren und für die Personen im Alter von 15-45 Jahren).

Im Falle II würde im gleichen Gebiet die Gesamtkopfzahl der Bevölkerung noch bis zum Ende des Jahrhunderts langsam weiter ansteigen

von	79	Millionen	im Jahre	1939
auf	85	„	„ „	1950
auf	95	„	„ „	1980
auf	99	„	„ „	2000

An dieser Zunahme wären aber, wie sich aus Abb. 8 und besonders deutlich aus der nachstehenden Abb. 9 ergibt, in erster Linie die höheren Altersklassen von über 45 Jahren, im besonderen die Schicht von über 65 Jahren, beteiligt.

Die heute durch die Weltkriegsfolgen noch stark dezimierte Schicht der 15-45 Jahre alten Personen würde zwar eine starke Zunahme aufzuweisen haben, doch würde es sich lediglich um eine Wiederauffüllung dieser Schicht auf ihren früheren (durch den Weltkrieg unbeeinflußten) Stand handeln. Die Schicht der 19-20 Jahre alten Männer (und selbstverständlich auch der Frauen) würde, wie es dem dieser Annahme zugrunde liegenden Geburten-Soll entspricht, lediglich auf der Höhe von 1930 konstant bleiben. Diese Entwicklung würde also - auf lange Sicht - lediglich die Erhaltung der Volks- und Wehrkraft sichern, aber noch kein echtes Volkswachstum gewährleisten.

Digitized by Google

Nach dem Stand der Fortpflanzungsverhältnisse des Jahres 1939 war die Annahme I bereits erheblich übertroffen und selbst der nach der Annahme II erst für 1943 erwartete höhere Stand der Geburtenzahl war schon 1939 annähernd erreicht. Doch muß beachtet werden, daß zur Aufrechterhaltung der der Annahme II zugrunde-

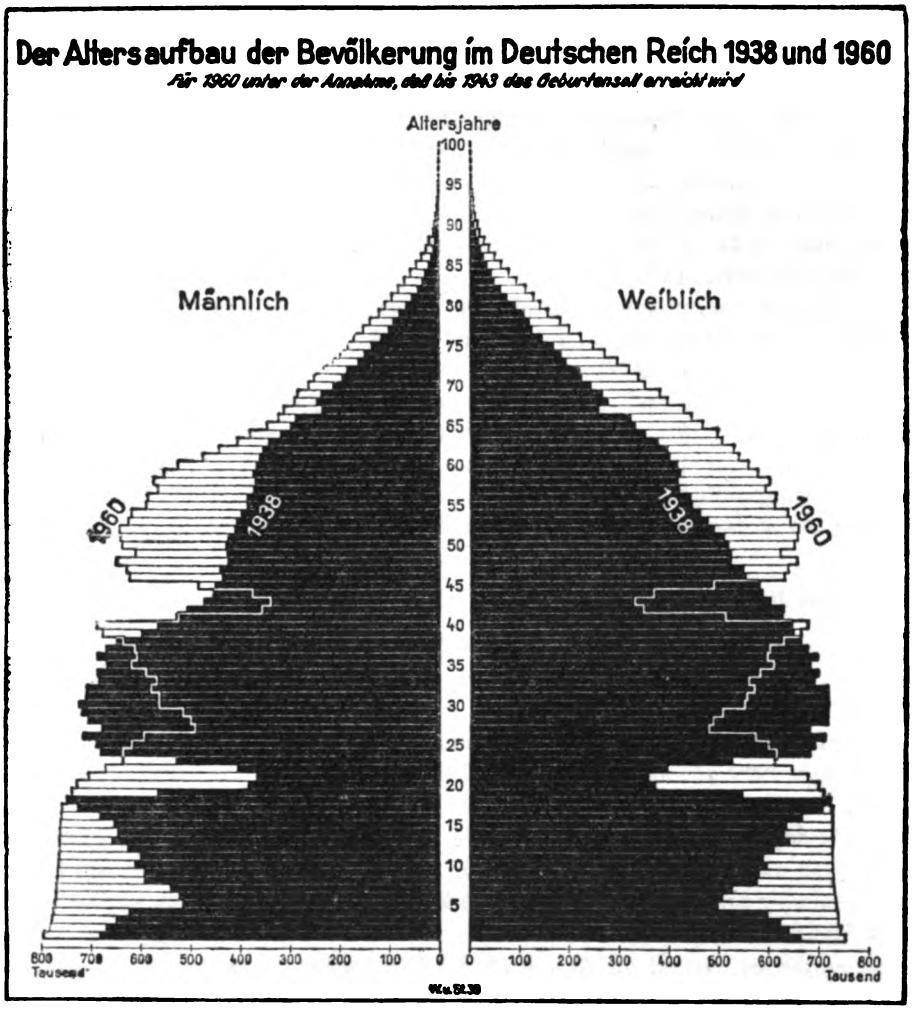

Abb. 9. Der Altersaufbau der Bevölkerung im Deutschen Reich 1938 und 1960.

liegenden Geburtenzahl - wegen der in Auswirkung des Geburtenausfalls im Weltkrieg 1914/18 nun einsetzenden Schrumpfung der Gebärmächtigkeit - in den kommenden Jahren noch eine weitere Steigerung der relativen Geburtenhäufigkeit um 16 v. H. über den Stand von 1939 hinaus erforderlich wäre. Erst dann wäre die Aufrechterhaltung der vollen Volkskraft und der Ausgleich der Nachwirkungen des Weltkrieges 1914/18 gesichert.

Digitized by Google

Angesichts der großen Aufgaben, die Deutschland nach seinem Sieg gestellt sind, wird man aber nicht nur eine Aufrechterhaltung des Bestandes der Volkskraft, sondern ein weiteres echtes Volkswachstum - d. h. nicht nur eine Zunahme der Kopfzahl der Bevölkerung, die ja nach Annahme II ohnehin zu erwarten ist, sondern ein Wachstum der Volks- und Wehrkraft - anstreben müssen [11]).

Die Hoffnung auf Erreichung dieses Zieles brauchen wir trotz des Krieges nicht aufzugeben. Denn wenn wir auch während des gegenwärtigen Krieges mit einer gewissen Abschwächung, wahrscheinlich mit einer vorübergehenden Unterbrechung des bisherigen biologischen Aufstiegs rechnen müssen, so besteht doch Grund zu der Annahme, daß eine solche vorübergehende Unterbrechung bald wieder aufgefangen und überwunden wird, wenn es gelingt, den Geist wach zu halten, aus dem heraus jener in der Geschichte aller Völker unerhörte biologische Umbruch im nationalsozialistischen Deutschland seit 1933 erfolgt ist.

Nur wenige Zahlen zur Kennzeichnung dieses grundsätzlichen Umbruchs der Bevölkerungsentwicklung unter der Herrschaft des Nationalsozialismus [12]).

Zunächst ist alsbald nach der Machtübernahme die Zahl der **Eheschließungen**, die zuvor unter der trostlosen und verzweifelten wirtschaftlichen und politischen Lage zurückgegangen war, stark angestiegen. Im ganzen haben uns die ersten sieben Jahre des nationalsozialistischen Regimes im Altreich um 840 000 Eheschließungen mehr gebracht als in den sieben Jahren vor der Machtübernahme (1926/32) zu verzeichnen waren.

Im ehemaligen Österreich stieg die Zahl der Eheschließungen

von	49 000	im Jahre	1937
auf	93 000	„ „	1938
auf	121 000	„ „	1939.

Sie hat sich also schon im ersten Jahr nach der Heimkehr ins Reich verdoppelt und sich im Jahr 1939 gar auf das Zweieinhalbfache des Standes vor der Rückgliederung erhöht.

Im Reichsgau Sudetenland ist die Zahl der Eheschließungen von 26 000 im Jahre 1938 auf 44 000, oder bereits um 67 v. H. angestiegen. In der Tat, ein stolzes Bekenntnis der heimgekehrten Ostmark und des befreiten Sudetenlandes zum nationalsozialistischen Deutschen Reich.

Im ganzen beziffert sich die Gesamtzahl der Eheschließungen im Großdeutschen Reich (jedoch ohne Protektorat Böhmen und Mähren und die ehemals polnischen Ostgebiete) im Jahre 1939 auf 944 000 oder 11,8 aufs Tausend der Bevölkerung gegen 769 000 oder 9,6 a. T. im Jahre 1938. Es wurden demnach im Kriegsjahr 1939 um 175 000 oder 25 v. H. mehr Ehen geschlossen als im Jahr 1938. Natürlich kann es sich hier nur um eine einmalige Erscheinung handeln. Die Heiratshochflut muß

[11]) Vgl. hierzu meine Schrift „Kinder des Vertrauens". Schriftenreihe der NSDAP., Gruppe III, Heft 6, S. 42 ff. Berlin 1940.

[12]) Ausführlich habe ich darüber in der vorerwähnten Schrift „Kinder des Vertrauens" berichtet.

Digitized by Google

- auch bei anhaltender größter Heiratsfreudigkeit - wieder zurückgehen, weil jetzt die schwachbesetzten Kriegsjahrgänge ins Heiratsalter nachrücken.

Besonders erfreulich war die **Geburtenentwicklung** im letztvergangenen Jahre. Die eindrucksvolle Aufstiegsreihe seit 1933 hat sich kräftig fortgesetzt. Es betrug die Zahl der Lebendgeborenen im Altreich

1933	971 000	oder	14,7	aufs	Tausend	der	Bevölkerung
1934	1198 000	„	18,0	„	„	„	„
1935	1264 000	„	18,9	„	„	„	„
1936	1279 000	„	19,0	„	„	„	„
1937	1277 000	„	18,8	„	„	„	„
1938	1347 000	„	19,7	„	„	„	„
1939	1407 000	„	20,3	„	„	„	„

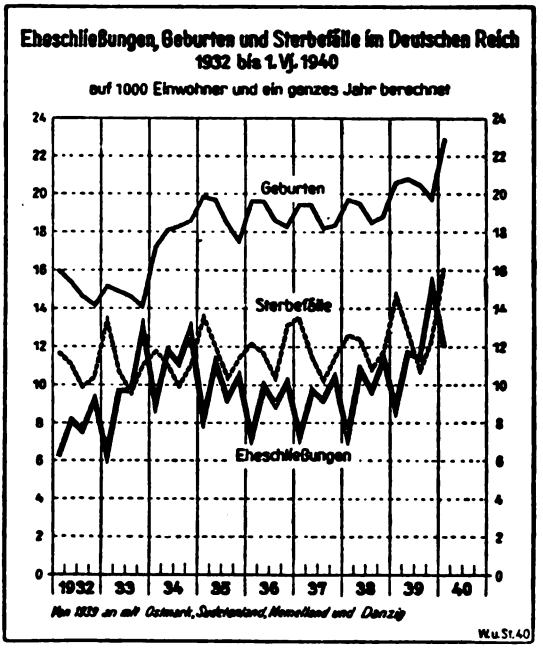

Abb. 10. Eheschließungen, Geburten und Sterbefälle im Deutschen Reich 1932 bis 1. Vierteljahr 1940.

Damit ist das für die Bestandserhaltung erforderliche Geburtensoll, das sich gegenwärtig für das Altreich auf etwa 1 430 000 oder 20,7 a. T. beziffert, erstmals seit 12 Jahren bis auf einen kleinen Rest von 1,8 v. H. des Bestandserhaltungssolls erreicht.

In der **Ostmark** stieg die Zahl der Lebendgeborenen

von	92 000	oder	13,1	aufs	Tausend	im	Jahre 1937
auf	100 000	„	14,3	„	„	„	1938
auf	146 000	„	21,0	„	„	„	1939.

Mit einem Anstieg der Geburtenzahl um 61 v. H. gegenüber dem Stand vor der Eingliederung hat die Bevölkerung der deutschen Ostmark den Anschluß an die biologische Aufwärtsentwicklung im Altreich über Erwarten schnell vollzogen, ja den Anstieg im Altreich, der von 1933 bis 1939 45 v. H. betrug, noch übertroffen!

Digitized by Google

Auch im Sudetenland sind bereits hocherfreuliche Erfolge zu verzeichnen. Die Zahl der Lebendgeborenen im Reichsgau Sudetenland stieg

von 44 000 oder 13,7 aufs Tausend im Jahre 1938
auf 63 000 „ 21,5 „ „ „ „ 1939,

also schon im ersten Jahr nach Rückgliederung in das Reich um 41 v. H. oder fast um den gleichen Betrag, der im Altreich im Aufstieg der 7 Jahre 1933 bis 1939 erzielt ist.

Dieses Bekenntnis der österreichischen und sudetendeutschen Mütter zum Lebenswillen des deutschen Volkes im Rahmen des Großdeutschen Reiches ist der stolzeste Volksentscheid und der schönste Dank, den die Deutschen der Ostmark und des Sudetenlandes dem Führer, der sie ins Reich heimgeholt hat, abstatten konnten. Der in diesen Zahlen unmißverständlich zum Ausdruck kommende, neuerwachte Lebenswille dieser Gebiete, wie er sich in der Geborgenheit des Großdeutschen Reiches bisher schon so segensreich ausgewirkt hat, ist im voraus die beste Antwort an die Kriegshetzer der Westmächte, die u. a. angeblich auch für die Wiederherstellung der „Selbständigkeit Österreichs" ihre Völker in den Krieg getrieben haben, jener „Selbständigkeit" von St. Germain, die das deutsche Volk in der Ostmark und im Sudetenland politisch, wirtschaftlich und auch biologisch an den Abgrund gebracht und es in Volksnot und Volkstod hineingerissen hatte. Nur ein politisch Blinder oder Böswilliger kann über den grundsätzlichen Unterschied, wie er zwischen der erschütternden Bevölkerungsbilanz des einst in St. Germain wider den Willen der Bevölkerung geschaffenen „selbständigen" Staatsgebildes Österreich oder der Deutschen in der ehemaligen Tschecho-Slowakei und der kraftvollen Wiedererstarkung des Lebenswillens und der Lebenszuversicht in den ins Reich heimgekehrten Gebieten besteht[12]), hinwegsehen. Die Bevölkerungsstatistik spricht hier geradezu ein Urteil, oder richtiger: sie bringt das Urteil und Tatbekenntnis des Volkes in nicht mißzuverstehender Weise zahlenmäßig zum Ausdruck.

Für das Großdeutsche Reich (ohne Protektorat Böhmen und Mähren und ohne die ehemals polnischen Gebiete) beziffert sich die Gesamtzahl der Lebendgeborenen im Jahr 1939 auf 1 633 000 oder 20,4 aufs Tausend der Bevölkerung. Das Geburtensoll, das zur Bestandserhaltung der Bevölkerung des genannten Gebietes erforderlich ist, wird vom Statistischen Reichsamt zur Zeit auf 1 652 000 oder 20,7 a. T. berechnet. Demnach wurde auch im Großdeutschen Reich das Geburtensoll im Jahre 1939 bis auf einen kleinen Rest von 1,2 v. H. erreicht.

Die deutschen Mütter innerhalb des genannten Gebiets haben damit im letzten Jahre über zweieinhalbmal so viel Kinder geboren, als in Frankreich geboren wurden (1938: 612 000 Lebendgeborene) und auch mehr als zweimal so viele Kinder als in England geboren wurden (1938: 736 000). Die Geburtenzahl von Frankreich und England zusammen (612 000 + 736 000 = 1 348 000) bleibt noch um rund 300 000 hinter der Großdeutschlands zurück.

[12]) Näheres hierüber in meiner Schrift „Volksdeutsche Zukunft", 2. Aufl. Berlin 1938. – Ferner die Schrift des Statistischen Amts der Ostmark „Der Umbruch in der Bevölkerungsentwicklung im Gebiet der Ostmark", Wien 1939.

Digitized by Google

Verglichen mit dem Stand zur Zeit der nationalsozialistischen Machtübernahme übertraf die Geburtenzahl des letztverflossenen Jahres allein im Altreich die des Jahres 1933 um 436 000 oder 45 v. H. Faßt man die sechs Jahre 1934-1939 zusammen, so sind in diesem Zeitraum dem deutschen Volk allein im Altreich um annähernd 2¼ **Millionen Kinder mehr** geschenkt worden, als nach den Heirats- und Fortpflanzungsverhältnissen, wie sie unmittelbar vor dem Umbruch, d. h. in den Jahren 1932/33 bestanden, zu erwarten gewesen wären.

Das ist ein Erfolg, der nicht nur bevölkerungspolitisch, sondern schlechtweg politisch von größter Bedeutung ist. Denn er ist - das wird man auch im noch so kritisch oder mißgünstig gestimmten Ausland nicht bestreiten wollen und können - ein völlig freiwilliges Tatbekenntnis und ein freiwilliger und spontaner Vertrauensbeweis des deutschen Volkes zu seinem Reich, zu seinem Führer, zu seiner Zukunft, ein Bekenntnis, wie es schöner nicht gedacht werden kann. Diese 2¼ Millionen Mehrgeborenen sind in Wirklichkeit **Kinder des Vertrauens**. Denn ohne das Vertrauen und ohne die neue Lebenszuversicht und den neuen Lebenswillen, die von der rettenden Tat des Führers und seiner Bewegung ausgingen, wären auch diese Kinder - wie die Millionen und Abermillionen Ungeborenen vor 1933 - ungeboren geblieben, wäre auch ihnen und vermutlich noch weiteren Hunderttausenden der Eintritt ins Leben verwehrt geblieben.

Dieser Geburtensegen ist das stolze Bekenntnis der deutschen Mütter zum Lebenswillen des deutschen Volkes, eine Tat, die sich dem Kampf der Männer um das Lebensrecht und die Lebensgrundlagen unseres Volkes in dem uns aufgezwungenen Krieg würdig zur Seite stellen kann. **Angesichts dieses Geburtensegens wird es uns doppelt klar, was wir in diesem Krieg, den nach einem Wort Mussolinis „die unfruchtbaren Völker gegen die fruchtbaren Völker" angezettelt haben, zu verteidigen und endgültig zu sichern haben:**

Das Leben und die Zukunft des deutschen Volkes!

Quellenangaben für die Abbildungen

Abb. 1. „Aus Wirtschaft und Statistik", Jahrg. 1935, S. 517. Verlag für Sozialpolitik, Wirtschaft und Statistik Paul Schmidt, Berlin, mit Genehmigung des Statistischen Reichsamtes Berlin.

Abb. 2. „Aus Wirtschaft und Statistik", Jahrg. 1935, S. 574. Verlag für Sozialpolitik, Wirtschaft und Statistik Paul Schmidt, Berlin, mit Genehmigung des Statistischen Reichsamtes Berlin.

Abb. 3. Aus Burgdörfer, „Aufbau und Bewegung der Bevölkerung". Johann Ambrosius Barth-Verlag, Leipzig.

Abb. 4 u. 6. Aus Burgdörfer, „Volk ohne Jugend", 3. Aufl., S. 379 bzw. 399. Kurt Vowinkel Verlag, Heidelberg.

Abb. 5 u. 7. Aus Burgdörfer, „Krieg und Bevölkerungsentwicklung". J. F. Lehmanns Verlag, München.

Abb. 8. „Aus Wirtschaft und Statistik", Jahrg. 1939, S. 248. Verlag für Sozialpolitik, Wirtschaft und Statistik Paul Schmidt, Berlin, mit Genehmigung des Statistischen Reichsamtes Berlin.

Abb. 9. „Aus Wirtschaft und Statistik", Jahrg. 1939, S. 249. Verlag für Sozialpolitik, Wirtschaft und Statistik Paul Schmidt, Berlin, mit Genehmigung des Statistischen Reichsamtes Berlin.

Abb. 10. „Aus Wirtschaft und Statistik", Jahrg. 1940, S. 244. Verlag für Sozialpolitik, Wirtschaft und Statistik Paul Schmidt, Berlin, mit Genehmigung des Statistischen Reichsamtes Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gesamtdeutsches Volks- und Reichsbewußtsein in der Schweiz

von 1848 bis zur Reichsgründung

Von

Günter Herke

Digitized by Google

Digitized by Google

Die vorliegende Arbeit verdankt ihre ersten Anregungen dem volksdeutschen Kampf an der Ostfront des Reiches. Bei einem Zusammensein in dem noch nicht ins Reich zurückgekehrten Wien mit deutschstämmigen Studenten aus der Schweiz und aus Südslawien und Rumänien wurde die Frage der Nationalität erörtert. Während sich die einen eindeutig als Deutsche - mit rumänischer oder südslawischer Staatszugehörigkeit - bekannten, fühlten sich die anderen nur als Schweizer, selbst die deutsche Muttersprache wurde erst auf besondere Anfrage zugegeben. Dieses Erlebnis ist bezeichnend. Aus der Verallgemeinerung solcher schweizerischen Auffassung entwickelte sich das Schlagwort „Verschweizerung". Es soll das Absinken eines außerhalb der Reichsgrenzen lebenden deutschen Volksteils aus der vollwertigen Gliedhaftigkeit zu einer nur geringen unpolitischen Bindung an das Kulturdeutschtum bezeichnen. Verbunden damit ist das Bekenntnis zu einer übervölkischen Staatsnation.

Daß nicht nur in den deutschen Volksgruppen des Ostens und Südostens, sondern auch in der Schweiz der Kampf gegen die „Verschweizerung" in diesem Sinne noch geführt wurde, bewies ein „Schweizer Dichterabend" eines getarnten SA.-Sturmes in Wien, auf dem ein Schweizer Staatsangehöriger aus Werken schweizerischer Dichter vorlas und seinen Vortrag mit den bekannten mitreißenden Versen aus C. F. Meyers „Huttens letzte Tage" beschloß. Man steht also vor der Frage: Welches ist das wahre Gesicht der Schweiz?

Eine Wesensschau des „verschweizerten" unkämpferisch-geschichtslosen Denkens in der Schweiz von Erasmus bis Spitteler und die Zusammenhänge mit den übrigen „todsüchtigen" Kulturen der Neutralen hat Christoph Steding in dem hervorragenden Werke „Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur" gebracht. Bei dieser Darstellung mußten die gesunden Gegenkräfte deutschalemannischen Geistes und Wesens unberücksichtigt bleiben, wie sie bei dem im kernalemannischen Berner Bauerntum verwurzelten Jeremias Gotthelf und bei den innigst mit dem deutschen Volk und seinem Geistesleben verbundenen Zürchern Gottfried Keller und C. F. Meyer höchsten Ausdruck gefunden haben. Diese Dichter sind in keiner Hinsicht etwa nur als Ausnahmefälle zu betrachten, sondern sie sind die Künder des echten Geistes ihrer Heimat und Stimmführer vieler ihrer Landsleute.

Drei starke Ausbrüche des deutschen Volksgefühls hat die Schweiz im Verlaufe der letzten hundert Jahre erlebt: Im Jahre der deutsch-freiheitlich-völkischen Revolution von 1848, zur Zeit der deutschen Reichsgründung 1866-1871 und am Beginn des deutschen Krieges gegen die gesamte Welt 1914. Die geschichtliche Notwendigkeit dieser Vorstöße deutsch-völkischen Bewußtseins in der Schweiz versteht man sofort, wenn man sich die historischen Grundlagen des Landes vergegenwärtigt. Für seine Entwicklung sind drei Ereignisse entscheidend gewesen.

Digitized by Google

Das erste eidgenössische Bündnis von 1291, der Ensisheimer Vertrag von 1444 und der Westfälische Friede 1648.

1291 ist der Kern der Eidgenossenschaft entstanden, die gegen den territorialfürstlichen Separatismus die unmittelbare Verbundenheit mit Kaiser und Reich und gegen landesherrliche Anmaßungen die alte germanische Volksfreiheit zu bewahren suchte.

Der älteste Bund war geradezu eine „ghibellinische Parteiverbindung"[1]). Der Geist jener kampfesfrohen, kaiser- und reichstreuen Bauernrepubliken lebt noch heute fort, wenn auch überdeckt durch Franzosentümelei und „neutrale" Gesinnung.

In den Werken Jeremias Gotthelfs und A. E. Fröhlichs, Leutholds, Kellers und Meyers fand dieses echte deutsch-eidgenössische Schweizertum seine dichterische Gestalt.

Erst als der Erbfeind, die aufstrebende Territorialmacht Habsburg, den dauernden Besitz der Kaiserkrone erreichte, mußte die Feindschaft der Eidgenossen sich auch gegen das Reich kehren. Die Abkehr vom Reich bedingt zwangsläufig die Bundesgenossenschaft mit dem Gegenreich. Diese Erkenntnis ging Frankreich aber erst auf, nachdem es durch die Schlacht bei St. Jakob an der Birs und den vergeblichen Angriff auf Basel über die Unmöglichkeit belehrt worden war, dort seinen Machtbereich unmittelbar und mit Waffengewalt vorzuschieben. Einem völligen Mißerfolg zog Frankreich 1444 die mittelbare Machterweiterung durch ein Bündnis mit der Schweiz vor, die ihrerseits für den Schutz ihrer Freiheit gegen Deutschland die Abhängigkeit von Frankreich in Kauf nahm. Die selbständige Großmacht Schweiz war nur ein kurzer Traum. Mit nur wenigen Unterbrechungen ist über fünfhundert Jahre lang vom Ensisheimer Vertrage bis zu den Zeiten der Genfer Liga die Freundschaft mit Frankreich - oft gesteigert zur völligen Abhängigkeit - die Grundlage der Schweizer Außenpolitik geblieben.

Bestimmender als alle übrigen Ereignisse hat das Jahr 1648 auf die Schweiz eingewirkt. Der Geist von 1291 lebt nur in den edelsten und stärksten Schweizern weiter. Nur bei tiefen inneren Umwälzungen ergreift er breitere Kreise. Das Jahr 1444 hatte nur die Westorientierung der Außenpolitik bestimmt. Erst der Westfälische Friede brachte der Schweiz die staatliche Selbständigkeit. Die tatsächliche Lösung vom Reich hatte die Schweiz schon 1499 nach dem siegreich ausgestandenen Schwabenkrieg vollzogen. Doch die militärische Unfähigkeit, gegen einen Zustand einzuschreiten, bedingt noch nicht seine Anerkennung. De jure et de facto hat das Reich die Abtrennung der Schweiz erst 1648 bestätigt. Die Machtlage von 1648, d. h. die Ohnmacht des zerrissenen Reiches, ist also die Vorbedingung für das Entstehen des Schweizer Staates gewesen, und seine Selbständigkeit erscheint häufig den Schweizern nur so lange gesichert, als dieser Zustand erhalten bleibt. Diese Auffassung bestimmt wesentlich die schweizerische Einstellung zum Reich. Sie wird bestärkt durch die Vorstellung, das deutsche Volk sei das Volk der Dichter und Denker, ihm sei nur die Pflege der Kultur, nicht der Besitz der Macht bestimmt. Der Staatenbau von 1648 und die durch ihn bedingte Geisteshaltung mußten umstürzen wie ein Kartenhaus, sobald sich im Raume des

[1]) Eduard Blocher, Die Deutsche Schweiz in Vergangenheit und Gegenwart. 1923, S. 29. Siehe auch Wilhelm Oechsli, Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert. 2. Auflage. 1913, S. 3-6. Die gleiche Auffassung vertrat auch Johannes Dierauer in der Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. 4. Auflage. 1924.

Digitized by Google

alten Reiches ein wirklich deutscher Machtkern bildete, ja er mußte sogar schon ins Wanken geraten, wenn im deutschen Volk die Sehnsucht nach Einheit und der Wille zur Macht entstanden. Nur so sind die ungeheueren Erschütterungen zu verstehen, die die Jahre 1848-1849 und 1866-1871 der Schweiz brachten. Mitgerissen von der Sehnsucht nach dem Reich und völkischer Einheit aller Deutschen erhob sich der Geist von 1291 gegen die Schatten von 1444 und 1648, die alte deutsche Eidgenossenschaft gegen die sich welsch gebärdende Neuschweiz. Eine schicksalhafte Gesetzmäßigkeit läßt die Geschichte der Schweiz erkennen. Der Zerfall der Reichsmacht führt ihren Abfall vom Reich herbei, das Wiederentstehen der deutschen Machtmitte zwingt sie wie alle abgesprungenen Teile mit magnetischer Gewalt in ihren Bann zurück. Bis 1914 hatte sich mit naturgesetzlicher Notwendigkeit die Schweiz dem Deutschen Reich genähert, Wirtschaft und Kultur, Verkehrswesen und Militärorganisation, Aufbau der Parteien und Konfessionen hatten sich angeglichen. Auch die Volksstimmung hatte sich dieser Entwicklung nicht entziehen können. Am Beginn des Weltkrieges feierten die Deutschschweizer die Erfolge der deutschen Heere wie eigene Siege [2]). Dann stellte die lange Kriegsdauer die Lage des Dreißigjährigen Krieges wieder her. Versailles entspricht Osnabrück. Doch die Zeit der Gegenwart lebt schneller, und das Jahrhundert der Nationalitätenbewegungen läßt sich nicht rückgängig machen. Das völkische Erwachen, das der Weltkrieg hervorgerufen hat, ist schon das 1848 des neuen Jahrhunderts, und die Zeiten von 1864 bis 1871 und von 1933 bis zum Krieg der Gegenwart gleichen sich in ihrer Bedeutung, doch die kleindeutsche Einheit ist zum großdeutschen Reiche geworden. Für die Stellung der Schweiz in beiden Zeiten vergleiche man nur die politischen Leitartikel der „Neuen Zürcher Zeitung" oder der „Basler Nachrichten" in den entsprechenden Jahrgängen. Man braucht nur statt Bismarck Hitler, statt Preußen Nationalsozialismus, statt Monarchie und Dynastie Führertum oder Diktatur einzusetzen. Es ist das gleiche Bild, fast sind es die gleichen Worte.

Der Vormärz

Für völkische Einheit und Freiheit sind seit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert die Völker Europas angetreten, haben ihre tiefsten seelischen und geistigen Kräfte aktiviert und in politische Energie umgesetzt und haben schließlich mit politischen Forderungen, Revolutionen oder gewaltigen Einheits- und Freiheitskriegen die alte Staatenwelt in Trümmer geschlagen, um sie lebensgerechter und schöner wieder aufzubauen.

Im kleinen Kreis und unbeachtet hatten diese Bestrebungen angefangen, versponnen, romantisch nur in den Hirnen weniger Schulmeister oder Pfarrer, verträumter Gelehrter und Dichter mit der Sammlung alter Volkslieder und Volksbräuche, mit einer Wiederbesinnung auf hohe Zeiten in der völkischen Vergangenheit und mit einer liebevollen Vertiefung in die Muttersprache. Mit der Gewalt einer Naturerscheinung gleich einer Lawine schwoll diese Bewegung an, ergriff die kleinsten Volkssplittter wie die größten Völker von den Pyrenäen bis zum Eismeer und von Irland bis zum Balkan und Schwarzen Meer. Und leidenschaftlich erlebte ganz Europa dieses Ein-Volk-Wer-

[2]) Vgl. die Eingeständnisse des französischen Schweizers Paul Seippel in „Schweizerische Wahrheiten", 1917. Zum Beispiel S. 13: „In den ersten Tagen des Krieges hatte die unwiderstehliche, spontane, hervorquellende Gewalt des Rasseninstinktes (das Deutschschweizertum) auf die Seite Deutschlands gezogen."

Digitized by Google

den der durch Staatsgrenzen zerschnittenen oder sich unter Fremdherrschaft aufbäumenden Völker mit.

Herder und die Romantiker hatten das Recht des Volkstums verkündet, Fichte hatte die Nationalität als die Seele des Staates bezeichnet, Mazzini rief auf zum jungen Europa, in dem sich die Völker in Freiheit, Gleichheit und Humanität verbrüdern sollten. „Wir glauben an die heilige Allianz der Völker, wir glauben an die Freiheit und Gleichheit der Völker, wir glauben an die Nationalität, das Gewissen der Völker, wir glauben an das heilige Vaterland, Glauben und Tat: Uns gehört die Zukunft."

In Frankreich erklärte der Historiker Ernest Renan: „Wenn man einmal den Grundsatz der dynastischen Legitimität aufgegeben hat, so gibt es für die territoriale Abgrenzung der Staaten keine andere Grundlage mehr als das Recht der Nationalitäten, d. h. der natürlichen Gruppen, wie sie durch Rasse, Geschichte und den Willen der Bevölkerungen bestimmt sind[3])." Und in Flandern hieß es: De taal is gansch het volk. (Die Sprache ist das ganze Volk, d. h. drückt das ganze Wesen eines Volkes aus.)

In allen Völkern Europas fand diese Idee der Nationalität, der völkischen Freiheit und Einheit begeisterte Anhänger. Ein junges Italien entstand wie ein junges Frankreich, und neben das junge Deutschland trat die junge Schweiz.

Verschieden waren die Forderungen: Die einen wollten die nationale Republik, die anderen ein nationales Königtum, die Großvölker forderten den Nationalstaat, die Volkssplitter mußten bescheidener sein. Gemeinsam war allen diesen Erneuerungsbewegungen die Achtung des Volkstums und die Anerkennung seiner Rechte. Die Idee der Nationalität war zur „lebendigen Macht des neuen Jahrhunderts[4])" geworden.

Auch die Schweizer waren in dieser Jugendbewegung der Völker mitmarschiert, sogar vorangezogen. Bodmers nationale Dramen und Lavaters Schweizerlieder muten an wie eine Vorhut der im Sturm und Drang und in der Romantik stärker einsetzenden nationalen Bestrebungen.

Nachdem die Eidgenossenschaft vom napoleonischen Joch und der französischen kulturellen Vormundschaft der Helvetik und Mediationszeit befreit und ihr räumlicher Bestand im Wiener Kongreß wieder hergestellt war, setzte auch hier das Streben nach staatlicher Erneuerung und ein deutschvölkisches Erwachen ein. Noch verliefen diese beiden Kraftlinien der neuen Entwicklung nebeneinander, ja sogar eng verbunden, und der schmale Riß, der 1848 zur unüberbrückbaren Kluft aufreißen sollte, war kaum spürbar. Vaterländische und freiheitliche Kräfte konnten sich von neuem sammeln, wenn auch dauernd gefährdet durch die reaktionären Mächte der Restaurationszeit. Die Helvetische Gesellschaft, der Zofinger und Sempacher Verein entstanden; die Zofingia als das Gegenstück zur deutschen Burschenschaft. Sie bemühten sich um das Aufblühen der Schweizerischen Kultur, besonders der wissenschaftlichen und schöngeistigen Literatur. Um jedoch die Dichtung aus der vorherrschenden beschaulich-lyrischen und schüchtern-maßvollen Grundstimmung herauszureißen, bedurfte es wiederum erst einer politischen Erschütterung, der Revolution des Jahres 1830. Hatten die Franzosen als Eroberer und mit Gewaltherrschaft ihren Einfluß über die Schweizer ausgebreitet, so erschienen die Deutschen jetzt als Flüchtlinge. Dennoch wirkten sie tiefer und nachhaltiger.

[3]) Ernest Renan, Krieg und Friede, 1870, S. 19.
[4]) Heinrich v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, IV, 5. Auflage, 1907, S. 601.

Digitized by Google

Viele Reichsdeutsche sind in die Schweizer Geschichte eingegangen[5]), ungezählte lebten als Handwerker in dem „Lande der Freiheit" und begeisterten sich für die republikanische Staatsform und den Sozialismus. Fürsten und Pfaffen waren diesen Handwerksburschen die Hindernisse der Freiheit, und die Republik war das Allheilmittel. Am Steinhölzli bei Bern erklärten ihrer 150 den deutschen Fürsten den Kampf und begeisterten auch die Schweizer durch ihre Lieder, die gesungen und gedruckt verbreitet wurden:

Drei Farben sind dem Deutschen werth,
Die durch die Welt ihn führen,
Der Farben drei nächst seinem Schwert
Am würdigsten ihn zieren.

Schwarz sey der Trauer ew'ge Nacht,
Die rings ihn soll umgeben,
So lang er unter Fürsten-Macht
Fortführt sein Sklavenleben.

Roth sey der Flammen dunkle Glut,
Die rings ihn will entzünden,
Auf Thronenschutt mit edlem Muth
Der Freiheit Reich zu gründen.

Gold sei der heil'gen Wahrheit Licht,
Die rings er will verbreiten,
Daß finstrer Pfaffen Auge nicht
Mehr hemmt den Gang der Zeiten.

Hurrah! Wo die drei Farben wehn,
Ihr Deutsche in die Reihen,
Den Fürsten kühn entgegen gehn
Die Völker zu befreien.

Der Einfluß Deutschlands auf die äußere Form der politischen Dichtung der Schweiz war nicht sehr tiefgehend[6]). Erst in den 1840er Jahren erregten Herweghs „Gedichte eines Lebendigen" (1841 in Zürich und Winterthur erschienen) großen Beifall und fanden Nachahmer. „Im übrigen aber machte man sich seine Verse zum Hausgebrauch selber: Mutterwitz und drastische Komik bedurften keiner besonderen Mittel, um zu wirken" [7]). Eine hohe politische Lyrik entstand nicht. „Die Parteikämpfe in den 30er und 40er Jahren waren zu kleinlicher Natur und brachten es nur zu derber politischer Dichtung[8])."

Auch die Schweizer Staatspolitik bot keinen Anlaß zu dichterischer Verherrlichung. Im Gegenteil! Ludwig Follen entlud seine Wut über die Nützlichkeitspolitik der vorsichtigen Schweizer anläßlich der Ausweisung Herweghs, des Schlages gegen Fröbel, den Redakteur des radikalen Hauptblattes „Der schweizerische Republikaner", folgendermaßen:

[5]) Reichsdeutscher Herkunft waren Heinrich Zschokke, Wilhelm Wackernagel, Ettmüller, Ludwig Follen, Julius Fröbel u. a.
[6]) Vgl. Werner Sutermeister, Zur politischen Dichtung der deutschen Schweiz 1830–1848. Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft Bern auf das Jahr 1908, S. 5.
[7]) Ebd. S. 5.
[8]) Johann Jakob Hilty, Der schweizerische Almanach Alpenrosen und seine Ersatzstücke in den Jahren 1831–1854. Diss. Zürich 1914, S. 134.

Digitized by Google

Auch ein Schweizer Heimweh (1844):

Festgebannt an's Land der Prose
Wo mir jede Hoffnung welkt ...

Wo die Freiheit in der Tasche
Stets ihr grimmig Fäustchen hält,
Zitternd schon, wenn eine Masche
An dem Staatenstrumpfe fällt.

Wo der Muth der Freiheitsknechte
Heimlich Schlachtparolen gab:
Daß man für die Freiheit fechte
Tapfer - mit dem Bettelstab.

Die bedeutendsten Dichter dieser Zeit versuchten sich gegen die immer mächtiger werdenden fortschrittlichen Kräfte zu stemmen. Gegen die republikanischen Flüchtlinge aus Deutschland schrieb Abraham Emanuel Fröhlich 1843 seine Satire „Der junge Deutsch-Michel" und Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius) 1851 die Erzählung „Ein deutscher Flüchtling". Der neuen republikanischen Bewegung stellten beide ihr konservativ-deutsch-protestantisches Ideal entgegen. Doch resigniert und aus bitterster Lebenserfahrung konnte Fröhlich nur bekennen:

„In unserm Freistaat darf frei denken jedermann,
Doch denkt er nicht wie wir, so denken wir ihm dran!"

Die fortschrittliche Bewegung fand erst in dem jungen Gottfried Keller einen Dichter, der ebenbürtig neben Fröhlich und Gotthelf bestehen konnte. In dem schönsten seiner frühen Gedichte „Waldstätte" (1845) versinnbildlicht sich der Untergang des Überalterten.

Sie nähren sich noch zur Stunde
Vom alten Ruhm mit List,
Der doch auf der Wasser Grunde
Schon lange versunken ist. [9])

Eine weit höhere Stufe als die politische oder, besser gesagt, tagespolitische erreichte die geschichtlich-vaterländische Dichtung. In den 1830er und 1840er Jahren schloß sich die Schweiz weniger stark vom deutschen „Ausland" ab als in den ersten drei Jahrzehnten, so daß erst jetzt die geistigen Ströme der deutschen Kultur sich auswirken konnten. Vor allem fand der national-volkstümliche Zug der Romantik Anklang. Die tiefere Anschauung vom Mittelalter, selbst die Begeisterung für Kaiser und Reich, wurde in der Schweiz aufgenommen, hinzu kam das Wiedererinnern an die Heldenzeit der eigenen Heimat. Der Aufschwung der Germanistik, in der Schweiz vertreten durch Ettmüller, Follen, Wackernagel, erweckte von neuem das Bewußtsein der gemeindeutschen Zusammengehörigkeit, und die gesamtalemannischen Beziehungen wurden durch die besonders große Verehrung Uhlands gestärkt. Während es - sicher aus Mangel an schweizerischen Taten - auch zu keiner großen schweizerisch-patriotischen Lyrik kam, Fröhlichs „Schweizerlieder" sind das einzig Nennenswerte [10]), so brachte die Begeisterung für die deutschen Freiheitskriege doch eine Anzahl deutsch-patriotischer Werke her-

[9]) Gottfried Keller, Sämtliche Werke, Hrsg. Jonas Fränkel, 14. Band, 1926, S. 204.
[10]) Hilty, Der schweizerische Almanach, S. 134.

Digitized by Google

vor. Waren doch viele Schweizer in den deutschen Heeren gegen Frankreich marschiert, um die Freiheit der Völker gegen Napoleon zu verteidigen.

„Die Freiheitskriege der Deutschen hatten auf die Schweizer doch einen großen Eindruck gemacht, und die Begeisterung für die deutschnationale Dichtung wirkte noch in unserer Periode (1831-1854) nach [11])." In dem Gedicht „An die Freiheit" [12]) bekannte sich J. J. Schneider zu den „unvergeßlichen Liedern" Arndts und Schenkendorfs wie A. E. Fröhlich zu Herder, Novalis, Arndt, Schenkendorf, Körner und Rückert [13]). Besonders begeisterte man sich an den Kriegsliedern [14]).

Wie C. F. Meyer durch den Krieg Deutschlands gegen den dritten Napoleon und die Reichsgründung, so wurde Fröhlich durch das geistige Erlebnis der Freiheitskriege angetrieben, sich in der Gestalt des „Hutten" [15]) zum deutschen Volk und seinen Waffentaten für Freiheit und Einheit zu bekennen.

Im „Zwingli" (1840) trat Fröhlich für Vaterland und Glauben ein, im „Hutten" für das deutsche Volk und seinen Freiheitskampf; dem vorsichtig feigen Erasmus in Basel stellte er den volksbewußten deutschen Mann in Zürich: Zwingli gegenüber.

Führend im Bekennen zur gesamtdeutschen Einheit war Basel und besonders seine Universität. Das Professoren-Kleeblatt [16]) Wackernagel-Hagenbach-Reber fühlte sich einmütig dem deutschen Volke zugehörig. Der Theologieprofessor Karl Rudolf Hagenbach geriet wegen eines Gedichtes „Markgraf Georg von Brandenburg" mit der Zensurbehörde in Konflikt, der Germanist Wilhelm Wackernagel - Berliner der Abstammung nach - bekannte sich in seinen Gedichten zu einem neuen deutschen Reich und Preußens Führung, Bathasar Reber stellte sich gegen Frankreich. Deutschland ist in Rebers Augen der auserwählte „Völkerhirte", der Europa die wahre Freiheit bringen wird. Nach Rebers Anschauung hatte Frankreich mit der Revolution durch den Sturz der Tyrannei seine Aufgabe erfüllt und mußte Deutschland den weiteren Ausbau überlassen.

Selbst Jakob Burckhardt, dem seine einseitig kulturgeschichtlichen Arbeiten in späterer Zeit den Blick für Realpolitik getrübt und das Verständnis für die geschichtliche Notwendigkeit der Reichsgründung genommen haben, war in seiner Jugend deutschbewußt, ja er hatte es sich sogar als Ziel gesteckt, seinen Landsleuten zu beweisen, daß sie Deutsche seien. Stolz trug er als Student in Bonn das altdeutsche Barett. In den „Erinnerungen im Dom zu Basel" [17]) rief er „die heilige ... große Vergangenheit" wach: Den Franken Clodwig, den „herrlichen Kaiser Karl", die Heinriche, Rudolf v. Habsburg und Friedrich v. Österreich, das „Vorbild männlicher Treu", läßt er in der Erinnerung auftauchen. Seine volksdeutsche Haltung zeigt seine Stellung zu dem von den Franzosen geraubten Straßburg, das für ihn eine „alte, entweihte Reichsstadt" [18]) blieb. Sein Deutschlanderlebnis, die Liebe zu dem „heilig großen Vaterland" und seinen Schwur, nur für Deutschland zu leben, hat er in dem Gedicht „An Deutschland!" [19]) ausgesprochen.

[11]) Hilty, Der schweizerische Almanach, S. 134.
[12]) Weihnachtsgaben. Ersatzstücke der „Alpenrosen". 1845, S. 135.
[13]) Alpenrosen 1851, S. 262, in der Erzählung „Die Witwe".
[14]) Alpenrosen 1854, S. 48, in Fröhlich, Der Maler Gerhard, eine Erzählung.
[15]) Fröhlich, „Hutten" 1845.
[16]) Siehe auch Henry Ernest Tièche, Die politische Lyrik der Deutschen Schweiz von 1830 bis 1850. Diss. Bern. 1917, S. 41.
[17]) Jakob Burckhardt, Gedichte, Hrsg. K. E. Hoffmann, Basel 1926, S. 10-13.
[18]) Ebd. S. 15. — [19]) Ebd. S. 54.

Digitized by Google

An Deutschland!

Du hast mir Freuden viel bereitet,
Du heilig großes Vaterland,
Hast deine Pracht mir ausgebreitet
Vom Alpenschnee zum Meeresstrand.

Du weckteſt mir ein ſtilles Ahnen,
Auch ich ſei dein geliebtes Kind;
Du ließeſt nicht vom treuen Mahnen
Mit Mutterhand ſo ſanft und lind.

Und dich verſchmäht ich, ach, wie lange!
Doch ward zuletzt die Liebesglut
Der Mutterbruſt, an der ich hange,
Gewalt'ger als mein Übermut.

In deines Rheines Prachtgelände,
Da zogſt du eng ans Herze mich;
Zum Himmel hob ich beide Hände
Und ſchwor's, zu leben nur für dich.

Dort möcht' ich vor dein Antlitz treten,
Zu blauen Bergen hingewandt,
Und mit des Dankes Tränen beten
Zu dir, mein deutſches Vaterland.

Die deutſche Sehnſucht nach dem Auferſtehen des alten Reiches, wie ſie die deutſche Burſchenſchaft beſeelte, drückt die 1832 in den „Alpenroſen" veröffentlichte Ballade Ludwig Follens „Der Birnbaum auf dem Walſerfeld bei Salzburg" aus. Dreimal iſt der Baum aus tiefſter Wurzel wieder erſtarkt. Jetzt ſteht er dürr und verkümmert. Symbolhaft werden die Vertreter der einſtigen Kaiſerherrlichkeit, Karl der Große und Friedrich Rotbart, gezeichnet und ihre Wiederkehr vorausgeſagt:

Dann hebt es an zu raunen
Im Volk von Land zu Land,
Dann blaſen Heerpoſaunen
Die Welt in Waffenbrand;
Drängt alles zum erdorrten,
Ergrünten Baume ſchon:
Aus Unterberges Pforten
Steigt Karl zum Hohen-Thron.

Die Verbreitung und Wirkung der Gedichte dieſer Art iſt bezeugt. Großen Eindruck hat z. B. die Schilderung Karls des Großen durch Follen auf den jungen C. F. Meyer gemacht.

Ein ſtolzer Beweis geſamtdeutſchen Gemeinſchaftsgefühles war die Opferbereitſchaft aller deutſchen Gaue zum Neuaufbau des im Jahre 1842 durch Brand zerſtörten Hamburg.

„Deutſchland! Du haſt das Sterbelied vernommen
Des edeln Schwanes an der Elbe Strand.
Sehtl wie ſo brüderlich ſie Alle kommen
Vom Alpgebirge bis zum Niederland;

Digitized by Google

Ein holdes Liebesfeuer ist entglommen
An Hamburgs schauerlichem Todesbrand;
Zwar Deutschland hat ein herrlich Glied verloren,
Doch Deutschlands Herz ward dadurch neu geboren.

Ja, wie ein Held stirbt Hamburg: um zu siegen!
An deinem Sarg steht Deutschland, einig, ganz.
Der Asche Hamburgs sieht die Welt entfliegen
Den Phönix Deutschland mit der Einheit Kranz!" [20])

Mit der „Weihnachtsgabe für Hamburg" stellte die Schweiz wieder einmal die so oft vorhandene Gemeinsamkeit der Waterkant mit dem Hochgebirge, die Einheit der freien Reichsstädte im Norden und Süden her. Balthasar Reber rief die Reichserinnerungen der Reichsstadt Basel wach und zeigte die Verbundenheit dieser Stadt mit dem alten Reich in Gedichten, die den Aufenthalt Friedrichs III. und Maximilians in den Mauern Basels behandeln[21]). Neben die traditionsreiche Stadt am Rhein wurde das neu erstehende, Zukunft verheißende Hamburg gestellt. Es sollte ein Symbol sein für das Neuerstehen des Reiches, „ein deutsches Riesendenkmal ... von der Liebe Glut".

„Deutschland, dir blüht ein großes Los auf Erden,
Du gehst entgegen ihm in Gottes Hut;
Nah ist die Zeit, da wirst du dich gebärden
Als erste Völkerfürstin christlich gut!
Und Hamburg, Denkstein deiner Bruderstärke,
Heb' dich empor zum höheren Ruhmeswerke." [22])

Nicht nur eine Tat des Mitleids ist die Unterstützung Hamburgs gewesen, sondern darüber hinaus eine Tat aus deutschen vaterländischen Gefühlen, verbunden mit dem Blick auf die reale politische Bedeutung Hamburgs für Deutschland. Hamburg sollte sich „als deutsche Stadt, als Stadt des Reiches türmen!" Aber es sollte mehr als nur eine von vielen sein. Mit ihr erhielt Deutschland eine Möglichkeit, ja eine Aufgabe:

„Mein Vaterland! So wächst dir in die Hände,
Was tüchtig wäre Flotten auszurüsten,
Vom Mund der Schelde bis zur Kur'schen Nehrung." [23])

Nicht Englands Flotte allein sollte ihre Segel blähen. Den Vorteil dieses Aufschwungs Hamburgs und der neuen deutschen Flotte sollte das ganze deutsche Vaterland „vom Mund der Schelde bis zur Kurschen Nehrung", „vom Alpgebirge bis zum Niederland" genießen.

„Jetzt aber trieft und tropft ein goldner Regen,
Hamburg, in deine öden Niederungen,
Und aller Deutschen Braut bist du geworden.
Zurückerstehen soll uns der Himmelssegen,
Wenn Deutschlands Flotte jauchzend sich erschwungen
Aus deinem Schoß gen Süden und gen Norden." [24])

---

[20]) Balthasar Reber, „Das neue Hamburg" in der „Weihnachtsgabe für Hamburg", Basel 1842, S. 121.
[21]) Ebd. S. 150-160. — [22]) Ebd. S. 121. — [23]) Ebd. S. 121.
[24]) Ebd., Wilhelm Wackernagel, Sonette, S. 7-14.

Digitized by Google

Die Wünsche, die die Schweizergaben durchs Reich zur Meeresküste begleiten sollten, faßt Wackernagels Schluß-Elegie zusammen.

„Mein Hamburg, deutsche Stadt, so ist's an dir,
An dir nur jetzt, aus deiner Trümmer Rauche
Und ach! des deutschen Reiches morschen Trümmern
Dich selber neu und neu das Reich zu baun." [25])

1848

In engster Verbindung, häufig sogar mit dem starken Bewußtsein der Zugehörigkeit zum deutschen Volke, haben die Deutschschweizer die leidenschaftliche Zeit des Vormärz durchschritten. Gerade in diesem einzig übriggebliebenen Freistaat fanden die freiheitlichen Bestrebungen aller Völker lebhafte Zustimmung. Fühlte man sich doch selbst von den monarchischen Staaten bedroht und erkannte, daß die Sache der Freiheit überall siegen oder fallen müsse. Schweizer waren führend in der Unterstützung der Griechen. Gottfried Kellers Vater z. B. war begeisterter Philhellene. In der Schweiz fanden nach den Revolutionen von 1830 die polnischen und italienischen und deutschen Freiheitskämpfer Zuflucht. Von Genf aus plante Mazzini sein „Junges Italien" und „Junges Europa". Als dann mit dem Sonderbundskriege die Schweiz auch die Fesseln des Metternichschen Staatensystems und der eigenen reaktionär-konservativen Mächte abgestreift und gleichsam den Auftakt der großen Umwälzungen von 1848 [26]) gegeben hatte, da ergriffen die großen Bewegungen der Deutschen, Franzosen und Italiener auch die Schweizer, da drohte das kleine Staatsschifflein der Schweiz von den hochaufschlagenden Wogen völkischer Begeisterung überflutet zu werden. Gegen das übervölkische Staatsbewußtsein erhob sich in der Schweiz das völkische Gemeinschaftsbewußtsein der Franzosen und Italiener und schließlich auch der Deutschen.

In dem Augenblick, da sich die Deutschen, Franzosen und Italiener auch die Freiheit erkämpften, drohte das einigende Band zu zerreißen, das die republikanische Staatsform um die drei Volksteile in der Schweiz gelegt hatte. Überall gärte es. Die einen wollten mit Savoyen gemeinsam dem italienischen Volk zur Freiheit verhelfen [27]), die andern forderten einen Freischarenzug zur Unterstützung der Republikaner in Deutschland [28]). Hier erhob sich das Verlangen nach einer innerstaatlichen Umorganisation der Schweiz, die den völkischen Grenzen gerecht werden sollte [29]), dort wollte man selbst bei der Bezeichnung der Parteien die Worte „deutsch, französisch, italienisch oder welsch" vermieden wissen, um die aufbrechende Spaltung zu überdecken [30]). Von einem Aufreißen der völkischen Kluft kann man nur bei der französischen und deutschen Schweiz sprechen. Der italienische Tessin hat auch vorher nie innerlich zur Eidgenossenschaft gehört. Gemeinsame Geschichte, gleiches Volkstum und ähnliches politisches Schicksal wie die geographische Lage südlich des Alpenkammes hatten ihn auf die Seite

[25]) Ebd. S. 255.
[26]) Werner Näf, Der Schweizerische Sonderbundskrieg als Vorspiel der deutschen Revolutionen von 1848. Diss. 1919.
[27]) Der Freisinnige 10. 4. 1848.
[28]) Winterthurer Zeitung 27. 4. 1848, Jura Zeitung 19. 4. 1848.
[29]) Confédéré 16. 3. 1848.
[30]) Der Liberale Alpenbote 18. 11. 1848, Neue Zürcher Zeitung 13. 11. 1848.

Digitized by Google

Italiens gestellt und die geistige Bereitschaft geschaffen, den Aufschwung des italienischen Nationalgefühls mitzuerleben und sogar dank der freistaatlichen Form zu einem Kraftherd des italienischen Risorgimentos zu werden. Im Tessin fanden die italienischen „Hochverräter" freudige Aufnahme, erschienen unter dem Schutz der Pressefreiheit die fanatisch aufrufenden Werke der neuen politischen Dichtung. Schon seit dem Savoyerzug hatte Mazzini mit seinem republikanischen Programm festen Fuß gefaßt, so daß das Jahr 1848 nur den Ausbruch längst geballter Kräfte brachte. Mit fliegenden Fahnen und bewaffnet überschritten die italienischen Emigranten wieder die lombardische Grenze, und tessinische Freischaren folgten nach, darunter hervorragende kantonale Magistrate und Offiziere, wie Major Fogliardi, Vicari, Ramella, die Brüder Ciani, der Bildhauer Vinzenzo Vela und der spätere „Brigadegeneral" Arcioni [31]).

Nach dem sardinischen Bündnisangebot erklärten sich alle welschen Kantone, italienische wie französische, für die Teilnahme am italienischen Freiheitskampf. „In der Presse wie in den Ratssälen wurde der Kampf um Neutralität oder Intervention leidenschaftlich geführt, und es ist schließlich einzig das materielle Übergewicht der deutschen Mehrheit gewesen, das ihn entschied; denn für ihre Vernunftgründe hatte der welsche Idealist taube Ohren [32])."

Als Tessiner Antwort auf die Neutralitätserklärung der Tagsatzung erschienen Aufrufe zur Verstärkung der Freiwilligenverbände und Leitartikel und Satiren mit bitterem Hohn über die schweizerische Staatspolitik, deren schwächliches und unmoralisches Prinzip heftig verurteilt wurde. Neutral konnten und wollten die Welschschweizer im Süden und Westen weder fühlen noch denken, – damals ebensowenig wie später im Weltkrieg und im Krieg der Gegenwart. Doch man muß anerkennen, daß ihre Begeisterungsfähigkeit und ihr Idealismus ethisch turmhoch der „kalten Selbstfürsorge" der Deutschschweizer überlegen waren. Während der Kampf für die völkische Einheit und Freiheit als neutralitätswidrig verboten wurde, schlugen Schweizerregimenter z. B. in Neapel und Paris für fürstlichen Sold die nationalen und republikanischen Aufstände nieder, verpflichtet durch die allfällige Pensionen einbringenden Militärkapitulationen.

Das idealistische und völkische Fühlen, das in der Welsch-Schweiz überwog, wollte sich auch in der Ostschweiz durchsetzen. Es war nicht vorherrschend. Wie hätte das möglich sein sollen bei der fast ununterbrochenen vierhundertjährigen Westorientierung seit dem Ensisheimer Vertrag (1444) und der politischen Bevormundung in den Zeiten Ludwigs XIV. und Napoleons? Gleich dem völkischen Wiedererwachen der Bretonen und Flamen besannen sich die Deutsch-Schweizer allmählich, unter der kulturellen und politischen französischen Überfremdung besonders des städtischen Bürgertums, auf ihre deutsche Kultur und Wesensart. Die Regenerationszeit diente der Vorbereitung. Das Jahr 1848 brachte den ersten geistigen Vorstoß. Es ist ein stark einseitiges, wenn nicht sogar völlig verfehltes Urteil, wenn Elli Lehmann in einer Dissertation behauptet: „Eine politische Angliederung an Deutschland kam der öffentlichen Meinung in der deutschen Schweiz so absurd vor, daß normalerweise ein solcher Gedanke hier überhaupt nicht

[31]) Siehe E. Weinmann, Der Anteil des Tessins am italienischen Risorgimento und die schweizerische Neutralität 1848. Zeitschrift für Schweizer Geschichte 1932, Nr. 4. Der Verfasser kann jedoch infolge seiner sonderstaatlich-neutralen Einstellung dieser völkischen Begeisterung des Tessins nicht gerecht werden.

[32]) Ebd. S. 410.

Digitized by Google

auftauchte [33])." Nicht nur Gottfried Keller hat diesen „absurden" Gedanken mehrfach geäußert, auch die historisch-politische Auseinandersetzung in Flugschriften, Büchern und der Presse hat diese Frage - bejahend oder verneinend - häufig erörtert. Selbst in der Schweiz der Gegenwart, die nach ihrem Abseitsstehen in dem Völkerringen des Weltkriegs, nach Burckhardt und Spitteler, sich viel stärker als Zuschauer im Weltgeschehen betrachtet, als das 1848 der Fall war, ist ja die Erörterung dieses Themas noch nicht abgeschlossen. Es geht nicht an, die mehrheitliche Geisteshaltung der Zeit um 1935 auch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vorauszusetzen. Großdeutsche Bestrebungen sind in der deutschen Schweiz 1848 sehr stark vertreten worden, obwohl ein Anschluß nur Opfer und Mitkämpfen und nicht Teilhaben an irgendwelchen Vorteilen bedeutete.

Als auch in Deutschland die Aufstände ausbrachen, wußte man sich in der Schweiz zuerst kaum zu fassen. Daß in Frankreich von Zeit zu Zeit revolutionäre Erschütterungen eintraten, war ein gewohntes Bild; daß der unpolitische, gutmütige Deutsche die Waffe in die Hand nahm, Metternich und seine Ministerkollegen davonjagte und innerpolitische Freiheit forderte, war etwas Neues. Als aber der Träumer nördlich des Rheins sein altes Hoffen auf Kaiser und Reich mit den klaren politischen Forderungen der Einheit und Freiheit, des Rechtes eines Volkes auf seinen Nationalstaat verband und sich anschickte, selbst mit Mitteln der Gewalt dafür einzutreten, da begannen die Schweizer zu ahnen, daß aus dem Michel ein Kämpfer für politische Freiheit, aus dem geographischen Begriff Deutschland ein Deutsches Reich werden könnte. Altgewohnte Vorstellungen drohten wertlos zu werden. Die einen warfen sie freudig und gern über Bord und bekannten sich zum großen Vaterland, die anderen spürten gegenüber dem neuerstehenden deutschen Volk nur Ablehnung, Haß oder Hohn.

Ein stürmischer Widerstreit der Meinungen setzte ein. Allgemein mußte man dem deutschen Volke gönnen, was auch Griechen, Polen, Magyaren und Italiener unter lauter Zustimmung der Schweizer erringen wollten: den Nationalstaat. Um seine gerechten zukünftigen Grenzen gegen Dänemark, Polen und Italien erhitzte man sich bereits.

Die Pläne für ein Großdeutsches Reich, eine Machtkonzentration in Mitteleuropa, eine Österreich einschließende Einheit fanden stärkere Ablehnung. Als schließlich die Macht in Deutschland wieder in den Händen der Monarchen lag und nur noch prächtige Reden im Frankfurter Parlament ertönten, ergoß sich eine Flut von Hohn und Spott über das „schwarz-rot-goldene Fieber [34])" und den „deutschen Michel [35])", der in seiner Großmannssucht von einer starken Kriegsflotte und von Weltgeltung phantasierte. Sehr sorgfältig hat Elli Lehmann diese reichsfeindlichen und antideutschen Äußerungen in der erwähnten Dissertation zusammengetragen und bewertet, die Gegenseite jedoch unberücksichtigt gelassen [36]).

Das neue Deutschland begann seine nur natürliche Anziehungskraft auf die deutsche Schweiz auszuüben, wenn auch nicht in dem starken Maße, wie es die Muttervölker

[33]) Elli Lehmann, Die Spiegelung der deutschen revolutionären Ereignisse von 1848/49 in der schweizerischen Presse. Diss. Bern 1935, S. 133.
[34]) Guckkasten 3. 6. 1848.
[35]) Siehe Schottenhauer, Flugblatt und Zeitung, Berlin 1922, Kap. XIV Der deutsche Michel, S. 400-409.
[36]) Eine gerechtere Auswahl bringt: Karl Weber, Die schweizerische Presse im Jahre 1848, Basel 1927.

Digitized by Google

auf die West- und Südschweiz taten. Besonders in der liberalen und radikalen Presse wurde die deutsche Frage immer wieder und mit stärkster innerer Beteiligung erörtert:

„Schon lange durchzog Europa eine Ahnung, daß das deutsche Volk endlich einmal eine seiner inneren Tüchtigkeit und seinem wahren Werte entsprechende Stellung einnehmen und sich im Kreis der Völker auf die ihm gebührende Stufe erheben werde".

schrieb der Schweizerbote (am 7. März 1848). Er betonte seine Achtung vor dem „gemäßigten, edlen Charakter" und der Energie der Volksaufstände und bedauerte es in Hinsicht auf die kleindeutschen Lösungsversuche, wenn „kräftige deutsche Volksstämme vom gemeinsamen Herzen der Mutter gestoßen [37])" würden.

„Freudig begrüßen wir dies erste Zeichen der neuen Erkräftigung des deutschen Bundes. Heil Deutschland, wenn auf der nun glücklich eingeschlagenen Bahn rasch und kräftig fortgeschritten wird," [38])

hieß es anläßlich der Nachricht von der Errichtung einer deutschen Kriegsmarine.

Einen sehr sachlichen und anerkennenden Bericht über die Ereignisse des Jahres 1848 brachte der Vorläufer der „Basler Nachrichten", das „Allgemeine Intelligenzblatt der Stadt Basel" (am 5. Januar 1849):

„Märchenhaft klangen die Nachrichten von Wien und Berlin, von jenen Heroenkämpfen, jenem Muthe, der dem Tod ins Auge sah und die Bajonette überwand, die die Stützen der Throne waren."

Preußen wurde von vornherein als die einzige Macht anerkannt, die die Führung und Neubildung des Reiches übernehmen könnte. Berichte über die revolutionären Vorgänge in Wien und Berlin füllten die Spalten der Zeitungen. Sie boten wiederholt die Gelegenheit, das gesamtdeutsche Gemeinschaftsbewußtsein zu betonen:

„Wir wissen, daß in Deutschland auch das Schicksal der Schweiz entschieden wird; denn die große Mehrheit der Schweizer steht mit Deutschland in innigster Verbindung, sie sind Fleisch von seinem Fleische und Blut von seinem Blute, ihr geistiges Leben zieht aus dem deutschen Leben die meiste Nahrung, durch Sprache, Schrift und Wissenschaft. Wir sind ein von dem Hauptstamme abgerissener Ast, der durch tausend unsichtbare Fasern immer noch mit demselben in lebendigster Wechselwirkung steht." [39])

Vorstöße zu einer Lösung der Nationalitätenfrage gingen wiederholt von der welschen Schweiz aus. Am 16. März 1848 forderte der Freiburger „Confédéré" eine Bundesrevision mit einer Veränderung der Schweizer Karte. Die neuen Kantonsgrenzen sollten sich mit den Volksgrenzen decken. „Die Verträge haben Bevölkerungen vereinigt, die unter sich durch Sitten, Gesetze, Religion, vor allem aber durch die Sprache getrennt waren." Diese falschen Bindungen müßten gelöst werden. Den Endpunkt einer so einsetzenden Entwicklung sah und anerkannte ein Aufsatz der Thurgauer Zeitung (vor dem sardinischen Bündnisangebot):

„Jeder weiß und fühlt es, daß die Nationalität der Schweiz nur eine historische ist; genießen aber die Völker um uns herum ähnliche Freiheit, so löst sich der Kitt, wie ihn ein Blatt nannte, mehr und mehr auf, der die schweizerische Völkerschaft von drei verschiedenen Sprachen verbinden soll, und es folgt jeder dem Zuge größerer Attraktions- und Sprachverwandtschaft. Für einstweilen ist die Sympathie für Deutschland bei der deutschen Bevölkerung noch am schwächsten; in dem Augenblicke aber, wo sich in Deutschland die Zustände konsolidieren und ein großartiges Nationalleben an die Stelle der bisherigen Zerfahrenheit

[37]) Schweizer Bote 10. 4. 1848. — [38]) Ebd. 19. 4. 1848.
[39]) Basler Zeitung 3. 10. 1848.

Digitized by Google

treten sollte, würde für Deutschland die Teilnahme wachsen und um so mehr, je mehr die französische Schweiz sich Frankreich, die italienische sich Italien genähert hätte."

In der gleichen Richtung lag die Aufforderung der Jura-Zeitung am 19. April 1848 zum Freischarenzug nach Deutschland und Oberitalien. Die Tiefe der völkischen Gegensätze beweist die Churer Zeitung vom 18. November 1848:

„In die Bauleute, die im Ausbau unseres schweizerischen Staatsgebäudes begriffen sind, ist eine babylonische Sprachverwirrung gefahren, die leicht gefährlich werden und den ganzen Staatsbau zu einem babylonischen Turmbau machen kann ...

Konservativ, liberal, radikal, urchig radikal, ultramontan, alles das ist bei unseren Herren in Bern in Vergessenheit geraten, sie kennen sich nur noch als deutsch und welsch, nähern sich einander oder stoßen sich gegenseitig ab als deutsch und welsch. Dieser Brauch hat sich allmählich gemacht und erscheint uns unheilbar, weil er sich auf das Nationalgefühl gründet, das sich in Europa immer mehr hervordrängt.

Seine Folgen haben eine Tragweite, die wir mit Bekümmernis überblicken; denn die welsche Partei, an deren Spitze der Genfer Fazy und der Tessiner Luvini stehen, ist nicht schweizerisch, sie ist ausländisch, französisch und italienisch, ihren Sympathien für Frankreich und Italien würden sie alles, alles zum Opfer bringen, und diese Opfer mit der Neutralität der Schweiz beginnen, der die Unabhängigkeit bald nachfolgen müßte ...

Es scheint also, der Sturm, der gegenwärtig einen großen Teil Europas durchzieht, werde auch noch über unsere Berge hineindringen."

Da war es nur natürlich, daß auch die Deutschschweizer ihre Augen nach Deutschland richteten. Eine innere Angleichung zwischen Deutschland und der Schweiz trat durch die den beiden Staatsgebilden gemeinsamen Bemühungen ein, das lose Band des Staatenbundes in einen Bundesstaat umzuwandeln. „Diese Übereinstimmung der Bestrebungen", erklärte der Präsident des großen Rates von Aarau, Dr. Alfred Escher, in einer Eröffnungsrede, „muß eine Sympathie zwischen Deutschland und der Schweiz hervorrufen, die ... auch durch die natürliche Verbindung dieser beiden Länder schon lange geboten gewesen wäre [40]) ..."

Stürmisch begeistert für eine deutsche Republik, der auch die Schweiz sich angliedern sollte, waren große Teile der Radikalen und Sozialisten.

„Gehören denn die deutschen Schweizer nicht auch zur deutschen Nation und soll das Nationalgefühl in der deutschen Schweiz unterdrückt bleiben? Soll in der Schweiz, während ganz Deutschland sich einigt, der elende und unheilvolle Kantonsgeist ... fortherrschen?"

So wurde in der Winterthurer Zeitung vom 27. April 1848 gefragt.

„Die wohlverstandene, allein freisinnige Politik der deutschen Schweiz erfordert, daß sie der patriotischen Bewegung von Deutschland sich anschließe, zur Wiederherstellung der Einheit und Freiheit der deutschen Nation mitwirke, und als ein Bundesglied der deutschen Republik dem deutschen Namen wieder Ehre und Achtung verschaffen helfe und ihre Kräfte unserem gemeinsamen Vaterland weihe." [41])

Um Einheit und Freiheit zu erringen, waren die Völkerschaften Europas aufgebrochen, und die Schweizer hatten diese Volksbewegungen eindeutig bejaht. Im 1848er Jahre, als die Verwirklichung dieser Ziele nahegekommen schien, wurde deutlich, daß man innerhalb der Schweiz wohl die gleichen Ideale proklamiert, aber zu einem Teile dennoch etwas völlig Verschiedenes gemeint hatte. Einerseits wollte man wirklich völkische Freiheit und Einheit, andererseits hatte man sich nur von dem Strome der aus verinner-

[40]) In „Der Schweizerbote" vom 4. 4. 1848.
[41]) Winterthurer Zeitung 27. 4. 1848.

Digitized by Google

lichten Tiefen der Volkstümer entspringenden völkischen Erneuerung mittragen lassen, doch nicht, um die völkische Einheit wiederherzustellen, sondern mit dem Ziele, den staatlichen Zusammenhalt der Schweiz zu festigen. Jetzt fürchtete diese staatlich denkende Gruppe, die Völker der Schweiz würden im konsequenten Verfolgen nationaler Ideale sich ihren Muttervölkern zuwenden, und bemühte sich, diesen Strom vor den Grenzen der Schweiz abzudämmen. Konnte man das Eindringen dieser Ideen nicht völlig verhindern, so versuchte man, sie wenigstens für die eigenen Ziele einzuspannen, indem man den Begriff der Staatsnation und der schweizerischen Nationalität proklamierte.

Zu einer tiefen geistigen Grundlegung eines eidgenössischen und übervölkischen Staatsgedankens ist es nicht gekommen. Man machte es sich einfach, indem man die Idee des Jahrhunderts aufgriff und für den eigenen Hausgebrauch umänderte. Nationalität sollte einfach nicht mehr die Einheit von Sprache, Blut und Kultur, sondern die Gemeinschaft der in einem Staatswesen lebenden Menschen sein. Welch eine Umdeutung! Seit einem halben Jahrhundert und länger rangen die Nationalitäten um ihren Staat, ihre Freiheit und Einheit, und nun sollten sie gar keine Nationalitäten sein, sondern die Zugehörigkeit zum Staate sollte diese bestimmen. Man konnte wohl von einer österreichisch-ungarischen Staatsidee, aber nie von einer österreichisch-ungarischen Nationalität sprechen. Auch das Bestehen eines ausgeprägten preußischen Staatsbewußtseins im 18. und 19. Jahrhundert, das die Deutschen, Masuren, Kassuben und selbst die Polen zum Teil zu einer festen Einheit verbunden hatte, konnte niemand bezweifeln. Aber dennoch konnte es niemandem einfallen, von einer preußischen Nationalität zu sprechen. Jetzt wollte ein Teil der Schweizer dem Begriff „Nationalität", dessen Sinn eindeutig festlag, einen anderen Inhalt geben, um mit der aus Teilen dreier Nationalitäten konstruierten neuen schweizerischen Nationalität im Strome der europäischen Nationalitätenbewegung mitschwimmen zu können. Das war aber keine große geistige Leistung und rief nur eine „babylonische Sprachverwirrung" in den Begriffen Volk, Staat, Nation und Nationalität hervor [42]).

In Bestätigung des Keller-Wortes „dem Mangel an Tat ging aber von jeher der Mangel an Idee voran" folgte auch sofort das laute Betonen der Neutralität als des grundlegenden Staatsprinzips. Gemeint war damit das Fernbleiben von der freiheitlichen Bewegung des Deutschtums, eine bewußte Absonderung von den Kräften, die ein neues Reich schaffen wollten. Die Folge war selbstverständlich die Annäherung an Frankreich; denn das Abwenden vom Reich führt stets - gewollt oder ungewollt - in die Nähe des ewigen Gegenreichs. Nicht wahre Neutralität war das Ziel dieser „schweizerischen Nationalität", sondern eine Erhaltung des Status quo von 1648, eine mehr oder weniger unmittelbare Parteinahme für die reichsfeindlichen Kräfte, die mit dem Vorwand, die deutsche Libertät zu schützen, stets bereit waren, ein Wiedererstehen des Reiches zu verhindern.

Wie das zerfallende Reich in allen Territorien und besonders in den Randgebieten die zentrifugalen Kräfte hatte zur Wirkung kommen lassen, so mußte ein neuerstehendes Reich eine zentripetale Gegenbewegung hervorrufen. Die Furcht vor diesem Geschehen, das mit der Notwendigkeit eines Naturereignisses hereinbrechen mußte und auch hereinbrach - wenn auch über zwanzig Jahre später -, ließ die Front klar erkennen.

[42]) Vgl. Max Hildebert Boehm, Das eigenständige Volk. Volkstheoretische Grundlagen der Ethnopolitik u. Geisteswissenschaften Göttingen 1932, S. 36 ff. über das Wesen der Nationalität.

Digitized by Google

„Schweizerische Nationalität" - Neutralität - und Dienst im Sinne der Gegenreichsmächte.

Der Widerstreit zwischen deutsch-völkischer Haltung und der Ideologie der Zugehörigkeit zu einer vom Deutschtum getrennten schweizerischen Staatsnation spiegelt sich wie in allen geistigen Äußerungen auch in der Dichtung dieser Zeit. Dichter sind Gefühlen, die aus den Tiefen der Seele oder des Volkstums hervorquellen, meistens eher zugänglich als kaltem rechnerischen Abwägen und Hirnkonstruktionen. So nimmt es nicht wunder, daß sich die meisten zum Deutschtum bekannten und die Schweiz als Glied des großen deutschen Vaterlandes betrachteten.

In den Ludwig Uhland gewidmeten und unter Mitwirkung Gottfried Kellers erschienenen „Neuen Alpenrosen" (1848) wehrte sich der Herausgeber J. J. Reithard gegen die Anschauung, die Schweizer wären in Nützlichkeitskrämerei und Geschäftstüchtigkeit versunken und verstünden sich nicht „auf ihr edles Land" und höhere Ideale.

„Von der Schweiz in deutschen Gauen
Geht die Sage frank und frei,
Daß sie reich an schönen Frauen,
aber arm an Dichtern sei ..."

Gegen die einsetzende Überbewertung des Geistigen und Kulturellen den politischen und militärischen Taten gegenüber wurde die Einheit von Krieger und Dichter, von Tat und Kunst betont.

„Dröhnten nicht die Zwingherrnvesten?
Rauschte nicht der Freiheit Saat?
Klingt nicht jenes Lied am besten,
das da Eins ist mit der Tat?"

Und der Dichter mahnte an die Heldenzeit, an Sempach und „Morgartens Schwerterklang". Wenn er fragte: „Dieser Totenkranz des Frevels - sprecht! ist er nicht makellos?", so bezeugte er, daß in ihm noch alter Schweizergeist lebte und daß er nicht mit der Überheblichkeit des Neutralen auf geschichtliche Taten herabsah.

Aus der Verbundenheit mit der Geschichte und Kultur des Reiches dichtete A. E. Fröhlich. „Deutsche Schönheit geht vor allem [43])" sang er mit Walther von der Vogelweide, und mit Sickingen und Hutten trat er für Deutschlands Einheit ein [44]):

Fort wuchs ihr Werk und lebt,
Und Deutschland stimmt mit ein
Vereint, wie sie's erstrebt ...

Und „zu Worms [45])" spürte er „des Heldenliedes Stimme aus ferner grauer Zeit".

„Eh wird man Euch versenken
eh Ihr den Hort versenkt!
Wer kann den Strom aufhalten?
Die Welt ist Gott-gelenkt.
Freiheit stammt nur aus dem Glauben,
er ist Deutschlands Einigkeit!
O heilge Münsterglocken,
auch aus der Zukunft tönt ihr weit!"

[43]) Neue Alpenrosen 1848, S. 113.
[44]) Ebd. Auf der Ebernburg.
[45]) Ebd. S. 115-116.

Digitized by Google

Bissig ironisierte Fröhlich den „Wahlkampf" um „Reich und Thron [46])" und lehnte als Konservativer die revolutionären Kämpfe ab.

„Den draußen überlassen
Gerne wir die Barrikaden" [47]).

Aber sein deutsches Bewußtsein blieb unverändert. Deutsche „Glaubensboten" [48]) schritten für ihn auch weiterhin „durch unsre deutschen Gau'n", und er fühlte selbst mit dem jungen holländischen Historienmaler Gerhard, der nach dem Kampf gegen den „Unterdrücker Napoleon" sich eng an die Deutschen anschloß: „Er fühlte sich nicht nur ihres Stammes, sondern noch mehr ihres Sinnes [49])". Mit dem deutsch-nationalen Gemeinschaftsgefühl standen die Konservativen in der gleichen Front mit den freiheitlichen Dichtern Gottfried Keller und Heinrich Leuthold.

Doch auch eine Gegenstimme ließ sich vernehmen: Theodor Meyer-Merian. Künstlerisch wie in der Haltung steht er viele Stufen tiefer.

„Östreich, Preußen, Ungarn, Polen,
Schleswig, Böhmen unverhohlen,
Ja Italien obendrauf
Gehen all in Deutschland auf.

Was ein deutschen Namen zieret,
Wird schwarzrotgelb angeschmieret,
Alle Lacken, jeder Rock,
Alle Flaggen, jeder Stock.

Einig deutsch muß alles werden.
Weg drum fremder Brauch, Gebärden,
Namen, Wörter, Kleidung, Bart,
Alaaf, Alaaf, deutsche Art.

Und von deutschem Geist erfasset
Wählt, wer Undeutsch je gehasset,
Als des Deutschtums Fundament
Ein ‚constitutionierendes Nationalparlament'." [50])

Während 1848 in fast allen Mehrvölkerstaaten die völkische Bindung die Pflichten gegen den Staat zu durchbrechen und die Volkstreue die Staatstreue zu überwinden begann, wurde in der Schweiz der Kampf zwischen den mehr gefühlsgebundenen völkischen Kräften und den stärker vernunftbestimmten Anhängern des Staatsgedankens nicht bis zur Entscheidung ausgefochten. Der Sieg der Reaktion in Deutschland kühlte die Begeisterung der Radikalen in der Schweiz ab [51]) und vertagte mit dem Ausscheiden dieser Vorkämpfer der deutschen Republik die Entscheidung zwischen deutsch-völkischem und schweizerisch-staatsnationalem Bewußtsein. Die Jahre der Ruhe ließen das schweizerische Staatsbewußtsein erstarken, bis die Erschütterungen des deutsch-französischen Krieges und der Reichsgründung in vielen Schweizern das Deutschbewußtsein wieder erweckten. Die drei großen Dichter dieser Zeit, Heinrich Leuthold, Gottfried Keller und C. F. Meyer, wurden durch Bismarcks Taten dem Deutschtum und dem Deutschen Reiche wieder zugeführt.

[46]) Neue Alpenrosen 1849, S. 40. — [47]) Ebd. S. 80. — [48]) Alpenrosen 1853.
[49]) Abraham Emanuel Fröhlich, Der Maler Gerhard, eine Erzählung, Alpenrosen 1854, S. 49.
[50]) Neue Alpenrosen 1849, S. 142.
[51]) Appenzeller Zeitung 1. 4. 1848. „... daß die Deutschen die Hände derer lecken, von denen sie geschlagen und gewürgt wurden, - das mag ein republikanischer Schweizerverstand nicht begreifen."

Digitized by Google

Die Dichtung von 1848 bis zur Reichsgründung

Die Revolutionen der 1848/49er Jahre sind wie ein Frühlingssturm über das der Erstarrung nahe Europa hinweggefegt, und die Erschütterungen der benachbarten Großvölker haben begeisterte Zustimmung und furchtsame Ablehnung in der Schweiz hervorgerufen, deren innerer Konflikt sich gerade durch den Sonderbundskrieg entladen hatte und die nun nach dem Sturz der reaktionären Gewalten in den Großmächten sich in Ruhe eine freiheitliche Verfassung geben und den alten Staatenbund in einen Bundesstaat umgestalten konnte. Wie vor der Bismarckschen Reichsgründung der „schmerzhafte Einrenkungsruck [52])" von 1866 nötig war, so mußte auch in der Schweiz die seit der Helvetik gärende Verfassungsfrage durch die Entscheidung der Waffen gelöst werden, wenn eine haltbare staatliche Form erstehen sollte.

„Die zwei Menschenalter, geborgen zwischen der Vollendung und der Bewährung des geschaffenen staatlichen Werkes [53])", zwischen 1848 und 1914 bilden die hohe Zeit schweizerischer Dichtkunst. Nach den Stürmen am Ende der 1840er Jahre begann mit der zweiten Jahrhunderthälfte eine Zeit der Sammlung, in der neues dichterisches Leben und die Aufnahmebereitschaft für eine höhere Kunst erwachte. Als letzter Vorbote der großen schweizerischen Klassik Kellers und Meyers trat - in der Lyrik schon von Keller als ebenbürtig anerkannt - Heinrich Leuthold auf den Plan. Für keinen bürgerlichen Beruf zu retten, stellte Leuthold den Künstler gegen den Bürger, den kernigen deutschen Eidgenossen gegen den frankophilen Neuschweizer, seinen starken Diesseitsglauben und seine heroische Weltanschauung gegen christliche Weltverachtung. Zur einflußreichen Lehrerin war ihm die Basler Hochschule durch Wilhelm Wackernagel und Jakob Burckhardt geworden. Zwischen Zürich und Basel, Genua und München verbrachte er sein Dasein, lebte zwischen Nord und Süd und wurde zum Dichter der unerfüllten Sehnsucht und des Heimwehs. Leutholds Stellung zur Schweiz und zu Deutschland hat sich mehrfach geändert, über allen Wandlungen unverändert blieb seine große Liebe zu der Landschaft der Heimat und der Stolz auf ihre große Vergangenheit. Anfänglich huldigte er einem gestaltlosen und ungeschichtlichen Universalismus. Für „das schöne Ungarn, das liebliche Italien, das bleiche, blonde Deutschland und Frankreich, das feurige, flatterhafte Weib [54])" ersehnte er „den gewaltigen Messias der Völker", der die „entweihte zertretene Menschheit" erlösen und die Nationen „zu einem gewaltigen Bunde der Weltfreiheit" führen sollte. Der Sonderbundskrieg der Schweiz sollte den Völkern, die sich versündigt, ein neues Sinai sein [55]). Wie einst dem Hutten ist wiederum die Schweiz Asyl für den deutschen Heiland. Doch

„die Adern Deutschlands rinnen
In blutigem Freiheitsminnen,
Indes von deinen Zinnen
Die weiße Fahne weht". [56])

Gern hätte er die umgestaltete Eidgenossenschaft im Vorkampfe für die Freiheit gesehen und nicht unbeteiligt im Hintergrund. Aus den Träumen von einer schönen Zeit,

[52]) Kleo Pleyer, Gezeiten der deutschen Geschichte, 1930, S. 43.
[53]) Joseph Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Schweiz, 1932, S. 358.
[54]) Heinrich Leuthold, Gesammelte Dichtungen. Hrsg. Gottfried Bohnenblust, Frauenfeld 1914, III, 7-8 (1850).
[55]) Ebd. I, 6-7 (1848). — [56]) I, 8-9.

Digitized by Google

„da die Völker der Erde weit und breit - an die Bruderherzen sich sinken" [57]), trat er mit den „Politischen Studien [58])" hinaus in die Wirklichkeit.

„Einst schien die Schweiz nur abgelebt, und welk und dürr ihr Lorbeerkranz -
Ich hab gesündigt wider dich, o Genius des Vaterlands!
Ich glaubte, wie den Erdenball beleuchtet einer Sonne Brand
An eine Weltenfreiheit nur und haßte jede Scheidewand,
Noch war ich jung; ich wußte nicht, daß ohne Vordersatz kein Schluß,
Daß auch der Freiheit Baum in einem Boden wurzeln muß ..."

Die Befreiung von der Kettenlast wird nicht von der eklen Krämerwelt und Selbstsucht des vielgepriesenen Albions kommen, auch nicht vom Lande der Franzosen, der „Neuzeit mächt'gen Pulvertonne", vielleicht aber vom „Volk der ahnungsvollen Kindheit".

„O Deutschland du, das frisch, fromm, frei
noch pocht auf seine Eichenbäume,
Die Narrenschellen auf dem Haupt, das Herz
voll schwarzrotgoldner Träume." [59])

„Helvetia [60])" aber hat schon für sich die Freiheit errungen. Was gehen sie noch der gallische Hahn und die schwarz-rot-goldenen Träume an? Festhalten soll sie an den erkämpften Rechten, ein „vorgerückter Freiheitsposten" sein.

„Hier Frankreichs Lüsternheit, dort Österreich mit dem Zaren!
Gedenk an Polens Los, ans Los der Magyaren!
Sei einig, o mein Vaterland!" [61])

Doch das Sicheinkapseln und zurückgezogene Zufriedensein mit dem einst Errungenen genügten Leuthold bald nicht mehr. Hart traf ihn der Selbstvorwurf:

„Die Schweizer wurden fremder Türen Hüter!
Die einst fanatisch freiheitstrunken Horden,
Entnervte Södlinge sind sie geworden,
Geldgierig, feige, knechtische Gemüter!" [62])

Das diplomatische Geplänkel sollte beendet werden und die Schweizer das Signal zum Weltbefreiungskampfe geben, bevor die kettenklirrenden Throne den Freiheitsherd inmitten Europas austilgten:

„Was sollen uns im Rüsthaus unsre Fahnen,
Die alten Siegstrophäen, die bestaubten?
Es wäre Zeit, daß wir aufs neu belaubten
Die welk gewordnen Kränze unsrer Ahnen." [63])

Die alten Eidgenossen waren keine klugen Diplomaten und haben nicht auf Kongressen ihren Ruhm erworben, sondern durch Taten.

„Die Zeiten ändern - hab ich oft vernommen -
Die jetzige Schweiz taugt nicht mehr zum Gefechte;
Nur durch die Eifersucht der fremden Mächte
Blieb ihr bis heut die Freiheit unbenommen." [64])

Ein Staat jedoch, der nur noch lebt, weil keine der großen Mächte ihn der anderen gönnt, ein Volk, das nicht den Mut und die Macht hat, seine alten erkämpften Rechte

[57]) III, 13. — [58]) III, 13. — [59]) III, 14. — [60]) III, 18. — [61]) III, 28 (1852).
[62]) III, 171 (1853). — [63]) III, 172 (1853). — [64]) I, 182 (1857).

Digitized by Google

zu verteidigen, hat auch das Recht auf Freiheit schon verloren und muß abtreten von der Bühne der Geschichte.

Doch fehlt dir jene Kraft, dann heiß sie schweigen,
Die schmetternden Posaunen alten Ruhmes,
Um ohne Prahlen in das Grab zu steigen." [65])

Um seine Heimat vor der Gefahr des Absinkens in bloßen Krämergeist und in ein geschichtsloses Dahinleben nur unter der Gnade der Großmächte zu bewahren, hat Leuthold immer wieder die Erinnerung an die Heldenzeit der Eidgenossenschaft wachzurufen versucht und als Vorbild die alten Schweizerbauern hingestellt, die „lakonisch in der Rede", aber ein „grobes Volk der Tat" waren und tapfer dreingeschlagen haben.

„Sie fochten in der Schlacht
Mit Kolben und Hellebarten,
Was aber habt ihr vollbracht
Mit euren Redensarten?" [66])

Mit dieser Schicksalsfrage an seine schweizerischen Zeitgenossen war der zweite Abschnitt seines politischen Dichtens und Denkens eindeutig beendet. Aus dem Weltbürger Leuthold war der nationalbewußte Schweizer geworden. Nun vollzog sich unter dem Eindruck der Taten Bismarcks und der deutschen Heere eine neue Wandlung, die sich schon jahrelang vorbereitet hatte. Gleich Gottfried Keller und C. F. Meyer erlebte Leuthold an sich mit Urgewalt den Durchbruch des gemeindeutschen völkischen Gefühls, und verbunden damit wuchs erneut seine Schaffenskraft und Schaffensfreude zu einem letzten Höhepunkt. An die Soldaten des deutsch-französischen Krieges richtete Leuthold seine Zeitgedichte [67]), und er, der „für Deutschlands Neubelebung im Kampfe stand seit 15 Jahren", wagte in seiner Bescheidenheit nicht, seine Verse neben Taten zu stellen, „welche ihresgleichen nicht finden in der Weltgeschichte". Bewundernd stand er vor dem Neubau des Reiches:

„Kaum senkt der müde Krieg die Sichel,
Steht für ein stattlich Völkerhaus
Das Baugerüste da; der Michel
Trat seine Knabenschuhe aus.

Hielt auch entzweit seit langen Jahren
Euch eigner Zwist und fremder Neid,
Ein Jahr des Ruhms und der Gefahren
Bewies euch, daß ihr Brüder seid.

Und Süd und Nord, so lang geschieden,
Erkennen froh, seit sie gesellt,
Daß dieser deutsche Völkerfrieden
Den Frieden sichert aller Welt.

Und wieder walten Treu und Glaube,
Von keinem welschen Trug entstellt ...
Der deutsche Geist tritt aus dem Staube
Und setzt sich auf den Thron der Welt."

Die Freiheit selbst soll das deutsche Volk unter ihren Schutz nehmen und die Wacht am Rhein halten [68]). Wenn 1850 in dem Gedicht „Der freie und der unfreie Rhein" [69])

[65]) I, 183. — [66]) I, 11 (1869). — [67]) I, 134. — [68]) I, 74 (1871). — [69]) III, 19-21.

Digitized by Google

dieser Strom, ein „freier Sohn der Alpenhöh", bei seinem Austritt aus der Schweiz verdammt war, „die Knechtschaft eines Volks zu spiegeln", so darf in der neuen Fassung „der freie Rhein" [70])

„Befreit vom Joche der Franzosen
Ins schöne Schweizerland hinein,
Ein kecker Freiheitskämpfer, tosen".

In die Freudenrufe des Dichters soll auch der Rhein mit einstimmen:

„So tobe doch, so jauchze doch,
Nun ist das Jauchzen keine Sünde!"

Nachdem der erste Begeisterungssturm vorübergerauscht war, kam die Zeit ruhiger Gedanken. Der Deutsche jenseits der Grenzen des kleindeutschen Reiches erkannte, daß das Reich noch nicht seine endgültige Form gefunden hatte. „Langsam reifen die Völker dem Heil entgegen." Er sah auch, daß deutsche Geschichte nicht allein in der staatsschöpferischen Leistung des Preußentums besteht. Die durchschlagende Stärke und - der Irrtum dieser Geschichtsauffassung waren ihm nicht entgangen. Dem Geschichtsschreiber und Mitstreiter des preußisch-kleindeutschen Reiches galt daher seine Mahnung - und Anerkennung:

An Heinrich von Treitschke. [71])

Zwar soll der Mensch sich bessrer Erkenntnis nie
Verschließen; doch des Einzelnen Leben mißt
Nur eine Spanne Zeit, und langsam
Reifen die Völker dem Heil entgegen.

Die großen Fragen bleiben dieselben stets:
Licht oder Dunkel. Jeglicher trifft die Wahl
Schon früh; und eine Grundanschauung
Ist dem Charakter genug fürs Leben.

Innerlich verwandt waren politisches Schicksal und Kampf des Zürcher Dichters und Literaten und des Dresdener Historikers, dessen Liebe zum großen Deutschland der kleine Heimatstaat ihn vergelten ließ, wie auch Zürich den nach einer staatlichen Anstellung strebenden Juristen und Dichter übergangen hatte [72]). Eigenartig muß es erscheinen, daß gerade das so häufig franzosenfreundliche Zürich zur gleichen Zeit drei Dichter hervorgebracht hat, die gemeinsam und entschieden Stellung für ihr deutsches Volkstum bezogen, ja sogar heftig die „Franzosenborniertheit [73]) ihrer Landsleute angegriffen haben.

Das französische Volk. [74])

Sprecht mir vom Freiheitstrieb und Kulturberuf
Des zuchtlos cancantanzenden Volks nicht mehr,
Das angesteckt von jeder Fäulnis
Nur die verschuldete Strafe duldet.

Halb Kind, halb Greis, in tückischem Unbestand
Genuß und Greuel, ewigen Wechsel will's.
Nichts ist ihm heilig; seine Launen
Bändigt allein die Cäsarenrute.

[70]) III, 21-22. — [71]) I, 244 (1872).
[72]) Vgl. K. E. Hoffmann, Das Leben des Dichters Heinr. Leuthold, 1935, S. 37 u. 40.
[73]) Keller, Brief vom 1. 10. 1871 an Fr. Hr. Fischer, abgedruckt in Emil Ermatinger, Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. 1915/16. 3. Band, S. 32.
[74]) Leuthold, I, 245 (1872).

Digitized by Google

Während des Aufenthalts am Genfer See[75]), „dieser Grenzmark deutscher Gesittung", empfand Leuthold tiefer als je die Stammverwandtschaft mit dem deutschen Volk und begrüßte nochmals „die jüngsten Siege deutscher Waffen über die welsche Tücke und den jähen Fall des Pseudocäsaren".

„Was an Sitten, Wissen und Kunst wir Schweizer
Gutes haben, kommt uns vom Brudervolke;
Doch verderblich war uns zu allen Zeiten
Gallische Freundschaft."

Und deutscher Einheit und Deutschlands wachsender Größe brachte er ein Kelchglas feurigen Weines. Doch auch über die Zukunft und Bestimmung seines Vaterlandes nachzudenken, veranlaßte den Dichter das Verweilen in dem geschichtsreichen Landstrich.

„Hier auf Allobrogengebiet vermaß sich
Jüngst noch straflos Völkerverträge brechend,
Jener neue fränkische Imperator
Schnöder Gewalttat." [76])

Europa hatte dem Untergang der Eidgenossenschaft ruhig zugesehen, deren Heldenzeit endgültig vorüber war, wenn sie sich einst auch beinahe bis zur Weltmacht emporgekämpft hatte. In dieser Zeit leben die Kleinstaaten nur noch unter dem Schutze der Zwietracht der mächtigen Nachbarn. Der Zweifel an dem Sinne und dem Wert dieses Daseins als Pufferstaat drohte den Dichter zu überwältigen. Dazu beunruhigte ihn der müde, allen Entscheidungen ausweichende Geist, der sich im Lande Tells breitmachte. Er wußte seiner Heimat nur noch ein Ziel zu weisen:

„Euer Kleinstaat rage hervor durch Groß-Sinn!
Zeig der Freiheit Segen Europas Völkern!
Und durch Weisheit eurer Gesetze werdet
Ihnen ein Vorbild!"

Natur, Freiheit und viele Großtaten berechtigen die Schweizer zum Stolz, doch in den Künsten sei ihre Heimat im Rückstand. „Fortgescheucht vom nüchternen Geist der Menge, die sie Träumer schilt", fänden viele seiner Künstler im Ausland Ruhm und Anerkennung, „dem gutaufhäufenden Volk der Heimat ewig ein Vorwurf"; denn

„... ausgetilgt aus der Weltgeschichte
Wird ein Volk, das kleinlichen Krämersinnes
Bar der Ideale, versinkt zur Tierheit
Roher Erwerbgier."

Neben der Liebe zur Schweiz und der Sorge um ihren Weg in der künftigen Geschichte stehen immer wieder die Freude und der Stolz auf das wiedererstandene Deutschland.

Dem deutschen Volke.[77])

Reine Freude schwellt mir das Herz, gedenk ich
Deines Schlachtenruhmes und des stolzen Aufschwungs
Deiner Völker, wiedergeborenes, starkes
Einiges Deutschland.

[75]) I, 200-261. — [76]) I, 254. — [77]) I, 253.

Digitized by Google

Mag im Glanze künftiger Machtentfaltung
Dir ein Gott die Tugenden stets bewahren,
Die dich groß vor andern machen, Volk der
Dichter und Denker:

Keusche, unbestechliche Wahrheitsliebe,
Die das Eigne prüft und das Fremde achtet,
Hohen Sinn und sicheres Maß, die schönsten
Zierden der Tatkraft.

Nicht zu blenden, sondern als Leuchte trage
Deiner Bildung Fackel voran der Menschheit,
Führ das Richtschwert; aber dem Schwert geselle
Stets sich die Wage!

So aufs neue nimm in der Weltgeschichte
Deine Stelle, walte des Amts mit Würde,
Und den mühsalduldenden Völkern sichre
Frieden und Freiheit.

Das deutsche Volk.[78])

Seine Blütezeit und die Zeit des Sinkens
Hat ein jedes Volk in der Weltgeschichte;
Jedes tritt, sobald sein Beruf erfüllt ist,
Ab von dem Schauplatz.

Ewig jung blieb nur des Germanenvolkes
Stramme Kraft, noch strotzt es von Lebensfülle;
Wie es Tacitus mit dem ehernen Griffel
Schildert den Römern.

Mehr als einmal, bald durch die Macht des Geistes,
Bald durch die des Schwertes der Welt gebietend,
Stand es auf sonnigen, ätherklaren
Höhen der Menschheit.

Wieder, alle Stämme zum Reich vereinend,
Herrscht dieses Königsvolk, und die Attribute
Seines Weltmachtzepters bedeuten: Wohlfahrt,
Recht und Gesittung.

Die Deutsche Sprache.[79])

Dich vor allem, heilige Muttersprache
Preis ich hoch; denn was mir an Reiz des Lebens
Je gewährt ein karges Geschick, ich habe es
Dir zu verdanken.

Spröde schilt der Stümper dich nur; mir gabst du
Alles; arm an eigenen Schätzen bin ich,
Doch verschwenderisch wie ein König schwelg ich
Stets in den deinen.

Mancher Völker Sprachen vernahm ich; keine
Ist an Farbe, plastischem Reiz, an Reichtum,
Wucht und Tiefe, keine sogar an Wohllaut
Ist dir vergleichbar.

[78]) I, 252. — [79]) I, 253-254.

Digitized by Google

Ja, du bist der griechischen Schwester selber
Ebenbürtig, wärst des Gedankenfluges
Eines Pindar wert und der Kunst der alten
Göttlichen Meister.

Wenn die Zeit auch nicht an des deutschen Volkes
Weltberuf mit ehernem Finger mahnte,
Eine solche Sprache allein genügte
Ihn zu verkünden.

Doch Kultur und Sprache sind nicht die letzten Höchstwerte. Sie versinken und sterben ab, wenn ihre Machtgrundlage zerschlagen wird. In dem Gedicht „Das Eisen" [80]) ging Leuthold mit jenen zu Gericht, die nur das geistige Deutschland, das Volk der Dichter und Denker, anerkennen wollten, das starke waffentragende Reich und sein wehrhaftes Volk dagegen ablehnten. Er bezog Stellung gegen seinen Lehrer Burckhardt und stellte sich in eine Linie neben Keller und Meyer, die in jenem denkwürdigen Trinkspruch und im „Hutten" ihre Überzeugung geäußert hatten.

„Lang genug als Dichter und Denker priesen
Oder höhnten andre das Volk der Deutschen,
Aber endlich folgten den Worten Taten,
Taten des Schwertes.

Nicht des Geistes, sondern des Schwertes Schärfe
Gab dir alles, wieder erstandenes Deutschland!
Ruhm und Einheit, äußere Macht und Wohlfahrt
Dankst du dem Eisen.

Laß die Harfen tönen von Siegesgesängen;
Aber halte mitten im Jubel Wache!
Unter Lorbeerzweigen und Myrtenreisern
Trage das Schlachtschwert.

Denn die Zeit ist ehern, und Feinde dräun dir
Wie am Hofe Etzels den Nibelungen;
Selbst zur Kirche nur in dem Mikgewande
Gingen die Helden.

Andre Zeiten, andre Geschlechter kommen ...
Und dem späten Enkel, der deine Taten
Dankbar segnet, werden des Krieges Waffen
Wieder zur Pflugschar."

Nicht oft tritt in den Werken eines Dichters eine so völlig klare, sich allerdings langsam entwickelnde politische und religiöse Weltanschauung entgegen. Sein Glaube ist diesseitig und sucht nicht erst im Jenseits den Sinn des Daseins, seine Überzeugung ist die Ordnung des Reiches. Seine Gegner sind die Reichsfeinde, „der Machtwahn römischer Priesterherrschaft" [81]), gallischer Imperialismus und die Anhänger der nur „geistigen" Deutschheit. Seine immer wieder bezeugte Liebe aber besaß die deutsche Schweizer Eidgenossenschaft. Symbolhaft kann man es deuten, daß Keller und Meyer nebeneinander hinter seiner Bahre schritten, als Leuthold auf der Rehalp beerdigt wurde.

[80]) I, 257 (1873). — [81]) I, 258.

Digitized by Google

Gottfried Keller

Es mutet eigenartig an, wenn in der Schweiz nach dem Sieg des völkischen Gedankens in Deutschland und nach der Schöpfung des nationalsozialistischen Reiches Gottfried Keller, der sich häufig eindeutig zum deutschen Volk und zum Bismarck-Reich bekannt hat, zum Propagandisten für die dauernde politische und kulturelle Absperrung der Schweiz vom übrigen Deutschtum gestempelt wird. Sogar für ein Riesenplakat der Sozialdemokratischen Partei, das 1939 an allen Straßen und Plätzen der Schweiz zu sehen war und zur engsten Freundschaft mit den reichsfeindlichen Mächten aufforderte, mußte ein Zitat Kellers aus dem „Martin Salander" herhalten, das den Dichter als Vertreter der marxistischen Akkumulationstheorie erscheinen ließ. Solche Versuche erinnern stark an die Bemühungen des Schuschnigg-Regimes in Österreich, mit Hilfe von Zitaten aller Geistesgrößen Österreichs eine eigene reichsfeindliche österreichische „Sendung" zu konstruieren[82]). Wie diese geschichtlichen Verdrehungskünste heute richtiggestellt sind, muß auch die wahre Stellung Gottfried Kellers zum deutschen Volk und Reich untersucht und geschichtstreu dargelegt werden.

Seine politischen Überzeugungen werden deutlich bei der Stellungnahme zu den zwei weltgeschichtlichen Ereignissen seiner Lebenszeit, zu den völkischen und freiheitlichen Revolutionen und zu der Gründung des Bismarck-Reiches. Bei der Auseinandersetzung mit den Ideen und Taten von 1848 und 1870/71 kristallisierten sich Kellers eigene Gedanken klar heraus. Viele Fragen, mit denen er sich schon in seiner Jugend herumgeschlagen hatte, kehrten im höheren Alter wieder; viele wurden ebenso beantwortet wie einst, in anderen Punkten sind seine Anschauungen reifer und klarer geworden. Weithin reichte Kellers politischer Blick. Er war in keiner Hinsicht ein in schweizerisch kantonaler Enge verkauzter Heimatdichter, sondern ein Politiker und Dichter, der die Ereignisse in Europa mit beinahe gleicher innerer Anteilnahme verfolgte wie das Geschehen in seiner Heimatstadt Zürich. Alles, was er von der Geschichte seiner Zeit in sich aufnahm, wußte er an den festen Maßstäben seiner Weltanschauung zu werten. Nur selten widersprechen gefühlsbestimmte Äußerungen seinen klaren Grundanschauungen.

Im Mittelpunkt seiner politischen Gedankenwelt stand das Recht der Völker auf Einheit und Freiheit. Die bestimmende Idee seines Jahrhunderts, die Nationalitätsidee, hat er auch als seine eigene anerkannt. Doch stand für den jungen Keller die Freiheit an erster Stelle, und Freiheit konnte er sich nur in der Republik vorstellen. Außerhalb der demokratischen Ordnung sah er nichts als Knechtschaft. Der gealterte Dichter wußte die vergänglichen Formen vom bleibenden Inhalt zu unterscheiden. Er hatte erkannt, daß die tiefe, innere Bindung an Sprache und Volkstum alle Wandlungen der Staatsformen überlebt, und stellte nun sein Bekenntnis zum deutschen Volk und Reich über alle anderen politischen Werte. Als sich das Schwergewicht bei Kellers Überzeugungen von der Freiheit auf die Einheit verschob, änderte sich freilich das Gesamtbild seines politischen Denkens nur gering. Die übrigen Grundanschauungen der Jugendzeit blieben dieselben. Während seines ganzen Lebens befand er sich noch in einem zweiten Doppel-

[82]) Ebenso entspricht der Ableitung einer österreichischen Sonderstaatlichkeit vom privilegium minus die Rückführung der Schweizer Eigenstaatlichkeit auf den eidgenössischen Bund von 1291. Dagegen: Oechsli a. a. O. S. 5, Dierauer a. a. O. S. 89-92, Blocher a. a. O. S. 29.

Digitized by Google

verhältnis zwischen der engeren Heimat und dem großen Vaterland. Beiden Bindungen ist er treu geblieben, wenn auch die franzosenfreundliche Einstellung vieler seiner Landsleute ihn oft in inneren Zwiespalt versetzte. Vier Höchstwerte standen über seinem politischen Denken, befehdeten und befruchteten, hemmten und ergänzten sich und verhinderten dadurch eine Einseitigkeit seines Schöpfertums:

Schweizertum und Deutschtum
Freiheit und Einheit.

Deutschtum und Schweizertum

Schon in der Münchener Zeit ist Keller mit der Frage Deutschtum und Schweizertum in Berührung gekommen. Eine Pressefehde über das Verhältnis der Schweiz zu Deutschland [83]) veranlaßte ihn, den Aufsatz „Vermischte Gedanken über die Schweiz" [84]) niederzuschreiben. Dieses „politische Erstlingswerk... ist in mancher Beziehung noch unreif und weist sogar deutliche Spuren einer allzufrüh abgebrochenen Schulbildung auf" [85]). Aber es enthält schon einen Kern seiner späteren Überzeugung. Die Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit kann so stark auf die Prägung des Nationalcharakters einwirken, daß diese Eigenschaft die Bindungen der völkischen Abstammung überdeckt. Aber in den schönen Wissenschaften und Künsten ist die schroffe Abtrennung vom Ausland nicht ratsam. „Denn in dieser Hinsicht ist uns Deutschland weit voran, und es schadet unserer politischen Nationalität durchaus nichts, wenn wir das in Kunst und Literatur höher stehende Ausland zum Muster nehmen [86])." Keller erklärte sich für die politische Selbständigkeit des Schweizers, bei deren Begründung ihm allerdings böse gedankliche und geschichtliche Fehler unterliefen, aber er forderte den engsten kulturellen Anschluß an Deutschland. Zur Bindung an Volkstum und Sprache, wie andererseits auch zur republikanischen Freiheit der Schweiz, bekannte er sich in dem Gedicht:

Schweizerische Nationalität. [87])

Volkstum und Sprache sind das Jugendland,
Darin die Völker wachsen und gedeihen,
Das Mutterhaus, nach dem sie sehnend schreien,
Wenn sie verschlagen sind an fremden Strand.

Doch manchmal werden sie zum Gängelband,
Sogar zur Kette um den Hals der Freien,
Dann treiben Längsterwachsne Spielereien,
Genarrt von der Tyrannen schlauer Hand.

Hier trenne sich der lang vereinte Strom!
Versiegend schwinde der im alten Staube,
Der andre breche sich ein neues Bettel

Denn einen Pontifex nur faßt der Dom,
Das ist die Freiheit, der polit'sche Glaube,
Der löst und bindet jede Seelenkette.

---

[83]) „Deutschland und die Schweiz", Augsburger „Allgem. Zeitung" 14.-17. 1. 1841. Erwiderungen: „Allgem. Zeitung" 15.-17. 2. 1841; „Neue Zürcher Zeitung" 10. 2. 1841.
[84]) Abdruck bei H. M. Kriesi, Gottfried Keller als Politiker, 1918, S. 243-248.
[85]) Kriesi a. a. O. S. 33. — [86]) Bei Kriesi a. a. O. S. 248.
[87]) Gottfried Keller, Gesammelte Werke, 1907, Band IX, S. 114.

Digitized by Google

Sprachlich weniger schön, aber treffender für seine Anschauung ist die erste Fassung:

„Nur eines, eines ist noch mächtiger,
Das ist die Freiheit, der polit'sche Glaube,
Hier springt zum Teil die harte Völkerkette." [88])

Dieses „zum Teil" war im ersten Entwurf noch besonders hervorgehoben. Das Gedicht ist ein Weiterspinnen der „Vermischten Gedanken" und behandelt wie diese das Problem der schweizerischen und deutschen Nationalität. Auf das Verhältnis der deutschen und der romanischen Schweiz zueinander bezieht es sich nicht [89]). Die schweizerische Nationalität ist also nur eine Sonderart der deutschen, nicht eine Neubildung aus drei Volksteilen. Als Deutscher und Schweizer fühlte sich Keller, d. h. als Angehöriger des Schweizer Staates, der für ihn vorwiegend deutsch war, und als Glied des deutschen Volkes.

„Und in der Stromeseinsamkeit
Vergeß ich all den alten Span,
Versenke den verjährten Streit
Und hebe hell zu singen an:

Wohl mir, daß ich dich endlich fand,
Du stiller Ort am alten Rhein,
Wo ungestört und ungekannt,
Ich Schweizer darf und Deutscher sein!" [90])

Die Schweiz und Preußen

Mit zwiespältigen Gefühlen stand Keller der deutschen Vormacht gegenüber. Die Verworrenheit der politischen Ereignisse und der eigenen Gefühle und Gedanken trieb ihn oft zu Äußerungen, die einander widersprachen. Von Herzen gönnte er der preußischen Monarchie wie allen anderen den Umsturz ihres Systems. Er weidete sich 1848 an dem „Malheur des preußischen Rülpsen" [91]), doch „diese freilich kolossalen, aber a b c-mäßigen Erschütterungen" begeisterten ihn nicht, wenn er sie mit dem „politisch raffinierten Jesuitenkrieg" verglich. „Selbst daß unsere Leute weniger Todesverachtung gezeigt haben, als fast alle diese verschiedenen Städte, ist mir lieber - beweist (ohne Schindluder treiben zu wollen) die feinere Kultur, daß es eben gehen muß und soll, ohne sich allzu toll zu gebärden" [92]). Hier erteilte er seinen Landsleuten im Vergleich zu den deutschen und im besonderen den Berliner Revolutionären aus einem Vorurteil heraus ein Lob für den Mangel an Todesverachtung, während er in späterer Zeit die gleiche Eigenschaft tadelte und gegen sie anging. Keller war übrigens auch damals nicht aus einer pazifistisch-antimilitärischen Haltung heraus unfreundlicher Stimmung Preußen gegenüber. Die Tscherkessen bewunderte er zum Beispiel, weil sie in ihren Kämpfen gegen die Russen gezeigt hätten, was „wahre Ritterlichkeit und Todesverachtung ist". 1856 schrieb er „An die hohe Bundesversammlung" [93]):

[88]) Gottfried Keller, Sämtliche Werke, Hrsg. Jonas Fränkel, 1926 ff., 14. Band, S. 75.
[89]) Kriesi a. a. O. S. 68.
[90]) Keller, Gesammelte Werke IX, S. 165 (entstanden 27. 7. 1845.)
[91]) Ermatinger a. a. O. II, S. 171. — [92]) Ebd. II, S. 170.
[93]) „Eidgenössische Zeitung" 26. 12. 1856.

Digitized by Google

„- - - Habt ihr zum letzten Male und vergebens um Frieden getagt, so taget zur selben Stunde zum Krieg und führet euer Volk in jene ernste und heilige Schule, wo die Güter des Lebens nach ihrem wahren und letzten Wert erkannt und geschätzt werden!"

Was Keller zu antipreußischen Äußerungen veranlaßte, war nur die Ablehnung der monarchischen Staatsform und die Befürchtung, daß der König den republikanischen Gefahrenherd der Schweiz austilgen wollte, sobald er die Revolution in Baden niedergeworfen haben würde.

„Ich meinerseits hoffe nur noch auf irgendeines jener wunderbaren Ereignisse, welche in der neuen Zeit so ungerufen kommen; ich hoffe um so mehr darauf, als es ganz bestimmt heißt, der preußische König wolle nach Niederwerfung der süddeutschen Revolution ein Wort mit uns Schweizern sprechen. Von der artigen Reaktionsclique Preußen, Österreich und Rußland ist das Allerärgste zu erwarten ..." [94])

In der Zeit um 1848 urteilte Keller nur in dieser Art. Er erkannte noch nicht Preußens Aufgabe, die Führung und Einigung Deutschlands zu übernehmen; denn den künftigen deutschen Nationalstaat konnte er sich nur als Republik vorstellen. Einheit und Freiheit, Nationalstaat und Republik waren ihm unlösbar miteinander verbunden. Nachdem er Berlin und Preußen selbst kennengelernt hatte, verloren sich seine unberechtigten Befürchtungen, er belächelte sogar die dauernde Interventionsangst seiner Landsleute.

„Wenn die Schweizer wüßten, was das alles für Esel sind, die in Berlin und Wien immer die Interventionsgerüchte machten, so würden sie gar keine Notiz davon nehmen. Überhaupt darf man nach meiner Überzeugung versichert sein, daß, wenn die reaktionären Mächte etwas mit der Schweiz anfangen wollen, sie das ganz plötzlich und ohne vorheriges Geräusch tun würden und am wenigsten jene alten Waschweiber davon unterrichtet sind." [95])

Sein Preußen-„Haß" galt also stets nur dem „reaktionären" Regime. Nicht nur norddeutsche Landschaft [96]) und norddeutsche Menschen besaßen seine Zuneigung, er hatte Hochachtung auch vor dem preußischen Staate und sogar tiefe Verehrung für seinen großen König, den Inbegriff des Preußentums. War doch sein Großvater mütterlicherseits von der Hallenser Universität aus als Feldscher in das Heer des alten Fritz eingetreten. Von diesem „Feldscher seiner Majestät" und von Prag, Kolin, Roßbach und Leuthen berichtete er in dem Festspiel die „Johannisnacht", und in der Novelle „Der Landvogt von Greifensee" bewahrt Landolt „ein Schreiben des großen Mannes", des Preußenkönigs, „sorgfältiger als einen Liebesbrief" auf.

Das Recht aller Völker

Keller war der Überzeugung, daß die Sache der Freiheit überall siegen müsse oder überall fallen würde, und verfolgte deshalb die Nachrichten von allen Freiheitskämpfen mit großem Interesse. In der Beurteilung der polnischen Revolution von 1848-1849 zeigte er sich als ein echter Deutscher seiner Zeit [97]), der die Dinge nicht nach dem Vorteil für sein eigenes Volk wertete - wie so häufig die Franzosen, denen alle politischen

[94]) Ermatinger a. a. O. II, S. 201.
[95]) Ermatinger a. a. O. II, S. 281-282, Brief vom September 1851.
[96]) Keller, G. W. X, S. 94 (Gedichte II).
[97]) Vgl. Adam Lewak, Gottfr. Keller und der polnische Freiheitskampf vom Jahre 1863/64, 1927.

Digitized by Google

Ideale nur dazu dienten, um einen Landraub für ihren Staat idealistisch zu verbrämen. Keller ging es um „eine gerechte Weltordnung" [98]), deren Grundlage „die neuen Lehren des einfachsten Naturvölkerrechts" sein sollten, vor allem der Grundsatz: Volksgrenzen gleich Staatsgrenzen. Und daran hielt er fest, obwohl sich gerade die Polen solcher Teilnahme nicht wert erwiesen:

„Die Polen selbst benehmen sich wie ungeratene Jungen, welche ihren Freunden eitel Herzeleid und Kummer verursachen. Während sie nur durch die neuen Lehren des einfachsten Naturvölkerrechts wieder aufleben können, durch die Vernichtung der schuldiplomatischen Gebietsfresserei, ergehen sie sich in den Redensarten gerade dieser verfaulten lasterhaften Zeit und sprechen von der Herstellung eines antediluvianischen Reiches auf Kosten des deutschen Volkes; liebenswürdig ist einzig die Unverschämtheit, mit welcher sie dies tun ... Aber es tut nichts, die nächsten Jahre werden sie eines Besseren belehren wie alle Völker, welche sich vernunftwidrig gebärden." [99])

Seiner völkischen Einstellung gemäß anerkannte Keller auch die Forderung der Italiener auf Welschtirol bis zur Sprachgrenze, während er sich einer Äußerung über den Tessin enthielt. Wenn man irredentistische Bestrebungen als Verrat bezeichnete, hatte er dafür kein Verständnis, „als ob ein Volk innert seiner heiligen Grenzmarken unter allen Umständen irgendeine Verpflichtung hätte, die Möglichkeit seiner Befreiung unbenutzt vorbeigehen zu lassen!" Die schicksalhafte Bedeutung seiner Zeit hat Keller erkannt und die völkische Idee als staatsgestaltende Macht des neuen Jahrhunderts [100]) auch zu seiner Weltanschauung gemacht.

„Hebt den Schild, ihr Schutzpatrone
Aller Völker, auf zum Streite!
Flechtet eine Siegeskrone,
Die sich über alles breite!" [101])

Ist es nicht mehr als recht und billig, wenn er das, was schon sein Vater als Philhellene den Griechen, was er selbst Polen und Italienern zuerkannt hatte, auch für sein Volk, für Deutschland ersehnte?

Des deutschen Volkes
Freiheit und Einheit

Tief wurzelte Keller im deutschen Volkstum. Er war zuinnerst Schweizer und mußte deshalb auch guter Deutscher sein. Denn wie sollte ein Glied ohne Verbindung zum ganzen Körper leben können? Die Notwendigkeit des kulturellen Zusammenschlusses seiner Heimat und Deutschlands hatte Keller schon in früher Jugend erkannt. Die nüchterne politische Gemeinschaft war der Staat, das große geistige Vaterland jedoch das deutsche Volk, das eben noch keine politische, sondern nur eine geistige Einheit darstellte. Wenn der „Grüne Heinrich" von Deutschland sprach, dachte er an „das poetische und ideale Deutschland, wie sich letzteres selbst dafür hielt und träumte. Er hatte nur mit Vorliebe das Bild in sich aufgenommen, welches Deutschland durch seine Schriftsteller

[98]) Flugblatt (vom 18. 3. 1873) des provisorischen Komitees zur Unterstützung der Polen mit Zeichnung Gottfried Kellers.
[99]) Tagebuchaufzeichnungen vom 1. 5. 1848, Ermatinger a. a. O. II, S. 166-167.
[100]) Vgl. Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, 5. Auflage 1907, IV, S. 498.
[101]) Keller, G. W. X, S. 44 (1843).

Digitized by Google

von sich verfertigen ließ. Das nüchterne, praktische Treiben seiner eigenen Landsleute hielt er für Erkaltung und Ausartung des Stammes und hoffte, jenseits des Rheines die ursprüngliche Glut und Tiefe des germanischen Lebens noch zu finden. Alles aber, was er sich unter Deutschland dachte, war von einem romantischen Dufte umwoben" [102]).

In dem Umgange mit Reichsdeutschen erkannte Keller jedoch bald, daß Deutschland nicht nur ein Begriff versponnener Sehnsucht war. Reichsdeutsche waren es auch, die ihn persönlich auf seinem Wege zum Dichtertum erkannten und förderten und die ihm den Blick für das weite deutsche politische und geistige Leben eröffneten. Freiligrath und Fallersleben nahmen sich des Aufstrebenden an. Julius Fröbel wies den Ratsuchenden an Follen, der bei der Umarbeitung der ersten Gedichtsammlung half. Vor der Verwilderung in tagespolitischem Versemachen bewahrten den jungen Dichter wiederum reichsdeutsche Freunde, die ihn im Hause Follens kennengelernt hatten und ihm durch einige Staatsräte zu der staatlichen Unterstützung für seine Heidelberger Studien verhalfen. Die Reichsdeutschen in Zürich und die Herweghschen Gedichte veranlaßten ihn zur Beschäftigung mit der deutschen Politik. Deutschlands Freiheit durch den Sieg über die Fürstenmacht und Deutschlands Einheit an Stelle der „36 Lappen" waren Herweghs Ziel. Diese Gedankengänge hat Keller in seine frühen Gedichte übernommen, bis er sich unter dem Einfluß des gemäßigten und gefühlstiefen Follen von den fanatischen Übertreibungen der deutschen Emigranten befreite und „seines eigenen Herzens warmes Schlagen für Deutschland" [103]) in seinen Schöpfungen erklingen ließ. Zutiefst erlebte er das Ringen des deutschen Volkes um die Einheit und Freiheit mit. Die Schweiz war für ihn dabei wie „ein Binsenkörbchen, drin das Moseskind der Deutschen ruht" [104]), sie hat den Deutschen die Freiheit nicht versinken lassen. Trauernd sprach er in den „Stein- und Holzreden" [105]) von dem schönen Traum der Einheit und Freiheit, der stets, ohne Wirklichkeit zu werden, vorüberschwebte.

Auf Lüneburger Haide,
Da steht der alte Stein,
Daneben die alte Eiche,
Die mag wohl tausendjährig sein.

Gesellen ziehen vorüber
Im Lenz mit frischem Sang,
Sie singen von deutscher Freiheit,
In heller Luft verhallt der Klang.

Da spricht der Stein zur Eiche,
Als wacht er auf vom Traum:
„Ging nicht vorbei die Freiheit?
Wach auf, wach auf, du deutscher Baum!"

Und durch des Baumes Krone,
Da fährt ein Windesbraus,
Die moosigen Äste schlagen
In tausend jungen Augen aus!

Da spricht zum alten Steine
Der frisch ergrünte Baum:
„Klang nicht das Lied der Einheit?
Wie, oder war's des Windes Traum?"

[102]) Siehe auch Otto Brahm, Gottfried Keller, Ein literarischer Essay, 1883, S. 13-17.
[103]) Kriesi a. a. O. S. 33. — [104]) Keller, G. W. IX, S. 171 — [105]) Keller, G. W. IX, S. 169.

Digitized by Google

Die Sänger sind gezogen
Fernhin durchs Haidekraut,
Die Eich' hat ihnen von oben
Gar lang und traurig nachgeschaut.

Doch nicht immer herrscht diese pessimistische Grundstimmung. Eine hohe Tanne steht im Schwarzwald und einmal wird sie mitten in Berlin Symbol der Erfüllung des alten Menschheitstraumes sein, so heißt es im Gedicht „Der Freiheitsbaum" [106]). Die Vision der Verwirklichung, das Auferstehen des alten, stolzen Reiches gestaltet das „Frühgedicht" (G. W. IX S. 179).

„Das rauscht und tauschet Hand und Kuß,
Der Sturmhauch rührt verjährte Fahnen
Wie neues Hoffen, altes Mahnen,
Erschauernd wie ein Geistergruß.

Was brav und mannhaft ist, vereint
Zieht es, den letzten Streit zu schlagen;
Es klirrt zu Fuß, zu Roß und Wagen,
Zum Freunde wird der alte Feind,
Und neben Siegfried reitet Hagen."

Die Erfüllung dieser Träume erwartete er von den Freiheitskämpfen in Baden. Obwohl es ihm nicht entging, daß die Republikaner nicht gerade die Auslese des Volkes bildeten und ihre Armee nicht viel Vertrauen verdiente, ergriff er doch für sie Partei. Ein Häuflein Rebellen unter dem schwarz-rot-goldenen Fähnlein verherrlicht das Gedicht „Die Schifferin auf dem Neckar" [107]).

„Es ringen die Ströme gewaltig zu Tal,
Die Deutschen nach Einheit mit Feder und Stahl;
Der Neckar erreichet den wallenden Rhein,
Doch ewig muß deutsche Zerrissenheit sein."

Mit der Zerrissenheit verbunden ist die Knechtschaft. „Die Freiheit ist den Deutschen für einmal wieder eingesalzen worden" [108]), schrieb er am 24. Juli 1849. Freiheit erfordert Einheit, Zerrissenheit bedingt ein Sklavenlos; das war seine Anschauung. Um der Freiheit willen war er Republikaner, der politischen Einheit wegen suchte er die geistige herzustellen. Entgegen denen, die den Gegensatz zwischen Nördlichem und Südlichem, dem Menschen der Ebene und dem der Berge zu einer unüberbrückbaren Kluft aufreißen wollten, betonte der Dichter die Einheit über der Mannigfaltigkeit; denn die Verwandtschaft des Blutes bildet ein einigendes Band. „Bei Völkerfamilien und Sprachgenossenschaften, welche zusammen ein Ganzes bilden sollen, ist es ein wahres Glück, wenn sie einander etwas aufzurücken und zu sticheln haben; denn wie durch alle Welt und Natur bindet auch die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit, und das Ungleiche und doch Verwandte hält besser zusammen [109])." Keller ging sogar so weit, die innere Einheit der Völker des alten Reichsraumes auf Grund der gemeinsamen Abstammung und der Verwandtschaft der Sprache und Kultur herauszustellen. Neben der Bindung an das deutsche Volkstum besaß er noch ein ausgesprochenes Gefühl für die gemeingermanische und reichische Zusammengehörigkeit. Im „Grünen Heinrich" be-

[106]) Keller, Sämtliche Werke, Band 14, S. 218. — [107]) Keller, G. W. IX, S. 173-176.
[108]) Ermatinger a.a. O. II, S. 206. — [109]) Keller, G. W. II, S. 165.

Digitized by Google

richtete er von den drei Freunden der Münchener Zeit, einem Schweizer, einem Holländer und einem Dänen: „Die räumliche Entfernung unserer Heimat untereinander, indem sie im äußersten Norden, Westen und Süden des ehemaligen Reichsrandes liegen, verband uns mehr als daß sie uns trennte. Alle drei von einem gleichen inneren Zuge der gemeinsamen Abstammung beseelt und an den großen Binnenherd der Völkerfamilie gekommen, befanden wir uns in der Lage weitläufiger Vettern ..." [110]). Doch diese Bindung entsprang vorwiegend geistigen Erwägungen. Tiefe innere Gefühle fesselten ihn nur an Heimat und Vaterland, an die Schweiz und Deutschland. Und gern hätte er beide auch politisch vereint gesehen. Wenn Deutschland sich von der Fürstenknechtschaft, von den vierzig Kronen befreit hat, wird und muß auch die Schweiz ihr Banner der neuen Einheit opfern. So lautet sein Bekenntnis im: „Lied an das deutsche Volk" [111]).

„- - - - - -
Wie oft, wenn ich am jungen Rheine saß,
Und mit der Seele folgte seinem Lauf,
Geschah's, daß ich die Heimat schier vergaß,
Und ihrer Urgebirge Riesenknauf
Schmolz hin vor meines Herzens heißem Sehnen!
Ich sah entzückt ins ebene Land hinaus,
Ins Land der Sagen und der Liebestränen,
Ins hohe weite deutsche Dichterhaus.

Dann sprach ich wohl: Du schöner grüner Rhein,
O könnt ich mit dir in die Fremde gehn;
Könnt ich ein Schiffer deiner Wellen sein,
Mit dir das liebe, fromme Deutschland sehn!
Wie wollt ich fröhlich seine Frauen grüßen,
Vor allen würdevoll, so stark und zart!
Mit Andacht seine grauen Dome küssen
Und mich erfreu'n an seiner Kunst und Art!

Der Erde Wünsche reifen all zur Zeit.
So sah ich mich mit leichtem Wanderstab
Bewundern deine milde Herrlichkeit,
Ein reichgeschmücktes rosenduftend - Grab!
Und auf dem Grabe standen vierzig Throne,
Als vierzig Leichensteine, schwer von Erz!
Auf jeglichem lag eine goldene Krone,
Die drückte ihre Zacken in dein Herz!

Und ich erkannte: Ja du bist ein Grab,
Jedoch ein Grab voll Auferstehungsdrang!
O deutsches Volk, ich ruf es dir hinab
Und mische mich in deiner Seher Sang:
Dir werden noch die Osterglocken schallen,
Wie keinem Volke sie erklungen sind!
Dein still Ergeben hat dem Herrn gefallen,
Und hoch erheben wird er dich, sein Kind!

Hier oben wird's der Freiheit bald zu eng,
Sie sucht zu sprengen ihren Felsensarg.
Der reifen Jungfrau wird der Gurt zu eng
Des Rheins, der ihren Reiz dir, Deutschland, barg!

[110]) Keller, G. W. II, S. 164.
[111]) Abgedruckt in einem Aufsatz von M. Meintel, Nord und Süd 34, Nr. 14.

Digitized by Google

Wir haben euch das Mägdlein treu gepflegt
Durch manch Jahrhundert und oft Kummer voll!
Auch eure Freiheit haben wir gehegt,
Die einst von unsern Bergen steigen soll!
Wir greifen todeskühn zu Schild und Degen,
Wenn unserm Wappen deutsche Knechtschaft droht:
Wie gerne woll'n wir auf den Altar legen
Der Einen Freiheit unser Weiß und Rot!

Nationalität

Keller fühlte sich also nicht nur als Glied der deutschen Kulturgemeinschaft, sondern auch dem politischen Deutschland zugehörig. Wenn er hin und wieder von einer schweizerischen Nationalität sprach, so verstand er das nicht in dem Sinne, wie es später Carl Hilty lehrte. Die schweizerische Nationalität war ihm höchstens eine durch die republikanische Staatsgesinnung bedingte Sonderart der deutschen, nicht eine aus drei Nationalitäten erstandene neue Nationalität, nicht ein Zusammenwachsen dreier Volksteile zu einer neuen Einheit. Die Schweiz war die Fortsetzung des deutsch-eidgenössischen Bundes, dessen wesentliche staatsschöpferische Taten von den Uranfängen bis zur neuen Verfassung er als „Erzeugnis unseres germanischen Saftes und Blutes" [112]) bezeichnete. Der romanischen Schweiz maß er nur eine zweitrangige Bedeutung für das Werden des Staates bei. Ein krampfhafter Kult des Westschweizertums lag ihm fern. Denn er dachte nicht daran, durch das Ausrufen einer Völker und Kulturen überschneidenden schweizerischen Nation eine Trennung vom deutschen Volke herbeiführen zu wollen. „Eine unsichtbare, in diesen Bergen schwebende Idee hat sich diese eigentümliche Nationalität zu ihrer Verkörperung geschaffen", aber ihre freiheitliche Staatsform ist die einzige Schranke, die sie von dem monarchischen Deutschland trennt. Die Freiheit und Unantastbarkeit der Schweiz gegen jeden Gegner und mit jedem Mittel zu verteidigen, ist er bereit. Während des Neuenburger Handels mit Preußen und besonders während des ernsteren Savoyer Konfliktes mit der „Kanaille zu Paris" war er Feuer und Flamme für das Losschlagen, für die kriegerische Verteidigung der „wahren Ehre und Unabhängigkeit". Kellers fortwährendes Mitleben in der schweizerischen Politik und sein schweizerischer Patriotismus, bewiesen durch das feste Zusammenhalten mit seinen Landsleuten während seines Aufenthalts in Deutschland und seine Tätigkeit für das Zürcher Staatswesen, brauchen in diesem Zusammenhang nicht näher untersucht zu werden [113]), es genügt das Zeugnis seines großen Landsmannes C. F. Meyer:

„Am meisten aber und gewaltig imponierte mir seine Stellung zur Heimat, welche in der Tat der eines Schutzgeistes glich." [114])

Sein echter schweizerischer Patriotismus ist also über jeden Zweifel erhaben. Aber zu der sinnlosen Umfälschung des wahren Nationalitätsbegriffes durch die Konstruktion einer internationalen schweizerischen Nationalität konnte er sich nie bekennen. Während Keller Äußerungen über das politische Zusammenleben von Deutsch- und Welschschweizern vermissen läßt, hat er die kulturelle Trennung stark betont. Bern z. B. war

[112]) Im „Bund" 22. 10. 1860. Kriesi a. a. O. II, 257-258.
[113]) Über dieses Thema: Kriesi a. a. O. 132-162.
[114]) C. F. Meyer, „Deutsche Dichtung" Band 9, 23.

Digitized by Google

ihm die „Grenzmark" der deutschen Sprache. Die Möglichkeit einer Schweizer Kultur oder gar das Bestehen einer Schweizer Nationalliteratur hat er heftig bestritten:

„Es gibt zwar viele meiner Landsleute, welche an eine schweizerische Kunst und Literatur, ja sogar an eine schweizerische Wissenschaft glauben. Das Alpenglühen und die Alpenpoesie sind aber bald erschöpft, einige guten Schlachten bald besungen, und alles weitere müssen wir aus größeren Kulturzusammenhängen schöpfen. So wenden sich die Welschschweizer nach Frankreich und Italien, und der deutsche Schweizer lacht sie beide aus und holt seine Bildung aus den tiefen Schächten des deutschen Volkes." [115])

Wie ihm die Einheit der Nationalkulturen über die Schweizer Staatsgrenze hinweg bewußt war, so erkannte er auch die kulturellen Gegensätze innerhalb des Staates. Eine kurze Äußerung ist bezeichnend:

„Die Idee einer schweizerischen Hochschule hat nach harten Kämpfen, worin sich wunderliche Gegensätze offenbarten, endlich Fiasko gemacht. Die Welschen stemmten sich mit aller Wildheit des Romanismus gegen diesen Vorposten germanischer Kultur ..." [116])

Wenn man es auch auf französischer und frankophiler Seite nicht wahrhaben will, so entstammen dennoch alle geistigen und politischen Grundlagen der Schweiz deutscher Wesensart. Keller bekämpfte deshalb die Franzosentümelei der Zürcher aufs schärfste, obwohl er selbst in früher Jugend gemeint hatte, Frankreich sei das Land der Freiheit.

„Die ‚Neue Zürcher Zeitung' stellte vor einigen Jahren in edler Selbsttäuschung den Satz auf, Bildung und Sitte der deutschen Schweiz seien wesentlich französisch. So viel davon ist richtig, daß auch wir ein unsterbliches Geschlecht von Gaffern haben, die nach Frankreich gaffen und nicht eher klug werden, als bis sie eine tüchtige Kelle voll Elend in den offenen Mund bekommen haben. Wem Frankreich wirklich etwas geben kann, der nehme es mit Dank an. Uns kann es nichts geben, sondern nur nehmen, und unsere Bundesverfassung, das erste brauchbare Originalgewächs seit dem Untergange der alten Eidgenossenschaft, ist das Erzeugnis unseres germanischen Saftes und Blutes, so gut wie die alten Briefe der großen Zeit." [117])

Neutralität

Bei diesen eindeutigen Bekenntnissen zu Deutschland, der Ablehnung Frankreichs und der Franzosentümelei und seiner diesseitigen kämpferischen Weltanschauung wäre es unvorstellbar, wenn Keller eine Lanze für die Neutralität gebrochen hätte. Wie ein vollwertiger Mensch sich nicht neutral um alle Entscheidungen des Lebens herumdrücken kann, so darf auch ein souveräner Staat nicht seine Zukunft an ein lebenswidriges Prinzip fesseln. Weiterhin war „die aufrichtige Neutralität ... kein so ganz einfaches Ding" [118]), da gerade ihre lautesten Befürworter darunter eine mittelbare, aber eindeutige Parteinahme für Frankreich verstanden. Gegen die Doppelzüngigkeit dieser Neutralitätspolitik, wie sie die „Neue Zürcher Zeitung" damals wie heute vertrat, polemisierte Keller [119]). Das Aushängeschild war die Forderung nach der Parteilosigkeit, der Kern die zumindest geistige Waffenhilfe für Frankreich, für den Bonapartismus:

„Kommt mit - in die neue Zeit! - singt Herr Lagneronnière, kommt mit - in die neue Zeit! singt der Prinz Plonplon. Kommt mit - in die neue Zeit! flüstert der Kaiser Na-

[115]) Vgl. Kriesi a. a. O. S. 106.
[116]) Ermatinger a. a. O. II, S. 330-331 (1854).
[117]) Keller im „Bund" 22. 10. 1860.
[118]) Keller, „Nachträgliches" im Zürcher Intelligenzblatt (22. 2. 1861).
[119]) Keller, „Randglossen" im Zürcher Intelligenzblatt vom 16., 18., 26., 27. 3. 1861.

Digitized by Google

poleon. Kommt mit - in die neue Zeit! sagt die Neue Zürcher Zeitung. Welche neue Zeit? Wir haben geglaubt, wir Schweizer kennen nur eine Zeitrechnung, das heißt unsere eigene und neutrale!! So sagt Herr Escher - die Zeitung aber sagt: Kommt mit - in die neue Zeit, welche uns schon ein Stück Recht und Sicherheit geraubt hat und uns noch Gebiet und Blut abfordern und zuletzt zur Wahl zwingen wird, ob wir uns auf die oder jene Seite stellen wollen. Fürwahr, der Ruf der wackeren Zeitung klingt nicht nach aufrichtiger und selbständiger Neutralität[120])."

Dieser Erkenntnis wegen plante Keller eine Arbeit „über das Verhältnis der Schweizer und Deutschen zueinander jetzt und in Zukunft, sittenbildlich, kulturhistorisch und politisch, im Sinne einer größeren Verständigung, da das Franzosentum fortwährend Anstrengungen auch in der deutschen Schweiz macht"[121]). Auch die inneren Gefahren der Neutralität konnte ein Keller nicht übersehen. Ein Staatswesen kann nur aus der gleichen Haltung heraus erhalten werden, in der es geschaffen wurde. Die alten Eidgenossen waren Bauern und Soldaten, während die Neuschweizer „mehr als je und so gut wie überall nach Geld und Gewinn jagen"[122]). An Stelle der Kampfbereitschaft ist eine „nationale Selbstzufriedenheit" getreten, die nicht bedenkt, „wie unablässig die Eimer der Geschichte steigen und fallen"[123]).

„- - - Jetzt verlangt der Schweizermann vor allem Reklame. Jetzt beginnen die Aufrufe und Sammlungen für das arme Tröpfchen, das die Ehre hat, Soldat zu sein, mit der Piketstellung. Rückt erst ein Bataillon an die Grenze, um einige Wochen lang dort täglich sein Pfündchen Fleisch zu essen, so ruft dies Faktum ebensoviele Schriftsteller und Stilüber hervor, als die Kohorte Soldaten zählt, und wenn kein Blei verschossen wird, so wird wenigstens solches stumpf gedruckt." [124])

Zwischen einer Grenzbesetzung und einem Krieg besteht ein haushoher Unterschied, und ein Zustand, der durch den Einsatz einer ungeheueren Wehrkraft erkämpft worden ist, kann nicht auf die Dauer durch papierne Verträge und den Einsatz von Tinte und Druckerschwärze aufrechterhalten werden.

Die Revolutionszeit und die Taten Napoleons I. hatten das bewiesen, und dem dritten Napoleon traute Keller die gleichen Ziele zu. Die Neutralität aber ist ein „totgeborenes Kindlein"[125]), wenn sie nicht von der anderen Seite aufrichtig anerkannt wird. Überhaupt sollte man nicht soviel Wesens von der Neutralität machen; „einstweilen genügt es, daß wir und andere wissen, wir seien am liebsten für uns und unter uns allein. Wesen und Umfang unserer Neutralität aber werden erst vollständig reguliert werden, wenn der erste Bauernhof auf unsern Grenzen brennt, aber dann auch rasch und klar"[126]). Neutralität als Staatsprinzip hielt Keller für einen Unsinn und infolge seines Mißtrauens gegen Frankreich auch für ein zweischneidiges Schwert.

1870/71

Von der fortwährenden Bedrohung durch den annexions- und gloireſüchtigen Napoleon haben die deutschen Siege die Schweiz befreit. Dieser Beweis der deutschen

[120]) Keller, Randglossen a. a. O.
[121]) Ermatinger II, S. 521 (Brief an Cotta vom 10. 5. 1861).
[122]) Ermatinger II, S. 412. — [123]) Keller, G. W., III, „Der Grüne Heinrich".
[124]) Brief vom 14. 8. 1866 an Abraham Rot, Redakteur der „Sonntagspost", in: Kriest a. a. O. S. 294.
[125]) Keller, „Nachträgliches" im Zürcher Intelligenzblatt 22. 2. 1861. — [126]) Ebd.

Digitized by Google

Lebenskraft und die Gründung des neuen Reiches hat die Schweizer zu leidenschaftlichen Äußerungen getrieben. Fast alle, die an der deutschen Bildung und Kultur teilgenommen hatten, begrüßten Bismarcks Tat, während Teile der breiten Masse sich zu häßlichen Haßausbrüchen hinreißen ließen. Augenzeuge der „widerwärtigen Dinge" [127]) bei der Störung des Friedensfestes der deutschen Kolonie in Zürich war auch Keller, der seine Ansicht darüber nicht verheimlichte:

„So schändlich die Sache nach außen aussieht und mich selbst berührte (ich wohnte der Feier in Zürich nebst anderen Schweizern selbst bei), so ist die Erscheinung bei uns doch mehr eine pathologisch zu nehmende, als eine aus den ungeheueren Ereignissen und der allgemeinen Völkeraufregung hervorgehende Erscheinung anzusehen. Für das zu Hause sitzende Volk, das nicht gereist ist und nicht Literatur treibt, ist die Bedeutung deutscher Nation fast eine terra incognita gewesen, während jeder Gassenjunge ein Kenner Frankreichs, ja selbst ein halber Franzose zu sein glaubt, eben vermöge des französischen Weltlärms selbst. Die Erscheinung der 80 000 Rothosen [128]) hat dann den Unsinn reif gemacht, zugleich aber auch den Grund zur Besserung gelegt."

Und am 1. Oktober 1871 schrieb er an Fr. Th. Vischer:

„Ich möchte Ihnen gern zum Krieg und Deutschen Reich gratulieren und über die Franzosenborniertheit fluchen, die sich beim großen Haufen in unserer alten Schweiz breit machte und noch glimmt." [129])

Hatte Keller allein schon durch sein Erscheinen bei der deutschen Friedensfeier in der Tonhalle und in seinen Briefen seine Zustimmung zum Reich kundgegeben, so scheute er sich auch nicht, vor aller Öffentlichkeit sich zu Deutschland zu bekennen. Er äußerte wiederum den schon in der Jugend gehegten Gedanken, daß die Schweiz einmal der Einen Freiheit ihr Weiß und Rot opfern müsse. In diesem Sinne rief er auf einem Abschiedsfest dem aus Zürich scheidenden Professor Gusserow zu:

„Sagen Sie den Deutschen, daß wenn sie einmal unter einer Verfassung leben, die auch ungleichartige Bestandteile zu ertragen vermag, die Zeit kommen dürfte, in der auch wir Schweizer wieder zu Kaiser und Reich zurückkehren könnten." [130])

Durch die Hochflut von Angriffen - auch das Wort „Vaterlandsverräter" sollte ihn treffen - wurde Keller veranlaßt, einerseits die Bedeutung seines Ausrufes als eines Trinkspruchs herabzumindern, andererseits seine Anschauung über die Frage Deutschland-Schweiz noch einmal deutlich und zusammengefaßt klarzulegen. Er schrieb an die „Basler Nachrichten":

„Der Sinn meiner nicht studierten Rede war kurz gesagt der, Gusserow möchte die Straßburger von ihren alten Freunden, den Zürchern, grüßen und ihnen sagen, sie möchten sich nicht allzu unglücklich fühlen im neuen Reiche. Vielleicht käme eine Zeit, wo dieses deutsche Reich auch Staatsformen ertrüge, welche den Schweizern notwendig seien, und dann sei eine Rückkehr der letztern wohl denkbar. Selbstverständlich kann nicht von der Form bloßer freier Städte hierbei die Rede sein, da diese schon da sind, sondern nur von dem Bestehen größerer Volksrepubliken. Das sind nun Phantasien, welche nicht in eine Staatsschrift gehören würden, aber gewiß in einem Trinkspruch passieren können, ohne zu Mißreden Veranlassung zu geben."

Als anschließend in einer Rede gegen eine gewaltsame Annexion der Schweiz Stellung genommen wurde, ergriff Keller nochmals das Wort, um sich deutlicher auszudrücken:

---

[127]) Ermatinger III, S. 29, Brief vom 3. 4. 1871. — [128]) Die internierte Bourbaki-Armee.
[129]) Ermatinger III, S. 32. — [130]) „Badische Landeszeitung" vom 25. 3. 1872.

Digitized by Google

„Wenn ich dabei sagte, die Sache könne so gut noch fünfhundert Jahre gehen wie nur wenige Jahre, so wird jedermann die Tragweite des geäußerten Gedankens sofort bemessen können. Da nun aber auch eine Trinkspruch-Phantasie nicht ein leeres Geschwätz sein, sondern über einem für wahr gehaltenen Gedanken schweben soll, so erlauben Sie mir vielleicht noch den Raum, um diesen Gedanken, der mich allerdings und vielleicht auch andere nicht unehrenwerte Männer, die an die Zukunft zu denken gewohnt sind, bewegt, kurz anzudeuten. Vorderhand bin ich ... noch lange zufrieden mit unserem Vaterlande und seiner Stellung zu der übrigen Welt, und ich gehöre nicht zu denen, welche eine gänzliche Zentralisation befürchten. ... Sollte dagegen ... diejenige Richtung zum Ziele gelangen, welche auch das jetzt Gebotene nur als Abschlagszahlung betrachten und den förmlichen Einheitsstaat einführen, somit den alten Bund mit seinem fünfhundertjährigen Lebensprinzip aufheben will, so halte ich dafür, daß durch das Herausbrechen des eidgenössischen Einbaues der Kantone eine Höhlung entstehen wird, welche die Außenwand unseres Schweizerhauses nicht mehr genug zu stützen imstande ist; es beruht diese Meinung nicht auf staatsrechtlichen Theorien, sondern auf psychologischen Erfahrungen. Eine im Inneren so ausgeräumte Schweizerrepublik aber würde ihre Kraft und ihr altes Wesen wiedergewinnen, wenn sie in freiem Verein mit ähnlichen Gebilden zu einem großen Ganzen in ein Bundesverhältnis treten könnte, und daß dieses mit Deutschland einmal möglich werden könnte, war eben die Voraussetzung obigen Trinkspröchleins. Wenn ich für einen solchen Anschluß, ein solches Unterkommen in künftigen Weltstürmen mit Vorliebe an Deutschland dachte, so geschah es, weil ich mich doch lieber dahin wende, wo Tüchtigkeit, Kraft und Licht ist, als dorthin, wo das Gegenteil von alledem herrscht. Einstweilen aber wollen wir nicht um des Kaisers Bart streiten." [121])

Nicht allein der Begeisterung nach dem Kriege entstammen diese Äußerungen über die Möglichkeit eines Anschlusses der Schweiz, sondern schon lange gehegten weltanschaulichen Überzeugungen, die weder die Unsterblichkeit der Seele noch die der Staaten und Reiche anerkannten.

„Wie es dem Manne geziemt, in kräftiger Lebensmitte zuweilen an den Tod zu denken, so mag er auch in beschaulicher Stunde das sichere Ende seines Vaterlandes ins Auge fassen, damit er die Gegenwart desselben um so inbrünstiger liebe; denn alles ist vergänglich und dem Wechsel unterworfen auf dieser Erde." [122])

Den gleichen Gedanken hat er in dem von der Regierung nicht genehmigten Bettagsmandat für 1862 geäußert:

„Aber wenn auch, wie einer unserer Redner am frohen Volksfeste es aussprach, der große Baumeister der Geschichte in unserem Bundesstaate nicht sowohl ein vollgültiges Muster, als einen Versuch im Kleinen, gleichsam ein kleines Baumodell aufgestellt hat, so kann derselbe Meister das Modell wieder zerschlagen, sobald es ihm nicht mehr gefällt, sobald es seinem großen Plane nicht entspricht." [123])

Der dichterische Nachhall der großen Ereignisse ist in Kellers „Sieben Legenden" zu spüren.

„Ich wollte, unter dem Eindruck des Krieges, nationale Tendenzen hineingeheimnissen. Guhl, der Geschwinde (Guhl, alemannisch Hahn, z. B. bei Hebel) sollte Frankreich vorstellen, Maus, der Zahllose, den Panslavismus, welche die Muttergottes als deutscher Recke sukzessive besiegt." [124])

Wie Guhl und Maus mit charakteristischen Zügen ihrer Völker ausgestattet sind, stellt der Ritter Zendelwald Deutschland dar, wie es tatenarm und gedankenreich dahinlebt und schließlich zu Tatkraft und Entschlossenheit erwacht:

---

[121]) Basler Nachrichten 1. 4. 1871, Ermatinger III, S. 37-39.
[122]) Keller, G. W. VI, S. 286.
[123]) Keller, Nachgelassene Schriften u. Dichtungen, Hrsg. Bächtold, 2. Auflage 1893, S. 236.
[124]) Ermatinger III, S. 137, Brief vom 29. 6. 1875.

Digitized by Google

„Wenn sein Geist und sein Herz sich eines Dinges bemächtigt hatten, was immer vollständig und mit Feuer geschah, so brachte es Zendelwald nicht über sich, den ersten Schritt zu einer Verwirklichung zu tun, da die Sache für ihn abgemacht schien, wenn er inwendig damit im reinen war." [125])

Als zum entscheidenden Kampfe die Mutter Gottes in der Gestalt Zendelwalds auf dem Platz erschien, riefen Guhl und Maus prahlerisch:

„Da kommt noch der träge Zendelwald. Laßt uns ihn noch schnell abtun, ehe wir's unter uns ausmachen!"

Doch Guhl, „der nicht wußte, daß er mit einer höheren Gewalt stritt", und Maus wurden besiegt, und den echten Ritter Zendelwald verließ von da an „alle seine Trägheit und träumerische Unentschlossenheit, er tat und redete alles zur rechten Zeit" [126]). Hier bekannte der Dichter sein freudiges Ja zu dem Werden der politischen Nation, das sich in dem seit langem nach Einheit und Freiheit sehnenden deutschen Volke vollzog und über den französischen Imperialismus obsiegte.

Daß die Republik nicht die einzige freiheitliche Staatsform ist, erkannte der alternde Keller mehr und mehr. Er übte im „Martin Salander" Kritik an den Trägern der Republik, die noch nicht reif seien für die Höhe dieser seiner idealen Staatsform und unwürdig der Rechte und Freiheiten, die sie genössen. Und er sah weiterhin, daß schon nach nicht einmal 2 Jahrzehnten der Zugehörigkeit zum neuen Reich auch die Söhne freier Städte sich mit dem Kaiser und dessen Hause so fest verbunden fühlten, wie es zur alten großen Zeit kaum je der Fall war [127]). Dem alternden Dichter standen nicht mehr die Ideale des jungen Radikalen und Freischärlers im Mittelpunkte seiner Welt, wichtiger als die vergänglichen und wechselnden Staatsgebilde und -formen sind ihm die bleibenden Werte und Bindungen. Tief verwurzelt im deutschen Volkstum und seiner Kultur und in enger Freundschaft mit einem, der an einer anderen Grenzmark der deutschen Sprache gleich ihm wirkte, blieb der schweizerdeutsche Dichter - so schrieb er an Theodor Storm - ein „auswärtiger Freund und ideeller Anhänger des Reiches" [128]).

Conrad Ferdinand Meyer

Zu sehr ähnlichen politischen Grundanschauungen wie Gottfried Keller gelangte sein Landsmann C. F. Meyer, obwohl er einer anderen Bildungsschicht entstammte und als Aristokrat sich der konservativen Richtung zugehörig fühlte. Auch für ihn waren die Ideale der Jugendzeit entscheidend. Sogar die romantischen und gefühlstiefen Eindrücke der Kindheit haben lange fortgewirkt und sind in dem im reifen Mannesalter, aber dennoch am Anfang seines Schöpfertums stehenden Dichter durch die großen Zeitereignisse wieder wachgerufen worden. Wer die Gedankenwelt C. F. Meyers verstehen will, muß also mit der Erkundung seiner Kindheitsträume beginnen. Sehr Wesentliches darüber wußte seine Schwester Betsy Meyer zu berichten:

---

[125]) Keller, G. W. VII, S. 374.
[126]) Ebd. S. 385.
[127]) Siehe Gottfried Keller u. Joseph Viktor Widmann, Briefwechsel, Hrsg. M. Widmann, 1922, S. 128.
[128]) Ermatinger III, S. 311, Brief an Theodor Storm 13. 6. 1880.

Digitized by Google

„Suche ich mich an seine ersten poetischen Begeisterungen zu erinnern, so fallen mir die großen deutschen Kaisergestalten ein: Carolus Magnus und sein Neffe, Jung Roland! Otto der Große und Barbarossa! Kaiser und Reich! Davon bekam das törichte kleine Schwesterchen viel zu hören." [139])

Tiefen Eindruck haben die Schulbücher des Germanisten Ludwig Ettmüller und Ludwig Follens auf den jungen Conrad gemacht, besonders Follens Gedichte über die „Schlacht am Morgarten" und Karl den Großen.

„Wenn die Sonntagsglocken mächtig zusammen klangen, konnte seiner stillen Sehnsucht der im Untersberge mit seinen Rittern der Erstehung des Reiches harrende Carolus Magnus vorschweben, wie Follen ihn beschreibt.

‚Wie schön ist das! Höre' sagte er dann:

\- - - - - -
Zweifach den Bart gespreitet
Auf goldnes Brustgewand,
Voran mit Krone schreitet
Ein Held, den Stab in Hand:

Das sind die Streiter Christes
Und die vom Deutschen Reich,
Und Karl der Kaiser ist es,
Ein Hirt und Held zugleich ...

Oder er konnte sogar aus einem alten Burschenschaftsliede, das - ich weiß nicht woher - ihn angeweht hatte, wehmutsvoll vor sich hinsummen:
Das Band ist zerrissen - war schwarz-rot und gold - - -" [140])

Der Kern seiner politischen Ansichten ist schon in dieser Zeit zu erkennen.

„Er war unbewußt ein kecker, stolzer Ghibelline und ein treu republikanischer Schweizer zugleich." [141])

Freiheit und Vaterland, die Liebe zu Kaiser und Reich und echter republikanischer Schweizersinn [142]) wurden die Grundlagen von Meyers Anschauungen.

Die romantisch-verklärten Bilder der Kindheit entwickelten sich in der Lausanner Studienzeit zu gärenden Ideen. Statt nach dem Wunsche der Mutter fließend Französisch sprechen zu lernen, trieb er mehr Italienisch und ließ sich von seinem Lehrer für die italienischen Carbonari und die Polenflüchtlinge begeistern. Nach dem Urteil der Genfer Freunde hat er sich in dieser Zeit zum echten „deutschen Studenten" entwickelt.

Meyer verdankte den Anregungen der Westschweiz außerordentlich viel, doch kann man nicht - wie Carl Spitteler es versuchte - sein gesamtes künstlerisches Schaffen auf französische Ursprünge zurückführen. „Weniger französische als überhaupt romanische Strömungen waren es, die mich beeinflußten", sagte Meyer selbst aus [143]).

Immer stärker zog ihn die Beschäftigung mit der Vergangenheit in ihren Bann, so daß die Ereignisse der Jahre 1847-1849 vergingen, ohne tieferen Eindruck auf ihn zu hinterlassen. Nur zu begreiflich ist es, daß Herweghs „Lieder eines Lebendigen" auf ihn nicht wirkten. Er war zu sehr Aristokrat, als daß diese zwar mitreißenden, aber flachen Aufrufe ihn hätten ergreifen können.

[139]) Betsy Meyer, C. F. Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester, 2. Auflage 1903, S. 57.
[140]) Betsy Meyer a. a. O. S. 59. — [141]) Ebd. S. 59.
[142]) Republik ist hier nicht mit moderner Massen-Demokratie gleichzusetzen, sondern als nichtmonarchische Volksherrschaft aufzufassen.
[143]) Siehe auch Karl Muster, Das Weltbild C. F. Meyers. Diss. Frankfurt a. M. 1926, S. 75-83.

Digitized by Google

Um ihn aus seinen vielseitigen, jedoch planlosen Beschäftigungen zu einem Einsatz seines Könnens anzuspornen, bedurfte es erst eines zutiefst aufrüttelnden Ereignisses.

„Der große segenbringende Sturm, der endlich seine Segel füllte, und durch den sein Schiff die hohe See gewann, war die Auferstehung des Deutschen Reiches." [144])
„Deutschland brauchte Zeit, um sich auf sich selber zu besinnen, bevor es in seiner Größe erstand. C. F. Meyers Ausgestaltung zum deutschen Dichter war, wenn ich so sagen darf, eine Parallelentwicklung." [145])

1870

Man kann C. F. Meyer nicht gerecht werden, wenn man an ihm hauptsächlich nur das Ästhetische, das Streben nach der Form betrachtet. Meyer war durchaus politischer Mensch, allerdings nicht Tagespolitiker wie Gottfried Keller. Er lebte in den großen Ideen seiner Zeit und nicht etwa abseits davon im Bereich eigener Seelenkämpfe oder in einer weltfremden Künstlerschaft. Er sagte von sich selbst aus:

„Zwei Aufgaben des Jahrhunderts, die Einigung Italiens und Deutschlands, schritten ihrer Erfüllung entgegen. Beide verfolgte ich mit persönlichem Interesse."

Die ideenlose, nur auf materielle Übermacht sich stützende Kriegspolitik Louis Napoleons und der Aufschwung der Industrie und Wirtschaft ließen ihn innerlich unberührt, doch der Freiheitskampf Italiens ging ihm nahe. Die Wirkung seiner Lausanner Jugenderlebnisse wird der Einfluß des Historikers Louis Vulliemin noch verstärkt haben, der sich mit der nationalen Entwicklung Italiens eng verbunden fühlte. Das glückliche Fortschreiten der italienischen Einigung ließ Meyer auch die baldige Gründung einer deutschen Einheit ahnen. Aus seiner immerhin noch starken Befangenheit in der romanischen Geisteswelt befreiten ihn die Taten Bismarcks und der deutschen Heere und rissen ihn mit zu seiner eigenen ersten und entscheidenden dichterischen Großleistung.

„1870 war für mich das kritische Jahr. Der große Krieg, der bei uns in der Schweiz die Gemüter zwiespältig aufgeregt, entschied auch einen Krieg in meiner Seele. Von einem unmerklich gereiften Stammesgefühl jetzt mächtig ergriffen, tat ich bei diesem weltgeschichtlichen Anlasse das französische Wesen ab, und innerlich genötigt, dieser Sinnesänderung Ausdruck zu geben, dichtete ich ‚Huttens letzte Tage'." [146]), [147])

„Als das Deutsche Reich wieder erstand, da erstand auch in C. F. Meyer der Ghibelline. Dieses innerste Parteiergreifen machte ihn zum deutschen Dichter." [148])

Mit diesen Worten unterstrich Betsy Meyer das Selbstbekenntnis ihres Bruders, und es besteht keine Veranlassung, dem keinen Glauben zu schenken. Die rein „physische Erstarkung" [149]) und „der Fund des eigenen Tones, des künstlerischen Stiles" [150]) können allein nicht diesen Durchbruch der dichterischen Gestaltungskraft des bereits 45jährigen bewirkt haben. Schon lange hatte Meyer unter „dem Eindruck der heimatlichen, (ihm) seelenverwandten Landschaft" und aus einer jahrzehntelang genährten individuellen Lebensstimmung den vereinsamten, einstigen Freiheitskämpfer Hutten

[144]) Ebd. S. 66-67. — [145]) Ebd. S. 69.
[146]) C. F. Meyer, Mein Erstling „Huttens letzte Tage" in „Deutsche Dichtung" (1. 1. 1891). Abdruck in: C. F. Meyer, Briefe, Rezensionen und Aufsätze, Hrsg. Adolf Frey, 1908, 2. Band, S. 520.
[147]) Autobiographische Skizze aus Anton Reitter, „C. F. Meyer, Eine literarische Skizze zu des Dichters 60. Geburtstage", 1885, S. 6-8. — [148]) Betsy Meyer, a. a. O. S. 75.
[149]) Adolf Frey. Conr. Ferd. Meyer, Sein Leben und seine Werke, 1900, S. 297.
[150]) Ermatinger, Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz, 1933 S. 664.

Digitized by Google

und seine stille Insel liebgewonnen. Jetzt unter „der Gewalt großer Zeitereignisse" spürte Meyer die Seelen- und Schicksalsverwandtschaft immer stärker.

„Mich rührte sein einsames Erlöschen, während ohne ihn die Reformation weiterkämpfte. Wieder erfüllten sich große Geschicke in Deutschland und der ohne Grab und Denkmal Ruhende hätte seine Lust daran gehabt, denn auch er hatte von der Einheit und Macht des Reiches geträumt.

Ritter Hutten, den ich hier auf seinem Eiland bisher entsagend sterben sah, erhob sich vor meinem Blicke, um es ungeduldig zu umschreiten, hinaushorchend nach dem Kanonendonner an der Grenze, den man in der Winterstille auf den Höhenzügen seines Sees vernehmen konnte." [151])

Doch dieser „Hutten" ist schon Meyer selbst, der unter der Maske des Toten spricht, nein, beichtet, kann man sagen. Einsam hatte auch der Dichter in seiner Heimat, der gleichen Landschaft, tatenlos und sinnlos dahingelebt. Jetzt grollten jenseits der Grenze die Kanonen, es entstand ein neues Deutschland [152]). Da erwachten wieder die Kindheitsträume von Kaiser und Reich, und in dem Schicksal des „einsam erlöschenden" Ritters erkannte sich der Dichter selbst. Auch ihm, dem im Kleinstaat abgeschlossenen Schweizer, gilt die Mahnung:

„Beschränket Euch auf dieses Eiland hier!
Horcht nicht hinaus, horcht nicht hinüber mir!

Vergesset, Ritter, was die Welt bewegt
Und Euch in jeder Fiber aufgeregt.

In dieser Bucht erstirbt der Sturm der Zeit;
Vergesset, Hutten, daß Ihr Hutten seid!" [153])

Doch dagegen erhebt sich der Wille zum Leben:

„Für deinen weisen Ratschlag habe Dank!
Ich sehe schon, ich bin zum Sterben krank.

Wie? Wenn der Papst die Christenheit betrügt,
So ruf ich nicht: Der arge Römer lügt?

Wie? Wirft die Wahrheit auf ihr kühn Panier,
So jubl' ich nicht auf meiner Insel hier?

Wie? Stürzt ein deutsches Heer in heißen Kampf,
So atm' und schlürf ich nicht den Pulverdampf?

- - - - - -

Freund, was du mir verschreibst, ist wundervoll.
Nicht leben soll ich, wenn ich leben soll!"

Und damit hat Meyer seine eigene Lebenskrankheit, die Tatenlosigkeit, und die schweizerische Abgeschiedenheit vom Weltgeschehen hinter sich gelassen und ist zum Gefährten Huttens - und Bismarcks - geworden, hat sich hineingestellt in den Kampf für das Reich und darin Sinn und Ziel des Lebens gefunden. Durch die jetzt gefundene Einheit von Tat und Dichtung erst wurde Meyer zum schöpferischen Künstler und zum deutschen Dichter, der „in Deutschlands Adern als ein Feuergeist [154]) kreisen wollte.

---

[151]) C. F. Meyer, Mein Erstling „Huttens letzte Tage", Briefe II, S. 522.
[152]) Betsy Meyer, a. a. O. S. 144, bezeugte, wie stark ihr Bruder die politischen Ereignisse miterlebte.
[153]) C. F. Meyer, Huttens letzte Tage (Consultation). — [154]) Ebd. S. 163.

Digitized by Google

Vor der griechischen Klassik liegt Thermophylae und Salamis, vor dem „geistesgeschichtlichen Roßbach" Lessings und Goethes das Roßbach Friedrichs des Großen [155]), vor „Huttens letzte Tage" Sedan und Versailles. Innerlichkeit und Macht stehen nebeneinander. Nur so ist die Bedeutung des Jahres 1870/71 für Meyer zu bewerten. Diesem Anfang ist er nicht untreu geworden, er ist der Dichter des Reiches geblieben vom „Erstling Hutten" bis zu den letzten Versuchen der Hohenstaufen-Dichtung, von der Reichsgründung bis über den Kulturkampf hinaus.

Stellung zu Preußen und Deutschland

In der Zeit der Arbeit am „Hutten" hatte Meyer auch in Rankes Werk über das Zeitalter der Reformation gelesen. Bei der Stelle, in der Ranke die Möglichkeit andeutet, der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, hätte nach Maximilian I. die Kaiserkrone erlangen können - „da verstummte mein Bruder", berichtete Betsy Meyer, „legte das offene Buch auf den Tisch und lehnte sich, von Gedanken übermannt, sinnend in seinem Stuhle zurück.

„Was hätte das Großes werden können!" rief er aus. „Ein deutscher Kaiser, wie der Kurfürst Friedrich! - - - - Ein Kaiserreich, geeinigt durch eine geistdurchdrungene kirchliche Reform deutscher Art! - - - Ohne Glaubenskriege, ohne blutige Kämpfe vereinigt in Macht und Herrlichkeit!"

Er schaute ganz ergriffen in diese Zukunftsferne, die sich vor bald vier Jahrhunderten doch nur einen Augenblick lang eröffnet hatte [156])". In jenem gedankenschweren Ausruf offenbarte Meyer sein politisches Richtbild: Ein einiges mächtiges deutsches Reich unter protestantischer Führung. Ob der Führerstaat Sachsen oder Preußen hieß, war ihm im Grunde nicht sehr wichtig. Als 16jähriger hatte er sich bereits durch die Belehrungen Gustav Pfizers die Vorstellung eingeprägt, daß jetzt nur noch Preußen zur deutschen Vormacht berufen sei [157]).

„Verleih uns, Herr, ein evangelisch Haupt
Von unsrer alten Kaiserzier umlaubt!

Welf, Wittelsbacher, Zollern gilt uns gleich.
Kommt er ein Retter nur dem Deutschen Reich",

hieß es in der früheren Fassung des Gedichtes „Der Deutsche Schmied". Zuerst lautete sie sogar im Anklang an die Kaiserträume der Jugend:

Sei Stauf er oder Zollern, gilt uns gleich."

Doch diese nachträglichen Prophezeiungen im Munde des Hutten wurden bei der Überarbeitung gestrichen. Bei diesen Anschauungen ist es selbstverständlich, daß er allem Preußischen eine gewisse Vorliebe entgegenbrachte. So wußte er von Rom aus die „edle Gastfreundschaft" in der preußischen Gesandtschaftskapelle zu rühmen [158]). Besonders hoch schätzte er das preußische Offizierkorps, mit dem ihn die eigene aristokratische Haltung verband. Ihn führte 1866 „sein gutes Reisegeschick im Oberengadin mit

[155]) Kleo Pleyer, Gezeiten der deutschen Geschichte, 1939, S. 26.
[156]) Betsy Meyer, a. a. O. S. 152.
[157]) Siehe C. F. Meyer, Mein Erstling „Huttens letzte Tage".
[158]) Briefe a. a. O. I, S. 58.

Digitized by Google

sehr liebenswürdigen Vertretern des preußischen Militäradels [159])" zusammen, und nicht unangenehm traf es ihn, als zwei junge Franzosen ihn nach dem deutsch-französischen Krieg auf einer Reise in Graubünden für einen preußischen Offizier hielten [160]).

Der höchsten Verkörperung des preußischen Geistes, dem Reichsgründer Bismarck, hat C. F. Meyer beinahe eine germanische Gefolgschaftstreue und Kampfgenossenschaft bewahrt. Ein dafür bezeichnendes Erlebnis berichtet wiederum Meyers Schwester [161]). Als sie auf einer Bergwanderung mit ihrem Bruder und einem Bündner Führer in der Nähe der Rheinquelle zwischen hohen Felswänden dahingingen, machte der Führer C. F. Meyer auf die starke Echowirkung aufmerksam. Er solle sie ausprobieren. Da rief der Dichter mit voller Stimme: „Bismarck". Der Bündner, der in der päpstlichen Schweizergarde gedient hatte, faßte das in seiner richtigen Bedeutung auf und antwortete mit einem lauten, widerhallenden „Pio nono". Bismarck und Pius IX. waren zu Bekenntnisrufen der Schweizer geworden.

In einem Brief an Louise v. François vom 25. November 1881 bezeugte Meyer seine innere Bindung an den deutschen Kanzler:

> „Was sagt man bei Ihnen von Bismarck? Ich gehe mit ihm durch dick und dünne bis auf einen Punkt, eine Allianz mit dem Centrum."

Diese starke Bismarckverehrung, die auch in seinen Werken, z. B. im „Jürg Jenatsch" und in dem Friedrich II.-Fragment anklingt, verließ den Dichter nur kurze Zeit. Bei Bismarcks Entlassung gab er dem jungen Kaiser recht, den er ebenfalls sehr hoch einschätzte [162]). Doch schon 1891 (7. Dezember) schrieb er an François Wille:

> „Mir bangt mitunter für Deutschland. Es war doch ein großer Irrtum des Kaisers, von Bismarck zu lassen." [163])

Wenn Meyer Preußen anerkannte und schätzte und Bismarck hoch verehrte, so war die eigentliche Ursache seine tiefe Liebe zu Deutschland. Preußen war die deutsche Vormacht, Bismarck der deutsche Staatsmann, beide waren Mittel, Werkzeuge für das Höhere und Größere. Deutschland war für C. F. Meyer die geistige Heimat, das Vaterland, doch auch das politische Bekenntnis. Er fühlte sich als „deutscher Patriot [164])", und wohl auch als Dichter „ad majorem gloriam des neuen Deutschen Reiches" [165]). Es liegt ein gewisses Selbstzeugnis in dem Rat an die Dichterfreundin L. v. François:

> „Schreiben Sie - - - einen Ihr Lebenswerk krönenden Roman mit dem Motiv: Vaterland und Heimat - - - gegen den unberechtigten Partikularismus." [166])

Er selbst hat Jahre hindurch mit solchen Plänen gerungen. Die Darstellung seiner Zeit war ihm nicht gegeben, er mußte den Stoff also in der Vergangenheit suchen, in der Geschichte der „Ottonen, Salier und der Staufen", „die auch meine Kaiser sind, d. h. die meiner Vorfahren [167])".

---

[159]) Betsy Meyer, a. a. O. S. 29; vgl. Briefe I, S. 72.
[160]) Betsy Meyer, a. a. O. S. 28. — [161]) Betsy Meyer, a. a. O. S. 41-42.
[162]) Siehe Briefe I, S. 97, 216. Ferner: Louise von François u. C. F. Meyer, Ein Briefwechsel, hrsg. von Anton Bettelheim, 1905, S. 252-253 (21. 3. 1890).
[163]) Briefe I, S. 220. — [164]) L. von François a. a. O. S. 23 (25. 9. 1881). — [165]) Ebd.
[166]) Ebd. — [167]) Briefe II, S. 149.

Digitized by Google

Die Schweiz und Deutschland

Meyer hatte oft „eine Art Heimweh [168])" nach Deutschland, und dennoch hat er nicht wie viele seiner konservativen Landsleute die Enge der Heimat gegen ein aussichtsreicheres Dasein im Deutschen Reich vertauscht. Er hat ihr Liebe und Treue bewahrt, wenn er sie auch undankbar schalt oder der Kleinheit ihrer Gesinnung und Überschätzung der materiellen Werte wegen tadelte. Er war stolz auf die Vergangenheit der Eidgenossenschaft. In ihm selbst schien noch etwas von ihrer soldatischen Tradition wach geblieben zu sein. Alle seine Werke - mit Ausnahme der Angela Borgia - sind voller Beziehungen auf die Schweiz, auf ihre Menschen und ihre Landschaft. Im „Heiligen" reitet der Armbruster, ein echter Schweizer, in die „Reichsstadt Zürich" ein, der Bläsi Zgraggen hat „Pescara" die tödliche Wunde beigebracht, und in „Gustav Adolfs Page" steht bescheiden der Hauptmann Erlach hinter dem Schwedenkönig. Wenn diese Schweizer auch oft nur am Rande der Handlung vorbeigleiten, so sind sie doch mit besonderer Liebe gezeichnet, selbst dann, wenn auch ihre Schwächen bespöttelt werden. So ruft die päpstliche Schweizergarde dem Papst Leo XIII., als er ihr das übliche Donativ verweigerte, folgendes zu:

„Herr Heiliger Vater, du weißt, wer wir sind!
Bescheidene Leute von Ahne zu Kind!
Doch werden wir an den Moneten gekürzt,
Wir kommen wie brüllende Löwen gestürzt." [169])

Ein rechter Schweizer nach Meyers Sinn ist „Der Daxelhofen [170])", ein guter Eidgenosse und Deutscher zugleich; denn in gleicher Art enthalten die Gefühle des Dichters die Liebe zur Heimat und die Treue zu Volk und Reich. Auch er will Schweizertum und Deutschtum vereinen, hat sich aber nicht öffentlich für eine Angliederung der Schweiz an Deutschland erklärt, wie Keller es getan hat. Unmittelbar tagespolitische Äußerungen lagen seiner Art nicht, er brachte seine Auffassung unter der Maske der Vergangenheit - oder im Vergleich. Wenn er auch Auseinandersetzungen nicht liebte, so geht seine wahre Meinung doch deutlich aus seinen Werken und Briefen hervor. Schon 1866 trat er für die Einigung des gesamten deutschen Volkes ein, aber in seinem stark entwickelten Gerechtigkeitssinn anerkannte er ebenso das Streben der Einzelteile, ihre Selbständigkeit zu erhalten. Dabei stellte er die Schweiz durchaus auf die gleiche Ebene mit den reichsdeutschen Ländern, z. B. Sachsen. Er betrachtete sie als überwiegend deutsches Volksgebiet und als einen Teil des alten Reiches. Die fremdvölkischen Bestandteile verliehen kein Sonderrecht zum Partikularismus. „Freilich, warum soll ein Sachse seine heimatliche Unabhängigkeit nicht so sehr lieben, wie wir Schweizer die unsrige [171])?" Mit dieser Frage versuchte er der partikularistischen Gesinnung seines sächsischen Verlegers Hermann Haessel gerecht zu werden. Da ihm das doch nicht gelang, bemühte er sich, ihm das Hineinfinden in die neue, geschichtlich unbedingt notwendige Lage zu erleichtern:

„Sie bewahren eine gewisse Unabhängigkeit und nehmen zugleich an einem größeren Staatsverbande Teil, was Ihnen bei mancher Einbuße materiellen und ideellen Vorteil bringen wird. Ich muß Ihnen sagen, daß ich mir vorstelle, einmal die schwere Gegenwart überwunden,

[168]) L. von François, a. a. O. S. 32-33 (25. 11. 1881).
[169]) C. F. Meyer, Gedichte, 14. Auflage 1899, S. 164-165.
[170]) Ebd. S. 394-395. — [171]) Briefe II, S. 11.

Digitized by Google

werde Sachsen und Leipzig vielleicht einen Aufschwung nehmen, der Sie mit den Gewalttaten der Politik und des Krieges wo nicht versöhnen, so doch dieselben weniger unleidlich finden lassen wird."

Und an den Rand geschrieben fügte er hinzu:

„- - - ich glaube, daß besonders im Staatsleben oft Heil aus Unheil hervorgehen kann." [172])

Um Haessel zu trösten, wies er darauf hin, daß auch der Schweiz das gleiche Schicksal „drohe", „wenn die süddeutsche gebildete Klasse (denn das Volk ist wohl anders gesinnt) den Anschluß an Deutschland durchsetzen würde..."

Nach der Reichsgründung verließ ihn doch einmal die hier bewiesene Geduld, und er rief dem Sachsen zu:

„Lassen Sie sich doch in Teufels Namen von Bismarck zu einer großen und herrschenden Nation machen!" [173])

Von Herzen freute er sich (1887) über die Wahlniederlage der sächsischen Partikularisten [174]), und gern hätte er die gleiche Entwicklung in seiner Heimat gesehen. Seinem Freunde und Landsmann François Wille schrieb er (1885):

„Und die Deutschen (oder wir Deutsche) sollen unzweifelhaft ein großes Volk werden! Hundertmal schade, daß wir beide nicht mehr jung sind." [175])

Meyer hatte „die allgemeine Überzeugung, daß Zusammenhang und Anschluß an das große deutsche Leben für uns Schweizer etwas Selbstverständliches und Notwendiges ist. Ja, ich habe die Stärkung dieses Bedürfnisses stets als den genauen Grademesser gründlicher Bildung betrachtet. Es ist, nach meiner Überzeugung, ein unermeßliches Gut, daß wir, unbeschadet unserer Eigentümlichkeit, einem weiten sprachlichen Gebiete und einer großen nationalen Kultur angehören und uns nicht, wie etwa die Holländer, in einem engen particularen Kreise bewegen [176])". Und noch deutlicher bekannte er seine Sehnsucht nach dem großen Reich aller Deutschen in einem Rückblick auf den „Hutten":

„In die hölzernen Rhythmen meines ‚Hutten' habe ich mit einer seltsamen Leidenschaft meine Seele ergossen, unter anderm meine Liebe zu Deutschland, welche - in letzter Analyse - die Sehnsucht und das Bedürfnis ist, einem großen Ganzen anzugehören. Die ‚Eidgenossenschaft' ist zuweilen ein bischen drückend." [177])

Sie gehört nach Meyers Auffassung zum „Schwabenstamme" und zum deutschen Volk, und der Bindung der Sprache und des Volkstums muß auch die staatliche Abgrenzung gerecht werden. -

Da Meyer keinen Zeitroman und keine Zeitgedichte verfaßt hat, könnte versucht werden, die politischen Bekenntnisse als Gelegenheitsäußerungen abzutun, die sein Schaffen nicht beeinflußt haben. Hat der Dichter seine Überzeugungen nur seinen Freunden bekannt, oder haben sie auch seine Werke durchdrungen? Da alle seine Schöpfungen geschichtliche Stoffe behandeln, muß zuerst geklärt werden, ob seine Dichtungen bewußt

---

[172]) Ebd. II, S. 5-7. Dieses Problem beschäftigte den Dichter ebenfalls im „Jürg Jenatsch", an dem er in dieser Zeit arbeitete; Jenatsch trägt Züge Bismarcks.
[173]) Briefe II, S. 168.
[174]) Conrad Ferdinand Meyer und Julius Rodenberg, Ein Briefwechsel, hrsg. v. August Langmesser, 1918, S. 239.
[175]) Briefe II, S. 176. — [176]) Briefe II, S. 389. — [177]) An Rodenberg, S. 89.

Digitized by Google

geschichtstreu sind. War Meyer ein dichtender Historiker, oder lieferte ihm die Vergangenheit nur gleichsam den Ton, aus dem er nach freiem Willen Gestalten und Ideen schuf? Der Dichter gab in einem Gespräch mit seinem Biographen Adolf Frey selbst die Antwort darauf:

„Die Geschichte benutzte ich natürlich nach Möglichkeit, verfahre aber ganz souverän mit ihr."

Und noch deutlicher sprach er dasselbe in einem Brief an Felix Bovet aus:

„Je me sers de la forme de la nouvelle historique purement et simplement pour y loger mes expériences et mes sentiments personels, la préférant au Zeitroman, parce qu'elle me masque mieux et qu'elle distance davantage le lecteur.
Ainsi, sous une forme très objective et éminemment artistique, je suis au dedans tout individuel et subjectif. Dans tous les personnages du Pescara, même dans ce vilain Morone, il y a du C. F. M." [178])

Ferner suchte er „einen deutsch-mittelalterlichen Stoff mit modernen Beziehungen [179])" zu gestalten.

„Neben 2-3 ganz ausgedachten (nicht geschriebenen) Novellen hören Salier, Ottonen und Hohenstaufen nicht auf, am Horizont zu blitzen. Wird wohl Spiel bleiben, aber Bismarck, der jetzt mit diesen alten Dingen sein ernsthaftes Spiel treibt, versetzt in sie zurück." [180])

Nach diesen Selbstzeugnissen des Dichters können wir nicht mehr fehlgehen, wenn wir in seinen geschichtlichen Werken eine Spiegelung gegenwärtiger Taten und eine symbolhafte Darstellung seiner historischen Ideen erblicken [181]). Neben den Grundfragen des eigenen persönlichen Daseins und Ringens um den Wert des Lebens, um eine göttliche Gerechtigkeit, um die Entscheidung zwischen Nord und Süd, haben auch die politischen Überzeugungen und die Auffassung der europäischen Geschichte seine Werke mit bestimmt.

Die Kaiserzeit

Die europäische Geschichte beginnt für Meyer erst in dem Augenblick, in dem die Germanen die römische Weltherrschaft zerschlagen und ihr Erbe angetreten haben. Dieser Vorgang ist im „Joch am Leman" versinnbildlicht.

Die erste gültige Form der germanischen Herrschaft ist das deutsche Kaisertum. Seine gerechte und friedliche Weltordnung unter Karl dem Großen, dessen Bild die Jugenderinnerungen an Follens Gedicht und die späteren Studien geprägt haben, und unter Friedrich II. bildet den beherrschenden Hintergrund für die „Richterin" und „Die Hochzeit des Mönchs". Der letzte große Hohenstaufe mit seiner modern erscheinenden Toleranz und Freigeistigkeit war der Lieblingskaiser des Dichters. Zur gesamten Kaiserzeit verspürte er eine starke Beziehung; denn diese Herrscher waren - wie er mehrmals betonte [182]) - auch seine und seiner Vorfahren Kaiser. Ohne tagespolitischen Streit heraufzubeschwören, konnte in diesem historischen Zusammenhang die enge Verbundenheit der Schweiz mit Deutschland gestaltet werden.

---

[178]) Briefe I, S. 138-139. — [179]) L. von François, a. a. O. S. 94-95 (4. 5. 1883).
[180]) L. von François, a. a. O. S. 206 (16. 2. 1887).
[181]) Für die Gedichte nachgewiesen durch Elisabeth Urbahn, Die Symbolik in C. F. Meyers Gedichten, Oslo 1925.
[182]) Zum Beispiel an L. von François, S. 70 (27. 10. 1882).

Digitized by Google

Sein größtes, seine Lebensarbeit krönendes Werk sollte in der Zeit der großen Kaiser die weltgeschichtlichen Kämpfe der Gegenwart widerspiegeln. Der Kulturkampf Bismarcks wurde zum Streit zwischen Friedrich II. und Innozenz IV., und der italienische Freiheitskampf sollte in den Taten der mittelalterlichen Staatsmänner dargestellt werden.

„Besonders aber trieb es ihn, den Gegensatz zwischen der großartigen Imperialpolitik der Hohenstaufenkaiser und der, wie er als Dichter ahnen durfte, schon zu Dantes Zeit im Keime vorhandenen national-italienischen Politik darzustellen. Noch einmal wollte er die inneren Erfahrungen des eigenen Lebens und die Entwicklungen seines eigenen Jahrhunderts in einem großen historischen Bilde zusammenfassen." [183])

Einmal fragte ihn die Schwester:

„Getraust du dir, den mittelalterlichen historischen Stoff mit deinen modernen nationalen Ideen zu durchtränken? Kannst du deinen Petrus Vinea von einem befreiten Italien träumen lassen? Ist das nicht zuviel gewagt?"

„Nein", antwortete Conrad Ferdinand, „jedes Drama bedarf einer gewissen Aktualität. Übrigens weißt du wie ich, daß es immer Menschen gab und geben wird, die nicht ihrer Zeit angehören, frühe Schwalben, die noch keinen Sommer machen, einzelne Träger und Märtyrer kommender Entwicklungen." [184])

Peter von Vinea sollte wie schon Morone im „Pescara" und Papst Julius (II.) in dem gleichnamigen Gedicht ein Vorkämpfer der italienischen Einheit sein. Vielleicht sollte der Gegensatz zwischen Vinea, der dichterischen Lieblingsgestalt seiner letzten Schaffensjahre, und dem Kaiser ein Gleichnis des Verhältnisses Bismarcks zu Wilhelm II. geben, wie schon die Wunde des Pescara ihre Entsprechung in der Krankheit Friedrichs III. besaß [185]). Die Überfülle der politischen und psychologischen Probleme, die sich in den wenigen Gestalten zusammendrängten, hat sicher das Scheitern des Planes verursacht.

Neben der Kluft zwischen der Nationalitätsidee und dem imperialen Gedanken, dem Ringen zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt erscheint in den Gedichten und Fragmenten, die die Kaiserzeit behandeln, der Gegensatz zwischen dem Verrat am Reich und der bedingungslosen, selbstlosen Reichstreue. Da der symbolische Gehalt von Meyers Gedichten erwiesen ist [186]), kann es nicht verfehlt sein, hierin eine gleichnishafte Darstellung schweizerischer Geschichte zu erblicken.

„Wehe mir! Da du dich krönteſt,
Hat des Neides Natter mich gebissen.
Mit dem Lügengeist im Bunde
Hab ich dieses deutsche Reich zerrissen!

Als den ungetreuen Bruder
Und Verräter hast du mich erfunden!" [187])

Mit diesen Worten wirft sich der aufständische Heinrich seinem Bruder Otto I. zu Füßen. Das Reich muß über jeden Abfall und Verrat siegen. Hier unterwirft sich Heinrich freiwillig, und ihm wird verziehen. Zur gewaltsamen Unterwerfung unter den kaiserlichen Willen ist Friedrich II. gegen den geliebten Sohn Heinrich (VII.) gezwungen; denn die Pflicht dem Reich gegenüber ist mächtiger als die Vaterliebe.

---

[183]) Betsy Meyer, a. a. O. S. 215. — [184]) Ebd. S. 232-233. — [185]) Briefe I, S. 194.
[186]) Elisabeth Urbahn, Die Symbolik in C. F. Meyers Gedichten.
[187]) C. F. Meyer, Gedichte, 14. Auflage 1899, S. 308-310 (Der gleitende Purpur).

Digitized by Google

„Heinrich mit den finstern Locken ...
den Konstanze mir geboren ...
Der das Reich verriet ... dem eignen
Vater brach das Lehnsversprechen ...
Den ich beugen, beugen mußte,
dessen Trotz ich mußte brechen ..." [188])

Das Gegenbeispiel der höchsten Treue gibt „Conradins Knappe", der - durch ein Unglück verhindert - das Schicksal Conradins nicht teilen durfte.

„Genesen ist der Leib, die Seele schmerzt,
Denn all mein Erdenglück hab ich verscherzt.

Das Edelblut empfing den Ritterschlag,
Ich aber fluche meinem Unglückstag."

Dieser „Unglücktag" hatte die Rettung des eigenen Daseins gebracht, aber auch den Verlust der tiefsten Bindung; denn nichts ist größer als die Treue.

Renaissance und Reformation

Den letzten und größten Plan, die Hohenstaufen-Trilogie, hat Meyer nicht mehr ausgeführt. Hatte er hier in der Verwirrung der Charaktere und Probleme die Lösung nicht finden können, so hat die Zeit der Renaissance und Reformation ihm geeignetere Stoffe gegeben. In ihr hatte er festen Halt an seinem eigenen protestantischen Glauben und an den Ereignissen der Gegenwart, die dem recht gaben, was in dieser Zeit schon sich angebahnt hatte. Eine große Linie meinte der Dichter erahnen zu können, die von dem nationalitalienischen Staatsmann Morone im „Pescara" zu Cavour und von Luther und Hutten über Gustav Adolf zu Bismarck führt.

Das „Joch am Leman" war Symbol für den Sieg der Germanen über die Knechtschaft bedeutende Macht des ersten Rom. Luther führte den zweiten germanischen Freiheitskampf gegen das päpstliche Rom der geistigen Sklaverei. Dem ersten Sieg war das mittelalterliche Kaiserreich gefolgt, und nach Luther und Hutten mußte Bismarck kommen. Festgefügt war damit der geschichtliche Gedankenbau des Dichters. Da konnte es keinen verborgenen und verstaubten Winkel geben, in den sich Sondergefühle für eine Außenstellung der Schweiz hätten retten können. Sie gehörte zu dieser germanisch-deutschen Freiheitsfront, aber nicht als Anhängsel, sondern als Vorkämpfer. Neben Luther steht Zwingli, und dem kampfesfrohen Ritter Hutten entspricht der treue Mitstreiter Zwinglis in der Schlacht bei Kappel, der Komtur von Küsnach Konrad Schmid. Sie alle kämpfen nicht nur für die Freiheit des Glaubens, sondern auch für Deutschland.

„Der Heiland weidet alle Völker gleich -
Nur meinen Deutschen gönn ich Ruhm und Reich!" [189])

spricht Hutten:

„Und über Deutschland einen Schein
Wie Nordlicht wirft das Feuerlein", [190])

in dem Luther die Bannbulle des Papstes verbrannt hat:

„Ihr bleibt getreu trotz Not und Bann
Und jeder Zoll ein deutscher Mann!" [191])

---

[188]) Gedichte, S. 279-281 (Das kaiserliche Schreiben).
[189]) „Huttens letzte Tage", S. 62. — [190]) Gedichte, S. 360 (Lutherlied). — [191]) Ebd. S. 361.

Digitized by Google

heißt es von Luther, dessen Bibelübersetzung endlich wieder offenbarte:

„Wie tief das Erz der deutschen Zunge dröhnt."

Wenn der „Deutsche Schmied" in „Huttens letzte Tage" nach altem thüringischen Brauch seine Hammerschläge mit kernigen Sätzen begleitet, so ist es deutlich, daß dieser Reichsschmied Bismarck ist:

„- - - Mach, erster Streich, den Teufel fest,
Daß ihn die Hölle nicht entfahren läßt!"
- - - - - - - - - - -
„- - - Triff du den Reichsfeind, zweiter Schlag,
Daß ihn der Fuß nicht fürder tragen mag!"
- - - - - - - - - - -
„- - - Schmiede, dritter, du die Treu
Und unsre alte Kaiserkrone neu!"

Die Begeisterung für die Reichsgründung genügte aber allein noch nicht, es mußte die Kernfrage gelöst werden, die nach 1870/71 eine Antwort erforderte: Das Verhältnis der Schweiz zum neuen Deutschland. Zuvor jedoch war klarzustellen: Was ist im Grunde Schweizertum? Und wie A. E. Fröhlich in seinem Huttenwerk stellte Meyer deshalb den deutschgesinnten Zwingli dem Erasmus gegenüber. Das Zürich Zwinglis nahm Hutten gastfrei auf, aber Erasmus warnte davor, weil es zu gefährlich sei. Da möchte der Ritter dem Gelehrten gegenübertreten:

„Dein edles Wissen, sprach ich, liegt dir tot,
Du bietest Gold und wir bedürfen Brot!

Dein Denken, sprach ich, ist ein eitler Traum,
Wächst drangvoll nicht daraus ein Lebensbaum.

Du kennst die Wahrheit, übe nicht Verrat,
Gieb Zeugnis! Wage eine Mannestat!"

Doch Erasmus kann nur spöttisch über solche Zumutung lächeln. „Tot und abgetan" ist er damit für Hutten - und für Meyer. „Tot und abgetan" ist auch die Wissenschaft, die nicht dem Leben dient, die Wahrheit, die nicht Zeugnis abzulegen wagt und jene gesinnungslose, erasmische schweizerische Haltung, die Spott und Hohn auf Mannestaten häuft, anstatt mitzukämpfen.

Wahres Schweizertum aber ist in Zwingli verkörpert. Für dieses Schweizertum trat Meyer ein, heftig ging er jedoch gegen die „Deutsche Libertät" der Schweizer Söldner wie der Landsknechte und Ritter an, die um des Soldes willen sich für jeden fremden König verkauften. Er bekannte sich zur gesamtdeutschen Einheit, um derentwillen die Selbständigkeit und der Trotz der Glieder gebrochen werden müßte. Ein unvergängliches Schweizer Glaubensbekenntnis sind die letzten Verse dieses Gedichtes:

„Nichtsnutzig eine Freiheit, die vergißt,
Was sie der Reichesehre schuldig ist!

Nichtsnutzig eine deutsche Libertät,
Die prahlerisch in Feindeslager steht!

Geduld! es kommt der Tag, da wird gespannt,
Ein einig Zelt ob allem deutschen Land!

Geduld! Wir stehen einst um ein Panier
Und wer uns scheiden will, den morden wir!

Digitized by Google

Geduld! Ich kenne meines Volkes Mark!
Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark.

Geduld! Was langsam reift, das altert spat!
Wenn andere welken, werden wir ein Staat!" [192])

Dem gesamten deutschen Volk gilt das „Vermächtnis":

„Deutschland, vergiß nicht, wer dem Hutten bot
Den letzten Boden, und das letzte Brot!" [193])

Auf die Frage der Schweizer Sonderstaatlichkeit kam Meyer im „Jürg Jenatsch" wieder zu sprechen. Er läßt den zukünftigen Zürcher Bürgermeister Waser erklären, die Selbständigkeit „dürfte neben schönen Lichtseiten auch manche Schattenseiten zeigen, und er persönlich sehe sich nur mit Schmerz von dem protestantischen Deutschland abgedrängt" [194]).

Wenn Meyer vom „protestantischen Deutschland" sprach, meinte er im Grunde nicht eine machtlose Ländermasse, sondern Preußen mit seiner deutschen Aufgabe. Das läßt die Rede des Schwedenkönigs vor der Schlacht von Lützen in der Novelle „Gustav Adolfs Page" erkennen:

„... ich bedachte die deutschen Dinge. Nicht ohne ein Gelüst nach eurer Krone, Herren! Doch, ungeheuchelt, meinen Ehrgeiz überwog die Sorge um das Reich! Dem Habsburger darf es unmöglich länger gehören, denn es ist ein evangelisches Reich. Doch ihr denket und sprechet: ein fremder König herrsche nicht über uns! Und ihr habet recht. Denn es steht geschrieben: der Fremdling soll das Reich nicht ererben. Ich aber dachte letztlich an die Hand meines Kindes und an einen Dreizehnjährigen ..." [195])

Der Dreizehnjährige aber ist Friedrich Wilhelm, der spätere Große Kurfürst von Brandenburg-Preußen. In dieser Rede hat der Dichter das Inbild Gestalt werden lassen, das ihn bereits beim Lesen des Ranke-Abschnittes über den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen, beschäftigt hatte: Ein einiges deutsches Reich unter protestantischer Führung, „ohne Glaubenskriege, ohne blutige Kämpfe vereinigt in Macht und Herrlichkeit" [196])! Die Beziehungen zur Gegenwart sind eindeutig, wenn in „Gustav Adolfs Page" [197]) die Begeisterung für den nordischen König geschildert wird, der dem deutschen Volk seine geistigen Güter gerettet habe, und wenn es im „Jürg Jenatsch" [198]) heißt, ein starkes nordisches Reich sei der Halt und Hort aller kleinen protestantischen Gemeinwesen.

Geistige Waffenhilfe für den deutschen Reichskanzler war es, wenn Meyer den Bündner Volkshelden, dessen „Bismarckähnlichkeit" [199]) er selbst erwähnte, dem Zürcher Hauptmann Wertmüller zurufen läßt:

„Ich bin des Blutes satt und an Eurer persönlichen Achtung liegt mir nicht das Mindeste. - Was ich für mein Land tue, versteht Ihr nicht. - Geht und sagt dem Herzog Bernhard, er möge sich vorsehen, daß er sein Elsaß so glücklich den Krallen Frankreichs entwinde wie ich mein Bünden."

Während viele Schweizer Bismarck der Angliederung Elsaß-Lothringens wegen heftig beschimpften, anerkannte Meyer auch in diesem Fall das Recht Deutschlands auf

[192]) „Huttens letzte Tage", S. 86-87 (Deutsche Libertät).
[193]) Ebd. S. 118 (Vermächtnis). — [194]) Jürg Jenatsch, 61. Auflage 1904, S. 156.
[195]) Novellen I, S. 103, 112. Auflage 1919, S. 271.
[196]) Betsy Meyer, a. a. O. S. 152. — [197]) C. F. Meyer, Novellen I, S. 268.
[198]) Jürg Jenatsch, S. 129. — [199]) An Rodenberg, S. 297 (28. 3. 1891).

Digitized by Google

das altdeutsche Gebiet. Eine Mahnung an seine Schweizer Landsleute ist das Gedicht „Der Daxelhofen" [200]), das mit betonter Absicht an das Ende des Bandes gestellt ist. Als während des Raubkrieges gegen Holland auch die Schweizer Soldtruppen gegen die Heere des Kaisers und des Kurfürsten von Brandenburg geführt werden sollten, verließ der Berner Hauptmann Niklas v. Daxelhofen die französische Armee. In Meyers Gedicht spricht dieser Schweizer Hauptmann zu seinem Feldherrn, dem Prinzen Condé:

„Herr Prinz, welch köstlich Düften!
So duftet nur am Rhein der Wein!
Und dort der Turm in Lüften,
Herr Prinz, das ist doch Mainz am Rhein?

In meinem Pakt geschrieben
Steht: Ewig nimmer gegens Reich!
So stehts und ist geblieben
Und bleibt sich unverbrüchlich gleich!

Ich bin vom Schwabenstamme
Bin auch ein Eidgenosse gut!
Und daß mich Gott verdamme,
Vergieß ich Deutscher deutsches Blut!"

Doch den Franzosen kümmert nicht Ehre und Gesinnung seines Offiziers, der für seinen Sold kämpfen sollte. Da zerbricht Daxelhofen sein Sponton, wirft dem Prinzen die Teile vor die Füße und ruft:

„Den König laß ich grüßen,
Das deutsche Reich befehd ich nicht!"

Von verschiedenen Ausgangspunkten und auf getrennten Wegen sind die beiden großen Zürcher Dichter ihrer Heimat und ihrem Volkstum gegenüber zu beinahe der gleichen Einstellung gekommen. Keller hat in der tätigen Mitarbeit am Staatswesen seiner Heimatstadt und beim Mitschaffen an der deutschen Kultur die Bindung an das deutsche Volk erhalten. Meyer erlebte den deutschen Kampf der Gegenwart im Spiegel der Geschichte, deutete dadurch den Sinn dieses Kampfes und wurde zum größten Dichter des Bismarck-Reiches. Gemeinsam ist beiden der Glaube an das Recht der Völker auf Einheit und Freiheit, die Anerkennung des Nationalitätenprinzips für die staatliche Abgrenzung, das Bewußtsein der Zugehörigkeit zum deutschen Volk und die Hoffnung, daß auch die Schweiz einmal dem großen deutschen Reich angehören werde.

Dieses politische Bekenntnis der beiden großen Schweizer zwingt jeden denkenden Landsmann zu einer klaren Entscheidung. Er kann nur ja o d e r nein zu ihrem ganzen Schaffen sagen. Aber er kann nicht das dichterische Werk von der weltanschaulichen Überzeugung trennen wollen; denn ihr politischer Glaube lebt auch in ihren Schöpfungen. Wer sich zu diesem Höhepunkt der Schweizer Kultur bekennt, kann nicht ihr echtes deutsch-eidgenössisches Schweizertum verneinen und um einer „geistigen Landesverteidigung" willen z. B. einer schwyzerdütschen Schriftsprache das Wort reden. Wenn der politischen die kulturelle Absonderung folgen soll, dann muß die Schweiz auf ihre Größten verzichten; denn in einer „Schweizer Nationalliteratur" ist für Keller und Meyer kein Platz, da sie sich eindeutig zur gesamtdeutschen Kultur bekannt haben und

[200]) Gedichte, S. 394-395.

Digitized by Google

den „Traum einer spezifisch schweizerischen Kultur" als „baren Unsinn"[201]) abgelehnt haben.

Der Welschschweizer Gonzague de Reynold[202]) bemühte sich in ernsthafter und geistreicher Weise, in der Literatur einen durch die staatliche und gesellschaftliche Gemeinsamkeit geformten übervölkischen Schweizergeist (esprit suisse) aufzufinden. Doch an dem Gipfelpunkt schweizerischer Dichtkunst mußten seine Versuche scheitern:

„Nach dem Sonderbund kommen die ruhigen Jahre. G. Keller ist ein großer Erzähler, C. F. Meyer ein edler Künstler. Aber es fehlt an Schwung, an innerem Feuer, man lebt von der Vergangenheit, man spezialisiert und vereinzelt sich. Unsere Schriftsteller beschränken sich räumlich oder geraten ins Schlepptau der reichsdeutschen oder französischen ... Der Schweizergeist ist, wie es scheint, in Schlummer gesunken."

Die deutsch-schweizerischen Künstler teilten allgemein nicht die Auffassung, die der französisch-schweizerische Literarhistoriker vom wahren Schweizertum entwickelte; denn sie fühlten sich zwar als Schweizer, aber dennoch der deutschen Kultur zugehörig[203]). Die Berner Zeitung „Bund" wurde durch Jos. Viktor Widmanns Besprechungen und Kritiken zum Umschlaghafen gesamtdeutschen Kunstschaffens. Selbst Carl Spitteler, den man als Erben Burckhardtschen Geistes und Verfasser der deutschwidrigen Rede, die er zu Beginn des Weltkrieges in Zürich hielt, bestimmt nicht als deutschfreundlich bezeichnen kann, erklärte (1889):

„Das Gefühl unserer Zusammengehörigkeit (mit Deutschland) ruht auf unserer gemeinsamen geistigen Erziehung, vor allem auf der beidseitigen Pflege unserer Klassiker. Der Idealismus verbindet uns, der Realismus kaum."

Die durch Keller und Meyer gefestigte Verbindung der Schweiz mit der gesamtdeutschen Kultur war zur unanfechtbaren geistigen Grundlage der Deutschschweizer geworden. Eine nationalschweizerische Literatur wird - wie E. Ermatinger[204]) ausführt - im Grunde nur von Schriftstellern verkündet, die ihrer Begabung nach von vornherein nur mit einer Wirkung innerhalb der Schweiz rechnen können. Das entspräche durchaus dem Bild im gesamtdeutschen Künstlerleben. Man vergleiche die Lage nur mit Siebenbürgen. Auch dort bleiben die einen Heimatdichter, während die größeren zu gemeindeutscher Bedeutung aufsteigen. Diesem natürlichen Vorgang Bedeutung für eine besondere Schweizer kulturelle Eigenständigkeit beizumessen, ist unrichtig; denn auch unter den Schriftstellern, deren geringeres künstlerisches Maß ihre Wirkung eingeengt hat, finden sich viele mit durchaus deutschbewußter Einstellung. Da sie eine geringere Zeugenkraft besitzen als ihre berühmteren Dichtergenossen, sollen nur drei Namen erwähnt werden, die für ihre Art Zeugnis ablegen: Ein Auslandsschweizer, ein katholischer Schweizer und der Freund und Biograph der beiden großen Zürcher als Vertreter der jüngeren Generation.

Dem Schweizer, den die Enge der Heimat, das Dasein als „Volk ohne Raum", gleich vielen Deutschen des Reiches in die Weite der überseeischen Länder trieb, mußte die Schweiz noch mehr als ein Glied des gesamtdeutschen Volkes erscheinen; denn in der Ferne verschwimmen die kleinen Zwischengrenzen, man fühlt sich nicht als Österreicher, Reichsdeutscher oder Schweizer, sondern die gemeinsame Sprache schafft ein

[201]) C. F. Meyer. Keller hat sich wiederholt im gleichen Sinne geäußert.
[202]) Gonzague de Reynold Histoire littéraire de la Suisse, 1909/11.
[203]) Vgl. Eduard Korrodi, Schweizerische Literaturbriefe, 1918, S. 92-93.
[204]) Ermatinger, Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz, 1932, S. 9-10.

Digitized by Google

Gefühl der Verbundenheit für alle Deutschen und grenzt sie gegen die Fremdvölker ab. Der Berner Ludwig Ferdinand Schmid, mit Dichternamen Dranmor, wanderte 1843 nach Brasilien aus, von wo er erst 1887, ein Jahr vor seinem Tode, zurückkehrte. In seinen Gedichten erklingt das Heimweh nach der „grünen Schweiz" [205]), dem schönsten und besten Vaterland, und der Stolz auf sein Deutschtum, dessen Name, Schicksal und Geltung oder Nichtachtung in aller Welt von den Angehörigen aller deutschen Staaten gemeinsam getragen wird. Der Österreicher Kaiser Maximilian, „ein deutscher Hamlet", starb nach Schmids Anschauung ebenso „für die deutsche Treue" [206]) wie die deutsche See- und Kolonialmacht dem deutschen Namen dient. 1858 schrieb er die „Nachtwache" [207]).

„Träumt von deutschen Kolonien, wo die deutsche Flagge weht,
Sieht ein Reich, in dessen Grenzen nie die Sonne untergeht.
Ja, das ist der Hauch des Frühlings, der des Dichters Busen schwellt,
Deutschland, dir gehört die Palme! Deutschland, dir gehört die Welt!
Fern von deinen Eichenforsten, auf den Wellen sei ich hier
Deiner künftgen Größe Barde, deiner Freiheit Pionier.

Die innere Bindung zum deutschen Volk und dem kleindeutschen, vorwiegend evangelischen Reich erfaßte die katholischen Schweizer nicht weniger als ihre protestantischen Landsleute, jedenfalls sogar stärker als die oft frankophilen Zürcher. Als Beispiel sei Paul Federer, der Vater des Dichters Heinrich Federer, erwähnt, der für den „Obwaldener Volksfreund" nette und oft geistvolle Aufsätze verfaßte. Einmal charakterisierte er die Großvölker im Bilde eines Kartenspiels, wobei die Franzosen als „Schellen" nicht gerade liebevoll gezeichnet wurden: „Da westlich liegen zumeist die ‚Schellen'. Es sind Franzosen mit ihrem Gelärm und Großtuerei, aber ihr ‚Schellenpanner' ist von deutschen Kugeln zerrissen; der Kaiser unter den Tisch geworfen! das ‚Aß' Paris macht zwar noch wüst sein Maul auf und merkt nicht vor Hochmut, daß man ihm die ‚Maulschellen' alle an den Zähnen abzählen kann, die es von den Deutschen erhalten hat. Der ‚Bauer' hat auch selbst in der Republik den Wert verloren und ‚zählt' nicht bis auf ‚zwanzig'". Heinrich Federer berichtete in der autobiographischen Skizze „Meine Erzähler" (in Grotes Weihnachtsalmanach 1912), wie sein Vater ihn für die großen Helden der Weltgeschichte und des deutschen Volkes, z. B. für Kaiser Rotbart und Blücher, so begeistert hatte, daß er noch im reifen Alter von ihnen schwärmen konnte und, wie er sagte, „fast wie als Knabe wieder einen Stecken zwischen die Beine nehmen und unter die Bohnenstauden galoppieren, als ritte ich wie Blücher mitten in die Feinde hinein."

Einer anderen Zeit als seine beiden großen Gönner Keller und Meyer entstammte schon Adolf Frey (1855–1920). Er hat nicht mehr die leidenschaftlichen völkischen Kämpfe des Vormärz und von 1848 miterlebt, ist nicht mehr mitgeformt worden durch das Ringen um Volk und Staat. Wie die ganze Generation, für die das Bestehen des Deutschen Reiches und des geeinten Italien schon in der Jugend eine Tatsache war, trug auch er nicht mehr die gärende Sehnsucht in sich, sondern das Bewußtsein fester Werte. Die Grenzen des Deutschen Reiches schienen für lange Zeit unabänderlich, und die Festigung des europäischen Staatensystems ließ den Gedanken an den staatlichen An-

[205]) Dranmors gesammelte Dichtungen, 1873, S. 163–165.
[206]) Ebd. S. 174 (Kaiser Maximilian, S. 167–177).
[207]) Ebd. S. 140–141.

Digitized by Google

schluß der Schweiz langsam entschlummern. Nur noch im Osten und Südosten Mitteleuropas drängten die völkischen Kräfte zum Aufbruch gegen den übervölkischen Staat. Im Westen legte sich die Starrheit etatistischen Denkens über die Völker, bis der Weltkrieg sie wieder aufrüttelte. Doch das Bewußtsein der kulturellen Verbundenheit über die Staatsgrenzen hinweg war so fest wie diese selbst im geistigen Bild der Zeit verankert. Das innerste Mitstreiten und Miterleben Kellers und Meyers war für die jüngere Altersschicht zu einem stilleren, aber steten Mitfühlen geworden. Es ging nicht mehr darum, Reich und Macht zu erschaffen, sondern zu erhalten. So konnte Frey auch nicht mehr die kämpfenden Helden des Reiches gestalten, nur die alternden liegen seiner Betrachtung nahe:

„Der halben Welt trotzt ich in Wehr und Waffen,
Nun sink ich vor dem Tod, dem schnöden Laffen.
- - - - - -
Ans Werk! Mein Leben eilt!" [208])

So ließ er den greisen Preußenkönig in Sanssouci sprechen.

„An dieser dürren Stirn und frischem Blick
Hängt seines Volkes Friede und Geschick."

In gleicher Art tritt Bismarck dem Tode gegenüber. Nachdem er, der „Mann von Stahl und Eisen", sich noch eine letzte Frist ertrotzt hat, fordert er:

„Steht irgendwo ein Mann im Deutschen Reich,
An Bärenmut und Falkenschärfe reich,
Ein Fürst des Handelns und entschlossener Tat,
Ein Herrscher oder eines Herrschers Rat -
An diesem schreite lange, lang vorbei!
Und bricht die meine mürbe Kraft entzwei,
Nimmt er die blanken Waffen, die ich trug,
Und geht gewaltig vor dem Völkerzug!
Ein anderer und doch mir selber gleich
Blüh und gedeih er mit dem heil'gen Reich!" [209])

Frey hat über die selbstverständliche Kulturgemeinschaft hinaus die schicksalhafte Verbundenheit der Schweiz mit der deutschen Reichsmacht und deren mitteleuropäische Führungsaufgabe anerkannt.

Das Deutschbewußtsein in der Presse, im politischen und wissenschaftlichen Schrifttum der Schweiz zur Zeit der Reichsgründung

Weniger einheitlich als die politische Haltung der Dichter, die beinahe einmütig auf der Seite der deutschen Kultur und des deutschen Volkes und Reiches standen, waren die Äußerungen der deutsch-schweizerischen Presse und die wissenschaftlich-politischen Erörterungen innerhalb der zeitgenössischen Schweiz. Nachdem die politische Flut der Jahre 1848/49 der Ebbe einer weltpolitisch stilleren Zeit gewichen war, setzte eine tiefere Erregung und damit die Bereitschaft zu grundlegenden, geistigen Auseinandersetzungen erst wieder mit dem Jahre 1864 ein. Noch war die Stimmung für Deutschland allgemein günstig; denn es störte die mitteleuropäische Friedhofsstille nicht ernstlich. Im

[208]) Adolf Frey, Gedichte, 1886, S. 163-164. — [209]) Ebd. S. 80-83.

Digitized by Google

Gegenteil, die Gefahr drohte vom Westen, vom zweiten Kaiserreich des dritten Napoleon. Als Schutz gegen dieses Damoklesschwert war eine Stärkung Deutschlands nur zu wünschen; denn dadurch sollte das Gleichgewicht in Europa wieder hergestellt und die Ruhe und Sicherheit der Kleinstaaten gerettet werden.

Presse

In diesem Geiste schrieben die „Basler Nachrichten":

„... Selbst die zudringlichsten historischen Vormünder Deutschlands Frankreich und Rußland könnten sich am Ende mit diesem Wachstum des Mündels (durch den Erwerb Schleswig-Holsteins) zufrieden erklären. Aber die Dinge, die sonst so unbedeutend schienen, gewinnen eine viel höhere Bedeutung, weil es eben Deutschland, das ohnmächtige, geduldige, zerrissene, fügsame Reich ist, welches einmal für sein gutes Recht entschieden aufzutreten wagt, sein Recht durchzusetzen sich anschickt, und sei es mit Gewalt der Waffen... Die materiellen Errungenschaften für Deutschland bestehen nicht in der Erwerbung der nördlichen Herzogtümer, sondern dem endlichen Wiedergewinn nationalen Bewußtseins und einheitlichen Kraftgefühls ..." [210])

Man wünschte, daß Deutschland „sein heiliges Recht durchsetzen" [211]) würde und daß endlich „das deutsche Reich wiedererstehe". Europa müsse den beiden deutschen Großmächten, die wieder einmal Seite an Seite gestanden und gesiegt hätten, für die Beseitigung eines Konfliktherdes danken [212]).

Doch schon am Jahresende begann sich die fast einheitlich deutschfreundliche Stimmung in die bereits 1848 vorhandenen Richtungen aufzuspalten. Die Vertreter der „neutralen schweizerischen Nationalität" anerkannten die Leistungen Preußens und seine Fähigkeit und „Berufung zum Herrn von Mitteleuropa, zum Schiedsrichter des Weltteils" [213]), aber nur bei „andersgearteter Führung".

„Heute kann es sich nur berühmen, in die Fußstapfen des zweiten französischen Kaiserreiches getreten zu sein; ein Schritt noch in Berlin zu Staatsstreich und Annexierung und das neue von Napoleon inaugurierte Völkerrecht ist auch in Preußen angenommen: Mephisto und Faust! Das Ende des Stückes läßt sich unschwer erraten."

Wie ist diese allmähliche Stimmungswandlung zu erklären? Man spürte, daß Preußen sich nicht mit dem Wiedererwecken eines „einheitlichen Kraftgefühls" begnügen wolle, das zum Schutze vor „jener Abhängigkeit von der rücksichtslosesten Despotie, die die Welt kennt" [214]) und der Italien schon erlegen wäre, genügt hätte, sondern daß Bismarck auf der „Schwindelbahn des Nationalitätsprinzips" fortschreiten und den Kampf um die deutsche Einheit wieder aufnehmen wollte. So kam die widersinnig anmutende Tatsache zustande, daß 1866 die öffentliche Meinung der Schweizer in stärkerem Maße für Österreich eingestellt war, das doch bisher nur der Erbfeind aus der alten Zeit der Eidgenossenschaft gewesen und als „Unterdrücker" der italienischen, polnischen und magyarischen Völkerfreiheit verhaßt war. Jetzt sollte das Ideal der völkischen Einheit des Deutschtums tatsächlich politisch gestaltet werden. Hatte man dieses Ideal schweizerischerseits bis über die Jahrhundertmitte hinaus stark vertreten - teils allerdings nur, um die großen Monarchien zu schwächen -, so wehrte man sich nun gegen die Volkstumsidee, weil sie folgerichtig in die Tat umgesetzt den Bestand des Schwei-

[210]) Basler Nachrichten 5. 1. 1864 (Die Krisis in Deutschland, Aufsatzreihe).
[211]) Ebd. 6. 2. 1864. — [212]) Ebd. 5. 8. 1864.
[213]) Ebd. 22. 12. 1864. — [214]) Ebd. 22. 12. 1864.

Digitized by Google

zerstaates zu gefährden drohte. So stand man geistig der Macht bei, die für die Aufrechterhaltung des status quo eintreten mußte, nämlich Österreich-Ungarn. Das so häufig betonte Mitgefühl mit dem Freiheitskampf gegen den Vielvölkerstaat war plötzlich verschwunden, es herrschte nur die Abneigung gegen Preußen, das den Zweikampf um die Führerschaft Deutschlands aufnehmen wollte, um die deutsche Einheit zu schaffen.

War 1848 von einer gewissen schweizerischen Seite der lächerlichste Spott und Hohn über den deutschen Einigungswillen ausgegangen, so kam es jetzt zu gemeinen Haßausbrüchen:

„Graf Bismarck ist kein Staatsmann vom Schlage derjenigen, denen wenigstens halbe Moral und halbe Logik eigen sind, er ist ein politischer Taschenspieler, und von einem solchen muß man immer wieder neuer Überraschungen sich versehen." [215])
„Die preußische Politik ... muß entweder einen zehnfach mehr demütigenden Gang tun als seinerzeit nach Olmütz, oder sie muß im Bunde mit dem Ausland die Unterjochung Deutschlands versuchen. Im einen wie im anderen Falle ist die gesamte preußische Politik vor der Geschichte gerichtet. Preußen mag noch Siege sehen, wie Friedrich II. sie erfochten hat, es mag sich zum Herrn von Deutschland machen, es mag sich als Kaiserreich proklamieren und Habsburg zum Herzogtum herabdrücken – kaum nach Jahren wird diese Herrlichkeit gezählt werden: Der Tag, an dem diese Schmach Deutschlands gerächt wird, graut schon." [216])

Nach Ausbruch des Krieges von 1866 äußerte sich dieser Haß immer widerwärtiger:

„Wer ist's, der die Grüfte jener Toten (aus der Zeit Friedrichs des Großen) mit frevelnder Hand aufbricht, in alten Geschichten wühlt und das neue Leben mit Moder- und Leichengeruch vergiften will? Ist's ein Held wie Napoleon, ein Menschenfreund wie Franklin, ein Forscher wie Humboldt? Wir zweifeln an dem Recht des Grafen Bismarck zu solchem Tun. Was die Geschichte davon hält, werden wir bald erfahren." [217])
„Vor dem Namen ‚Bismarck' spuckt das ganze Europa aus." [218])

Den Bayern und Württembergern, die sich nicht tapfer genug geschlagen hätten, wurde ihr Schicksal gegönnt:

„Aber die deutschen Mittel- und Kleinstaaten werden, soweit dies nicht schon der Fall ist, die Pickelhaube aufsetzen und das Zündnadelgewehr anfassen müssen. Suum cuique." [219])

Es folgen Äußerungen gegen die „notorische Eroberungssucht und Ländergier Preußens", den „modernen Machiavellismus", die „barbarische Behandlung der altbefreundeten Bundesstadt Frankfurt", „die erste Teilung Deutschlands", die „drohende Unterjochung Deutschlands unter das Schwert der Hohenzollern". Nicht für Einheit und Größe Deutschlands und die Befreiung des letzten Italieners aus fremdem Joch wären die Völker in den Krieg gezogen, sondern zu einer „dynastischen Fehde", um den preußischen Militärstaat zu vergrößern und um „Italiens unvermeidlichen Bankrott auf kurze Zeit hinauszuschieben [220]). Doch der Abgrund wäre bald erreicht und die Idee der Nationalität nichts als eine fata morgana. Sie als Ordnungsprinzip aufzustellen, würde das völlige Chaos zur Folge haben [221]).

Aber weswegen wollte diese Presse die Schweiz bis zu solcher Höhe des Preußenhasses erregen? Die ganze erbärmliche Verblendung, die Rückbeziehung alles Geschehens in Europa nur auf den eigenen Kleinstaat und die völlige Verkennung der ge-

[215]) Basler Nachrichten 24. 6. 1866. — [216]) Ebd. 15. 6. 1866. — [217]) Ebd. 29. 6. 1866.
[218]) Ebd. — [219]) Ebd. 5. 7. 1866. — [220]) Ebd. 27. 11. 1866. — [221]) Ebd. 13. 8. 1866.

Digitized by Google

schichtlichen Zusammenhänge offenbart sich in dem, was man als „Programm Bismarcks" zu erkennen glaubte:

„Wie steht's mit der Schweiz? ... Wir haben gewiß von Preußen, das in seinem Übermut und Siegesrausch keine Grenzen mehr kennt, alles zu gewärtigen. Ehe acht Tage um sind, können preußische Truppen an unserer Rheingrenze stehen." [225])

Diese Gespensterfurcht vor der Invasion war der Angelpunkt dieses „neutral" schweizerischen Denkens. Alle höheren politischen Überlegungen und alle Gefühle unterstanden der Diktatur dieser - wie Keller es ausdrückte - pathologisch zu nehmenden Angst. Nicht völlig eindeutig ist es, ob aus diesen Wahnvorstellungen die Hinwendung zu Frankreich erfolgte oder ob eine von vornherein frankophile Einstellung jene Befürchtung ausnutzte, um sie zu einer Massenpsychose gegen Deutschland aufzubauschen und damit die Schweiz in die Arme Frankreichs zu treiben.

Unbestreitbar ist jedoch, daß es eine wirklich neutrale Presse in der Schweiz nie gegeben hat. Die volksbewußten Schriftleiter der Deutschschweiz standen stets offen für Deutschland ein, die Vertreter der „schweizerischen Nationalität" pendelten haltungslos von einer Seite zur anderen. Sie stützten Deutschland moralisch, doch unverbindlich, wenn es als Gegengewicht gegen Frankreich wirken sollte. Aber sobald sich der eigene deutsche Wille regte, verstärkten sie die Gegenreichskräfte, in deren Bann die Schweiz von 1444 bis zu den Zeiten des „Völkerbundes" stehen sollte.

Die „unveränderliche Freundschaft" Frankreichs, das das Recht und die Unabhängigkeit schütze, ließ Napoleon der Dritte 1866 durch seinen neuen Botschafter versichern, und die Basler Nachrichten vom 12. Dezember 1866 gaben dieser Äußerung erhöhtes Gewicht, indem sie aus dem 1866 erschienenen Cäsarwerke Napoleons Zitate brachten. Dieses Werk sei „trostreicher" für die Schweiz als Äußerungen wie Bluntschlis Schrift über „die Neugestaltung Deutschlands und die Schweiz".

„Indem er (Cäsar) die Germanen verhinderte, sich in den durch die Auswanderung der Helvetier verlassenen Gegenden niederzulassen, ordnete er eine gewinnsüchtige Berechnung einem hohen politischen Gedanken unter und sah voraus, daß Helvetien durch seine geographische Lage ein Bollwerk gegen einen Einfall von Norden werden müsse; denn damals wie heutzutage war der an der Rhone und an den Alpen ansässigen Macht daran gelegen, an ihren östlichen Grenzen ein befreundetes und unabhängiges Volk zu haben."

Die Basler Nachrichten erkannten damit den französischen Standpunkt an, daß die Schweiz infolge ihrer räumlichen Lage ein Bollwerk zum Schutze Frankreichs sei, das - solange Frankreich seiner Freundschaft sicher sei - selbständig dahinleben dürfe.

Weitaus mächtiger als der dritte war der erste Napoleon gewesen. Er hatte es deshalb nicht nötig gehabt, Cäsar zu bemühen, um unter dessen Namen seine eigenen politischen Gedanken an die Öffentlichkeit zu bringen, sondern konnte vor 60 Abgeordneten der Schweiz am 12. Dezember 1802 ganz offen sagen:

„In allem, was Frankreich angeht, muß die Schweiz französisch sein, wie alle Länder, die an Frankreich grenzen." [225])
„Entweder gibt es eine festorganisierte, Frankreich ergebene schweizerische Regierung oder keine Schweiz. Ein Mittelding kenne ich nicht." [226])

[225]) Basler Nachrichten 13. 8. 1866.
[225]) Correspondence de Napoleon, VIII, S. 163-167.
[226]) Ebd. VIII, S. 58.

Digitized by Google

Wie zur Zeit Napoleons I. gab es 1866 Deutschschweizer, die ebenfalls solche einseitig französisch ausgerichtete Politik betrieben, sich aber schwer entrüstet hätten, wenn man deutscherseits gewagt hätte, ihre Neutralität anzuzweifeln.

Doch Presse und öffentliche Meinung stimmen ja kaum völlig überein. So hatten auch 1848 bei der Abstimmung über die neue Bundesverfassung drei Zehntel der Wähler gegen die Verfassung gestimmt, obwohl neun Zehntel aller Zeitungen für die Verfassung geschrieben hatten[225]). Daß auch in dieser Zeit die Leserschaft nicht restlos einverstanden war mit der politischen Haltung der Redaktionen, beweist eine große Zahl von eingesandten Aufsätzen, die von einem höheren geistigen Standort, mit besserem historisch-politischen Verständnis und in einer vornehmeren, von Gehässigkeiten freien Art die Ereignisse bewerteten. Daneben gab es Zeitungen, die ebenfalls nicht in das Geschrei der „Neuen Zürcher Zeitung", der „Basler Nachrichten" u. a. einstimmten, besonders die Urkantone und die Ostschweiz zeichneten sich durch eine unvoreingenommenere, oft sogar wohlwollende Berichterstattung aus. Von Aufsätzen dieser Art seien nur zwei bezeichnende ausgewählt, die den Fragenkreis erschöpfend behandeln.

Seine „Gedanken über den gegenwärtigen preußisch-österreichischen Krieg" vertrat ein Leser der „Basler Nachrichten" in einem „Eingesandt" folgendermaßen:

> „Ich will möglichst absehen von allen Personen, von König Wilhelm und Bismarck wie von Kaiser Franz Joseph und Mensdorf. Personen sind nur Werkzeuge in den großen Entwicklungen der Geschichte, von ihnen kann es heißen: Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben!"

Mit dieser Einleitung wurde die Auseinandersetzung bereits aus den Tiefen der persönlichen Verleumdung und Verdächtigung auf die Stufe entwicklungsgeschichtlicher Betrachtung gehoben, und es wurde anerkannt, daß die Ideen eines Jahrhunderts jenseits alles Wollens und Nichtwollens der Alltagsmenschen zur Reife drängten. Gegen Österreich stehe die Entwicklung, weil es den Nationalitäten nicht maßgebenden Einfluß auf den Gang der großen Politik einräumen könne. Nur der Zollverein liege in der Linie des geschichtlichen Fortschreitens und habe auch Preußens Ansehen gestärkt, das die Schmach von Olmütz noch nicht vergessen habe. Bismarcks Fehler sei nur, daß er die öffentliche Meinung vor den Kopf gestoßen habe.

> „Bismarck ist nun der Mann der Situation. Wird er der Höhe seiner Aufgabe durch geistige Kraft und Mäßigung gewachsen sein? Seine Anhänger glauben es, und wir wollen es wünschen ... Die Aufgabe ist unermeßlich, denn ‚das ganze Deutschland soll es sein' ..." [226])

Von einem weitreichenden historisch-politischen Blick und einem „kongenialen Verständnis" Bismarcks[227]) zeugt der „Rückblick auf die neuesten Ereignisse"[228]), die eingesandte umfangreiche und tiefgehende Betrachtung des Basler Ratsherrn Carl Sarasin. Die Höchstwerte, von denen er ausging, sind: Schweizertum - Protestantismus - Deutschtum und das Anerkenntnis einer höheren Gerechtigkeit gegenüber dem formalen Recht. Realer Blick für die geistigen und volkswirtschaftlichen Interessen des Landes ist mit hoher geschichtlicher Kenntnis und Einsicht vereint. Der Gedankengang von Sarasin verläuft folgendermaßen:

---

[225]) Karl Weber, Die schweizerische Presse im Jahr 1848, S. 223-224.
[226]) Basler Nachrichten 13. 7. 1866 (Nr. 164).
[227]) Christoph Steding, Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur, 1938, S. 138.
[228]) Basler Nachrichten 15., 16., 31. 8. 1866, Beilage zu Nr. 206.

Digitized by Google

Obwohl die Deutschschweizer Glieder des gleichen Volksstammes sind wie ihre süddeutschen Nachbarn, dürften sie ihre politischen Entscheidungen nicht von der persönlichen Sympathie abhängig machen, sondern nur von der kühlen Berechnung der geistigen und materiellen Interessen. Es ist ein „Nachteil, wenn die einen Grenzen von einem mächtigen konzentrierten Nachbarn berührt sind, während unsere übrigen Grenzen nur an schwache und im Moment der Not unzuverlässige oder unbrauchbare staatliche Kräfte anstoßen. Es war aber dieses letztere bis jetzt wirklich für uns der Fall. Auf der einen Seite eine gewaltige, bis zu den Zähnen bewaffnete, allezeit schlagfertige Macht an der Spitze eines kriegerisch aggressiv gesinnten Volkes, das den Ruhm der Freiheit, die Ehre der Schlachten den Segnungen des Friedens vorzieht; auf der anderen Seite entweder eine von dieser ersteren Macht abhängige Nation, oder ein veralteter Staatenbund, dessen uns nächste Glieder ihre ... Ohnmacht nunmehr nur zu sehr dokumentiert haben".

Die nationalen Eigentümlichkeiten - so heißt es weiter - überdauern den Wechsel der Herrscher und Systeme, und die Übergriffe der Bourbonen des 17. Jahrhunderts wie der französischen Republikaner vom Ende des 18. Jahrhunderts können wieder eintreten. Es liegt im Sinne der Schweiz, wenn ein lebensfähiges, Frankreich ebenbürtiges und im Notfall kampfbereites Deutschland ersteht. „So erblicken wir in einem starken Deutschland, einem starken Preußen ein schweizerisches Interesse, und wenn auch hundertmal kindische Ausbrüche in unserer Presse nur Groll und Mißtrauen darob zur Schau tragen."

Bis zu diesem Punkte stimmen die Gedanken durchaus mit jenen Äußerungen überein, wie sie noch vor zwei Jahren auch auf der Gegenseite vorherrschten. Daß nicht allein die neutrale Eigensucht, durch das Gleichgewicht der beiden Nachbarn vor Übergriffen geschützt zu sein, sondern tiefere Bindungen für den Verfasser entscheidend waren, beweist die Fortsetzung:

Außer dem politischen Interesse stellt das „mehr ideale des allgemeinen Fortschritts und der Zivilisation" die Schweiz innerlich an die Seite Preußens, da es der Hort der wahren Bildung und des edlen und veredelnden Wissens und Strebens ist. „Der größere, der deutsche Teil der Schweiz ist auch angewiesen, aus jenen reichen Schätzen zu schöpfen und sich dem Einfluß dieses Mittelpunktes zu unterziehen." Neben den geistigen Vorzügen stehen die wirtschaftlichen Vorteile des Zollverbandes. Die Bedenken gegenüber dem monarchischen Prinzip Preußens sind nicht entscheidend, da Menschen wechseln und das Eintreten „konsequent konstitutioneller Staatsformen nur eine Zeitfrage" ist. Der Widerstand der Mittelstaaten liegt nur an der Eigensucht der Dynastien und Hofschranzen. Der Sieg Preußens ist der Sieg des guten Prinzips, des Geistes über materiellen Genuß und Macht. Preußen hat sich als lebensfähige Großmacht und würdig erwiesen, die durch das Blut seiner Söhne erkaufte Führerstellung Deutschlands zu übernehmen. Entscheidender als Zündnadelgewehr und gezogene Kanonen war die höhere geistige Bildung eines ganzen Volkes.

Durch eine Erwiderung der Redaktion, in der der Krieg als die Zivilisation Preußens und sein Sieg als Sieg des schlimmsten Prinzips der materiellen Macht über den Geist bezeichnet wurde, sah sich der Verfasser veranlaßt, in „ferneren Rückblicken auf die neuesten Ereignisse" seine Anschauungen weiter zu begründen. Mit einer ausgezeichnet übersichtlichen Gliederung und einer durchschlagenden Beweisführung wurde

Digitized by Google

dies getan, so daß die späteren Erwiderungen nur als in sich widerspruchsvolle, sentimental bestimmte Rückzugsplänkeleien aus dieser Pressefehde zu werten sind. Die „ferneren Rückblicke" führen aus:

1. Die deutsche Einheit

Der Sinn des auch von der Gegenseite erwünschten einheitlichen Deutschlands liegt vorwiegend in der Außenpolitik; denn das Erziehungswesen ist bereits gut, das Gemeindeleben kräftig und autonom - „die preußische Gemeindeordnung von Stein wird heute noch als vorzügliches Werk betrachtet" - und die Justiz ist weit besser als in Frankreich und Italien. Das Ziel ist also nur die Unabhängigkeit und die gebührende Stellung als Großmacht. „Es ist nicht nur für jeden Deutschen, sondern auch für jeden Freund deutscher Lande und deutschen Geistes kränkend, welche Rolle dem Deutschen (kollektiv gesprochen) außer seinem Lande widerfährt ... Und doch verdient Deutschland, verdient das deutsche Volk, sollte ich meinen, nicht nur Gleichstellung, sondern einen ersten Rang unter den die Welt beherrschenden Völkern". So schrieb der Basler Ratsherr.

2. Die Wege dazu

Der deutsche Geist wird erst nach der Einigung der staatlichen Kräfte seinen Einfluß ausüben können. Die endlosen Debatten der Paulskirche haben nicht zum Ziele geführt, der freiwillige friedliche Weg ist also unmöglich. Es gibt nur zwei Möglichkeiten: Die Nötigung von oben oder unten, die Militärdiktatur oder die blutige, die sozialen Schäden ausnutzende Revolution. „Ich kenne sattsam alle die gewöhnlichen und populären Gegengründe. ‚Alles für das Volk, alles durch das Volk' ist die Parole unseres demokratischen Zeitalters. Allein es hat dies eben seine Grenzen ... so lehrt mich die Erfahrung, daß so wenig Garibaldische Freischaren in wirklichem Kriege taugen, so wenig genügt die Anwendung rein demokratischer Prinzipien bei der Umbildung von Staaten."

3. Preußen

Deutschland bedarf eines festen Kerns, um den sich die losen Teile sicher ansetzen können. „Preußen ist ein eherner Kern." Durch den Großen Kurfürsten und Friedrich II. und die Freiheitstat von 1813 hat es ein historisches Anrecht auf die Führerschaft. Dazu kommen staatlich-volkswirtschaftliche Rücksichten, die „musterhafte Ordnung in der preußischen Administration", das „vorzüglich bewaffnete und eingeübte Volksheer" und „alles, was Preußen für Wissenschaft und Schule, für Handel und Gewerbe getan hat."

4. Der Erfolg

Die Tat des Jahres 1866 hat erst den Grund gelegt; denn „das ganze Deutschland soll es sein". „Nicht die deutsch-österreichischen Lande, jenes deutsche Volk diesseits der March und der Leitha, sondern österreichischen Einfluß und österreichische Politik, besonders aber die so unglückliche Rivalität zweier Großmächte galt es auszuschließen. Die Zeit wird kommen, wo jene wieder zurückkehren werden." Auch der jetzige Riß gegen Süddeutschland ist eine Frucht überlegener Staatsweisheit. Die Geologie kann als Beispiel dienen. Wie der Erdball sich aus einer von Hitze durchwärmten Masse aus

Digitized by Google

dem chaotischen Zustand heraus um einen festen Kern herum zum Planeten entwickelt hat, so ist auch ein Volk zuerst im Urzustand ohne staatliche Grenze, bis es zu einem wohlgestalteten Ganzen reift, bis es immer bestimmtere Grenzen erhält, immer mehr sich mit gleichartigen Teilen vereinigt und fremde entläßt.

„Mag auch mein Gleichnis wie jedes andere nicht ganz zureichen, immerhin ist die Aussicht vorhanden, daß das Feuer des deutschen Geistes, das die ganze Masse durchdringt und durchdringen soll, sich eine kompakte feste Hülle bilde, und der nun gegebene Kern heranwachse zu einer gänzlichen Vollendung. Und ist es dann nicht besser, daß dieser, das geschlossene Norddeutschland, sich konsolidiere, in sich abklärе, ehe die zweite Amalgation mit dem Südwesten erfolgt? ... Je stärker und geordneter das entstehende Norddeutschland, je mächtiger nach dem auch hier wirkenden Gesetz der Schwere wirkt dessen Centripetalkraft, der weder der Südwesten noch der Südosten für die Folge widerstehen wird."

5. Die Rechtsfrage

Als Frankreich Savoyen und Nizza, England Irland und Indien eroberte, war dies ein „Nehmen nach altem Faustrecht". „Es ist ein ganz großer Irrtum, die Annexierungen Preußens auf gleiche Linie zu stellen. Hannover und Kurhessen ... entspringen mit dem preußischen Volk denselben Stämmen, reden dieselbe Sprache, hegen dieselben Anschauungen ... Dies ändert die Sache vollständig, um so mehr, wenn diese staatliche Verschmelzung im allgemeinen, im deutschen Interesse vor sich geht." Einen passenden Vergleich kann der Sonderbundskrieg geben. „Durch diesen ... gewalttätigen Akt wurde eine Minderheit von 6½ bisher souveränen Freistaaten majorisiert und annexiert ... Wahrscheinlich wird es auch wie in der Schweiz keiner 17 Jahre bedürfen, um die jetzt noch widerstrebenden deutschen Elemente mit der neuen Ordnung der Dinge zu versöhnen." „Wenn man alles durch das erhellende Glas der deutschen Einheitsidee betrachtet", sind die innerdeutschen Unterschiede nicht groß. Ein Kaiserschnitt ist nötig gewesen.

6. Die schweizerischen Interessen

Ein starkes Deutschland ist ein Vorteil für die Schweiz, wie schon anfangs bewiesen wurde. „Die lebhafte Parteinahme in der Schweiz für und gegen Preußen oder Österreich ist mir ein sprechender Beweis, daß uns mehr als nur die Zuschauerrolle zugeteilt ist." Die Männer vom Fach sollen die sprachlichen und kulturhistorischen Beziehungen und die Abstammung aufzeigen. „Das steht aber fest, daß wir Deutsche in der Schweiz oder Deutsche der Schweiz früher zum alten deutschen Reich gehört haben, wir uns mit den Deutschen des jetzigen Deutschlands stammverwandt fühlen." Die gegenseitigen Wechselbeziehungen in Bildung und Wissen, Sitten und Gebräuchen, Verkehr und Handel bedingen eine Annäherung. Der Zollverein hat der Schweiz zunehmenden Vorteil gebracht, und kein anderer als Bismarck hat die große Bedeutung des Verkehrsweges durch die Alpen so klar erkannt. „Auf den Schlachtfeldern von Sadowa und Königgrätz wurde nicht nur die preußische Hegemonie in Deutschland, es wurde auch die Eisenbahn durch den Gotthard erobert ... Ich möchte deshalb als lebhaften Wunsch es betonen, unsere Beziehungen mit dem neuen Deutschland möchten gute, möchten zu den besten gezählt werden."

Zwiespältig ist das Bild der Schweiz; Heldentum und Spießbürgerlichkeit, Geistesgröße und Alltagsenge, Alpenwelt und Kleinstadt stehen einander gegenüber. Doppelt

Digitized by Google

ist auch das Gesicht von Basel: Hier internationale Großstadt, die eine deutsch-französische Zwischenwelt durch englische Beimischung noch einmal neutralisiert, hier altes echtes Volkstum mit einer Landestracht; hier in kraftloser Abersptzung absterbende Geistigkeit, hier echte Wissenschaft und volkhafte Dichtung; hier der Wahl-Basler Erasmus von Rotterdam, Burckhardt, Spitteler, hier Wackernagel, Sarasin und Jakob Schaffner.

So erhält jenes Bekenntnis zum Reich und großdeutschen Volk seinen sinnvollen Platz. Die alte Reichsstadt, die sich im letzten Augenblick aus den Ruinen des ersten Reiches zur Eidgenossenschaft rettete, ruft hinüber ins Reich, das zu neuer Größe wiederersteht. Nur Geist vom Geiste Bismarcks und Treitschkes konnte diese Schau deutscher Geschichte, deutscher Zukunft schon vor 1870 in sich tragen. „Ohne die Eroberungen der Römer hätte es nie eine römische Weltmacht, ohne die erzwungene Hegemonie Athens nie eine athenische Kunst und Wissenschaft gegeben." Mit dieser einfach schlichten und doch grundlegenden Erkenntnis hat Sarasin den ganzen Bau der Kulturgeschichte seines Landsmannes Burckhardt gestürzt, mit dem Vergleich aus der Geologie hat er erkannt, daß die Geschichte eines Volkes nicht politische Geschichte, nicht Geistesgeschichte allein, sondern auch N a t u r geschichte ist, daß ein Volk als Organismus nach eigenen Gesetzen lebt, ohne Rücksicht darauf, ob es das Einzelglied so möchte oder nicht. Gleich Treitschke, der es als eine Aufgabe des Reiches bezeichnete, einmal die Deutschen im Südosten aus den Trümmern der Donaumonarchie zu retten, sah Sarasin schon die großdeutsche Einheit der Zukunft, die für alle Teile unwiderstehlich wirkende Anziehungskraft des neuen deutschen Machtkernes. Auch der Schweiz, deren Deutschheit und Reichsverbundenheit unbestreitbar war, mußte mehr als ein Platz im Zuschauerraum zuerkannt werden.

P o l i t i s c h e s S c h r i f t t u m

Daß die preußischen Siege mit ihrer neuen deutschen Machtbildung alle bisherigen Grundlagen des schweizerischen politischen Daseins aufgehoben haben, war die Grunderkenntnis aller politischen Streitschriften dieses Zeitabschnittes. Es war ein Bild, wie wenn ein großer Stein in einen Ameisenhaufen fällt. Alles strebte hierhin und dorthin, suchte zu retten oder schon neu aufzubauen. Klar war nur, daß die alten Denkformen unhaltbar geworden waren. Vier Fragen vor allem wurden immer wieder aufgeworfen, sie galt es zu lösen:

1. Die Stellung der Schweiz zu Preußen-Deutschland.
2. Die Staatsformen, ein unüberbrückbarer Gegensatz?
3. Die Schweiz, eine Nationalität?
4. Die Neutralität.

Abseits dieses geistigen Ringens lebte und wirkte Jakob Burckhardt. Man hat ihn wegen seiner Bejahung des Kleinstaates zum Staatsphilosophen der Schweiz erheben wollen. Doch diese Versuche führen zu weit. Die Frage Kleinstaat-Großmacht ist in dieser Zeit sehr wenig erörtert worden, weil der Nachteil ohnmächtiger Staatsgebilde inmitten der entstehenden und kämpfenden Großmächte völlig eindeutig erwiesen war. Wie man Burckhardt seiner nie vergessenen Reichsverbundenheit und seines betonten Kulturdeutschtums wegen noch nicht zum Stimmführer für Deutschland stempeln kann,

Digitized by Google

so verdient er auch nicht den Ruf eines geistigen Vorkämpfers des Schweizerstaates; denn für ihn ist es die „menschliche Gesellschaft", von der die Kultur getragen wird. Der Staat aber - und zwar jede Art von Staat, auch die Demokratie - bedeutet für Burckhardt Unkultur, ein notwendiges Übel. Je kleiner und machtloser der Staat, desto geringer also ist das Übel. Selbst der griechische Stadtstaat entsprach nicht Burckhardts Ideal, weil er die Freiheit der Einzelpersönlichkeit einschränkte. Nicht etwa aus politisch-militärischen Gründen verurteilte er diese Kleinststaaten, sondern gleichsam, weil geistige Epikuräer seiner Art sich in ihnen nicht hätten wohlfühlen können. Er wollte das politische Leben als unbeteiligter Zuschauer betrachten und sich geistreich über die Torheiten der Erdenzwerge belustigen [229]). Gerade der Demokratie mit der politischen und moralischen Intoleranz der Massen stand er völlig fremd gegenüber. Er lebte überhaupt außerhalb seiner Zeit, aus der er sich zur Beschäftigung mit dem Vergangenen, mit der Geschichte geflüchtet hatte. Die Gegenwart ließ ihn gleichgültig: das Streben nach Macht wie die Jagd nach dem Geld, die Reichsgründung wie der wirtschaftliche Aufschwung. Und der Liberalismus erschien ihm nur als Rückfall in die Barbarei. Burckhard liefert unfreiwillig den Beweis, daß alles Geschehen in Mitteleuropa - sei es geistiger, politischer oder materieller Art - nur Sinn und Zukunft hat, wenn es sich innerlich dem Reich zuordnet. Der junge Burckhardt, der mit sich und seinem Volke eins war, trug den Sinn seines Lebens und seinen Glauben in sich. Als er südlichem Geiste erlag und nordische Rauheit und Kraft zu verachten begann, als er dem Reiche untreu wurde, zerbrach er und mußte in Pessimismus und Weltverachtung versinken. Seine hohe, aus der Ferne betrachtende Geistigkeit war ein Gipfel, aber zugleich ein Endpunkt. Von hier aus führte kein Weg in die Zukunft.

Auf der gleichen Ebene stand Johann Jakob Bachofen. Aus der Gegenwart, die auch ihm nicht behagen konnte, zog er sich in die Welt des Geistigen zurück. Auch er stellte die Freiheit [230]) über alles, aber nicht die von 1848, nicht die Gottfried Kellers, nicht die Völkerfreiheit, sondern nur die letzte Bindungslosigkeit einer glaubens- und sinnlos gewordenen Welt: „Es gibt einen Zeitpunkt, wo das öffentliche Leben der Staaten und Völker dem Fatalismus verfällt. Da stehen wir. Jeder fühlt es, daß man es jetzt muß gehen lassen, wie's Gott gefällt." Und hiermit hat jene machtfeindliche Geistigkeit ihre letzte Vollendung erreicht, die einst im Westfälischen Frieden sich von der Macht trennte und seitdem in Innerlichkeit und Kultur ein autonomes Dasein führen wollte.

Während Burckhardt und Bachofen gelöst von den Gemeinschaften des völkischen und folgerichtig auch des staatlichen Lebens dem Pessimismus und Fatalismus verfielen und den Untergang der alten Staaten und Völker verkündeten, schuf Bismarck bereits die neue Ordnung des Reiches, die auch die Schweiz nicht teilnahmslos lassen konnte. Jenseits von Burckhardt und Bachofen also stehen die Lebensfragen der Schweiz und Mitteleuropas.

1. Die Stellung zu Preußen-Deutschland

Die erste Aufgabe in dieser Hinsicht war, überhaupt erst die Bedeutung und den geschichtlichen Sinn des preußischen Aufstiegs zu erfassen. Ihr unterzog sich in ähnlicher Gedankenführung wie der Basler Sarasin der Zürcher Rechtsgelehrte und zeitweilige

[229]) Vgl. Eduard Fueter, Geschichte der neueren Historiographie. 2. Auflage 1925, S. 597-600.
[230]) „Weil ich die Freiheit liebe, hasse ich die Demokratie" (Bachofen).

Digitized by Google

Präsident des Großen Rates Johann Caspar Bluntschli. Schon 1833 hatte er Wilhelm Wackernagel gegenüber geäußert[231]), zum Heile Deutschlands müsse Preußen die Führerschaft im Reichsraum erwerben. 1867 wies er in der Schrift „Die Neugestaltung von Deutschland und die Schweiz" auf die geschichtliche Notwendigkeit der Ereignisse des Vorjahres hin. Der Deutsche Krieg war die Deutsche Revolution. Die unhaltbar gewordenen Rechtsformen des Bundesstaates mußten dem neu aufbrechenden Wachstum des Volkes weichen, das seines Kulturberufs bewußt geworden war und nach dem Prinzip der Nationalität sein Recht forderte. Das geschah jetzt mit Hilfe der preußischen Waffen, da die übrigen Versuche mit Hilfe der Frankfurter Nationalversammlung und des Erfurter Fürstentags gescheitert waren. Die Macht des fortschreitenden Zeitgeistes war mit Preußen, dessen König nur durch das Pflichtgefühl gegen seinen Staat und Deutschland veranlaßt werden konnte, die Schranken des legitimen Rechts zu durchbrechen. Nicht die Gewalt oder das Zündnadelgewehr, sondern die eiserne Disziplin, die Frucht des preußischen Ehr- und Staatsgefühls hat den Ausschlag gegeben. Preußen aber war nur das Werkzeug der Vorsehung. Dem höheren Recht des Ganzen mußte sich das Recht der Glieder unterordnen; denn „die Teile können fortleben im Ganzen; aber das Ganze kann nicht leben, wenn es in die Teile aufgelöst bleibt." „Der partikularistische Landesgeist ... wird und muß sich in dem nationalen Staatsgeist ebenso zurechtfinden wie die mancherlei Volksdialekte in dem Fortschritt der gemeinsamen deutschen Sprache. Die bloßen Territorialstaaten können nicht fortbestehen, wenn die mittelalterliche Zerbröckelung der modernen Einheit weichen und der nationale Volksstaat zum Leben kommen soll." Damit die einheitliche deutsche Nation ihr ganzes Wesen offenbaren kann, muß zu der Macht des Nordens die Wärme und der altgermanische Freiheitssinn des deutschen Südens hinzutreten. Die deutsche Parole lautet fortan: Durch Einheit zu Freiheit. So schrieb Bluntschli.

Der Durchschnittsschweizer bedurfte sehr einer solchen Einführung in den Sinn des Zeitgeschehens. Noch 1871 bezeugte Gottfried Keller, daß „für das zu Hause sitzende Volk die Bedeutung deutscher Nation fast eine terra incognita gewesen" sei. In Zürich wurde anläßlich der Störung einer deutschen Friedensfeier sogar behauptet, in der Schweiz bestehe ein Deutschenhaß. Dagegen wehrte sich Friedrich Bürkli in der Schrift „Der Deutschenhaß in der Schweiz" (1871). Indem er sich auf Pressestimmen, besonders aus den inneren Kantonen, z. B. die „Schwyzer Zeitung" vom 18. 3. 1871 stützte, kam er zu dem Ergebnis: Das Volk ist nur stutzig geworden vor dem mächtigen Ereignis des deutsch-französischen Krieges. „Der angestaunte Franzose ist also nach den schlagenden Tatsachen keine ‚große Nation', und der bisher belächelte Deutsche ist eine solche? Das ist des Pudels Kern, und das ist's, was die Masse perplex macht." Es war also an der Zeit, die Beziehungen Deutschlands und Frankreichs zur Schweiz zu überprüfen. Bürkli kam zu dem Ergebnis: Seit dem Schwabenkrieg (1499) hat es keine Bedrohung und keine kriegerische Verwicklung mit Deutschland gegeben, ausgenommen den kleinen Streit wegen der staatlichen Doppelstellung Neuenburgs. Von Frankreich dagegen ist die Invasion unter Brune und Schauenburg erfolgt, um der Schweiz die helvetische Republik aufzuzwingen.

---

[231]) Ein politischer Briefwechsel zwischen J. C. Bluntschli und W. Wackernagel, Hrsg. Fritz Fleiner, Basl. Zeitschrift für Geschichte und Altertum, 5. Band. Basel 1906, S. 209-210.

Digitized by Google

„Man schlage in den Jahrbüchern der jüngern Schweizergeschichte jene Blätter nach, auf denen Frankreichs Kriegsdrohungen und die Rüstungen der Schweiz von 1838 verzeichnet stehen (z. B. der ersten Abenteurerversuche Louis Napoleons, Konflikt mit der Regierung Louis Philipps kurz vor dem Ausbruch des Sonderbundskrieges), um sich zu überzeugen, daß auf dem historisch-politischen Boden wahrlich wenige Gründe vorliegen, welche das schweizerische Volk durch Bande der Dankbarkeit an Frankreich zu fesseln geeignet wären."

Die gleiche Erkenntnis hatte M. Reymond, der Verfasser einer politischen Streitschrift, gewonnen, als er sich gegen die französischen Sympathien und die ernstgemeinten Vorschläge eines französisch-schweizerischen Zollvereins wendete.

„Es wird sich dann unzweifelhaft die Überzeugung immer mehr Bahn brechen, daß ... wir ... von Frankreich heute wie gestern und morgen wie heute das allermeiste für unsere Selbständigkeit zu fürchten haben, und daß unser wahrer und einziger Halt im Falle der Not aller Wahrscheinlichkeit nicht in der französischen, sondern in der deutschen Nation zu suchen und zu finden sein dürfte." [232])

2. Die Staatsform

Nicht nur als Halt im Falle der Not, sondern als kulturelles und politisches Vaterland betrachtete J. M. v. Rascher [233]) Deutschland. Er wagte es, die unbedingt zu lösenden Fragen ohne weitere Umschreibungen klar herauszustellen, indem er voraussetzte, daß sich die Schweiz der Anziehungskraft des neuen Reiches auf die Dauer doch nicht entziehen könnte. „Was tut not, damit das Schweizertum mit dem Deutschtum sich vertrage, ohne in ihm aufzugehen? - Werden wir uns zu einem größeren politischen und sozialen Ganzen sammeln?" [234])

Um eine Antwort darauf zu finden, mußte erst die höchste Trennungsmauer niedergerissen werden, die zwischen Deutschtum und Schweizertum entstanden war und die zu übersteigen selbst einem Gottfried Keller nicht leicht wurde: der Unterschied in der Staatsform. Um die Kluft zu überbrücken, ließ Rascher erst einmal die Kernfrage klar erkennen: „Ist es möglich, daß Deutschtum und Schweizertum im Dichten und Trachten sich vertragen, daß beide Völker in Arbeit und Muße sich zusammenfinden, während Staat und Politik dort monarchisch, hier republikanisch bleiben?... Ist es denkbar, daß beide Staaten bei gemeinschaftlichen Kulturaufgaben sich zu einer besonderen Zone vereinigen?" [235])

Schon Bluntschli hatte das Problem angepackt, doch war er als Zürcher und kluger Realpolitiker noch nicht so weit vorgestoßen. Er blieb bei der wissenschaftlichen Klärung, ohne die Zukunftsfrage schon unverhüllt aufzuwerfen. Rascher führte aus:

Von den Anfängen der deutschen Geschichte bis zur Gegenwart hat es immerfort neben deutschen Fürstentümern auch deutsche Republiken gegeben. Der Gegensatz zwischen monarchisch-führerschaftlicher und republikanisch-genossenschaftlicher Grundansicht ist im Deutschen urangelegt und darf nicht übersehen oder mißachtet werden. Diese in der „germanischen Rasse" tief begründete Polarität bedurfte einer Anerkennung in Europa und hat sie in dem Doppelverhältnis Preußen-Schweiz gefunden. Die Schweiz bot allen Republikanern Deutschlands eine Heimstatt und beseitigte damit die

[232]) M. Reymond, Die Teilung der Schweiz oder wohin führt uns der patriotische Optimismus? 1879.
[233]) J. M. v. Rascher, Die Schweiz und die Staatsformfrage, 1866, (I). - Derf., Der Schweizerstaat und Preußen-Deutschland, Freistaat und Königtum, 1893, (II).
[234]) Rascher II, S. 182. — [235]) Ebd. S. 178-179.

Digitized by Google

Gefahr „des verschlossenen Ventils und zersprungenen Kessels".[236]) Preußen ist durch die Führung seiner Könige zur Großmacht geworden, die Schweiz hat die Stufe ihres politischen Lebens durch ihre Bürger erreicht. Die Veranlagung und fünfhundertjährige Geschichte haben die Schweizer zu ausgeprägten Republikanern geformt, die nur schwer ein Verständnis für monarchische Ordnungen aufbringen können. Doch diese Tatsache enthält nicht die Notwendigkeit eines Konfliktes; denn die staatliche Ordnung ist nicht allein an die Monarchie gebunden, wie auch die Volksfreiheit nicht nur in der Republik gedeihen kann. „Ordnung und Freiheit aber gehören in jedem echten Staat zusammen." Darüber hinaus hat sich die moderne Repräsentativmonarchie der Repräsentativdemokratie sehr genähert, so daß die Unterschiede nur noch gering sind.

Gestört wurde die Klarheit dieser Auffassungen durch eine Schrift des Württembergers Theobald Ziegler: „Republik oder Monarchie, Die Schweiz oder Deutschland" [237]). Sie stiftete nur Haß und Verwirrung, und schon ihre Fragestellung war völlig verfehlt; denn eine Staatsform erwächst aus den rassisch-völkischen und geschichtlichen Bedingungen und aus den politischen Notwendigkeiten. Man kann sie nicht ohne weiteres von einem Land auf das andere übertragen oder einfach zur Nachahmung empfehlen. Jedes politische Gemeinwesen wird seine Ordnung für die beste halten, weil sie seinen Lebensbedingungen entspricht. Doch diese können nicht überall die gleichen sein. Man kann die Wesensart und Form eines anderen Staates nur erfassen, wenn man sie verstehen will und wenn man eine innere Bereitschaft dazu mitbringt. Abneigung oder Haß sind nicht die richtigen Vorbedingungen. Die von Ziegler begonnene Auseinandersetzung war von vornherein wegen der Sinnlosigkeit ihres Zieles und wegen der Enge des Blickwinkels dazu verurteilt, in die Niederungen gehässiger Angriffe und persönlicher Beschmutzung hinabzusinken. Zukunftsträchtige Gedanken enthält Zieglers Arbeit ebensowenig wie zwei 1878 erschienene Gegenschriften [238]). Die Frage Deutschland-Schweiz ist nur durch beiderseitiges Verstehenwollen zu lösen. Oft sind es nur Worte, die einen unüberbrückbaren Gegensatz vortäuschen. Monarchie oder Diktatur, Republik und Demokratie, diese Begriffe haben in der Schweiz und im Deutschen Reich anderen Klang und verschiedene Geltung. Wenn man statt dessen führerschaftliche und volksherrschaftliche Ordnung sagt, ist das gefühlsbedingte Vorurteil überwunden. In der Art Zieglers, Walters u. a. konnte man dem Deutschtum und Schweizertum nicht gerecht werden.

Von der durch Bluntschli gewonnenen Ausgangsstellung aber konnte man weiter vordringen. Nachdem die im germanisch-deutschen Wesen begründete Polarität und innere Zusammengehörigkeit der preußisch-deutschen führerschaftlichen und der schweizerisch-volksherrschaftlichen Staatsordnung erkannt war, mußte das Verhältnis zur französischen Republik untersucht werden, J. M. v. Rascher unternahm das: Während sich in der Schweiz der Freistaat organisch und lebensfähig aus der Selbstverwaltung der Kantone entwickelt hat, ist die französische Republik nach innen betrachtet kein Volksstaat; denn ihre einzige der Geltung sichere Initiative liegt in Paris und bei den

[236]) Johann Caspar Bluntschli, Die Neugestaltung von Deutschland und die Schweiz, 1867, S. 47–50.

[237]) 1876 erschienen.

[238]) Albert Walter, Eine deutsche Antwort aus der Schweiz. Kritische Beleuchtung des von Theobald Ziegler gegen die Schweiz gerichteten Pamphlets. Winterthur 1878. – Glossen zum Pamphlet: Republik oder Monarchie (v. Th. Ziegler). St. Gallen 1878.

Digitized by Google

Parisern [239]). Stärker als die Verbindung der republikanischen Form ist der Gegensatz zwischen romanischer zentralistischer Departementseinteilung und einer germanischen Selbstverwaltung. Der Ausgangspunkt schweizerischen Verfassungslebens ist die germanische Gauverfassung. Als diese im Reich durch die Territorialherrschaften verlassen wurde, suchten die Eidgenossen in ihrem Bunde Ersatz für die Gaufreiheit [240]), immerhin unter formeller Reichsangehörigkeit. „Deutschland ist und bleibt der Hintergrund unserer historisch-politischen Herkunft" [241]). Das Schweizer Staatswesen besitzt eine deutsche Seele, unter der gewissermaßen ein antideutscher Geist Bestand gewonnen hat. Trotz äußerer Übereinstimmungen mit der französischen Republik weist die innere Verwandtschaft eindeutig nach Deutschland. Als die Schweiz durch den Westfälischen Frieden aus dem noch so mangelhaften deutschen Staatsgebilde ausschied, hatte das den Nachteil, daß sie als Kleinstaat von der Weltgeschichte abtreten mußte. An Stelle der Reichszugehörigkeit trat die Ohnmacht und schließlich die unnatürliche Verbindung mit dem ebenfalls monarchischen Frankreich, das zum Dank für jahrhundertelange Waffenhilfe die Zerstückelung der Schweiz in den Jahren 1792 bis 1810 herbeiführte.[242]) Während in Deutschland der Wiederaufstieg einsetzte, verurteilte die Schweiz sich zur „Ohnmachtspermanenz", wurde Zuschauer auf einer Insel inmitten des Völkerringens, übernahm die „Figurantenrolle unserer Neutralität".

Die germanisch-dynamische und kämpferische Lebensanschauung zwang zum Vorstoß gegen dieses unmännliche Staatsprinzip. Bevor jedoch die Forderung zum Verlassen der Völkerfriedhofsordnung von 1648 erhoben werden konnte, mußte der geistige, kulturelle und politische Standort festgelegt sein.

Ist die Schweiz ein Dreivölkerstaat, d. h. ein Nationalitätenstaat, eine politische Zusammenfassung über drei Völker und Kulturen hinweg, oder ist sie ein kulturell und politisch einheitlicher „Nationalstaat"?

3. Die Schweiz, eine Nationalität?

Sie hat ihren Verfechter in dem Staatsrechtslehrer der Berner Universität, Carl Hilty, gefunden, der behauptete, über alle völkischen Gegensätze hinweg bilde das Staatsbewußtsein ein stärkeres einigendes Band, das alle Staatsangehörigen zu einer neuen Nationalität umbilde.

> „Alles, was Natur, Sprache, Blut und Stammeseigenart vermag, zieht die Schweizer viel mehr auseinander als zusammen, nach Westen, nach Norden, nach Süden zu ihren Stammesgenossen, mit denen sie viele Jahrhunderte hindurch auch politisch vereinigt waren und die überall gerade in unseren Tagen diese mächtigen alten Erinnerungen aufgefrischt haben, ein Königreich Italien, wie es seit Odoaker, ein Deutsches Kaiserreich, wie es seit den Hohenstaufen zum Ersten Male in der Weltgeschichte wieder besteht. - Was die Schweiz zusammenhält gegen und inmitten dieser großen Reiche ihrer nächsten Blutsverwandten und Stammesgenossen, ist ein idealer Zug, das Bewußtsein, einen in vielen Hinsichten besseren Staat zu bilden, eine Nationalität zu sein, die hoch über der bloßen Bluts- und Sprachverwandtschaft steht." [243])

Vor 1798 habe es diese Nationalität noch nicht gegeben. Sie sei geschaffen worden allein durch den Glauben, einen kleinen republikanischen Musterstaat inmitten der Groß-

[239]) Rascher I, S. 27. II, S. 1-3. — [240]) Ebd. I, S. 28. — [241]) Ebd. I, S. 28.
[242]) Ebd. II, S. 12-15.
[243]) Carl Hilty, Vorlesungen über die Politik der Eidgenossenschaft, 1875, S. 28-29.

Digitized by Google

staaten zu bilden, den alle Völker sich nur zum Vorbild zu nehmen brauchten, um auch glücklich zu werden.

Die „Unvollständigkeit und Unvollkommenheit dieser Nationalität" hob J. C. Bluntschli in einer Gegenschrift hervor.

> „Dieser Glaube (an den vorbildlichen schweizerischen Musterstaat) schmeichelt der Selbstgefälligkeit und reizt zur Selbstüberschätzung, aber er hat keinen realen Boden und keinen Kern; er ist hohl und eitel. Wir finden auch bei anderen Völkern einen ähnlichen Glauben. Auch anderwärts rühmen die Leute, indem sie das Bild ihres Vaterlandes mit Liebe beschauen, ihren heimischen Staat als den herrlichsten und vollkommensten in Europa oder gar in der Welt ... Kein einziges unter diesen Kulturvölkern betrachtet die Schweiz als seinen Musterstaat. Keines denkt an Nachbildung der schweizerischen Einrichtung." [244]) Darüber hinaus aber, „wenn der Glaube an den eigenen Musterstaat ... ein Volk verleitet, andere Völker gering zu schätzen, und der eitlen oder hochmütigen Selbstüberschätzung zu fröhnen, dann muß er bekämpft oder zerstört werden." [245])

Auf der Grundlage solcher Vorstellungen eine neue Nation zu begründen, hieße auf Sand bauen. Die Schwäche einer allein vom Staat bestimmten Nationalität liegt darin, daß sie mit dem Staate steht und fällt. Sie kann den Staat nicht überdauern, und sie behält ihre Glieder jenseits der Grenze nicht in ihrem Bann [246]).

Dagegen meinte M. Reymond, die volklichen Bindungen durch Nichtbeachtung aus der Welt schaffen zu können. Er behauptete, daß es in der Schweiz und in Belgien keine Nationalitätenfrage mehr gebe, da das staatlich bestimmte Nationalgefühl die Unterschiede völlig ausgeglichen habe. Hierzu ist zu sagen, daß der flämische Freiheitskampf und die Geschichte der Schweiz im Weltkrieg das Gegenteil bewiesen haben. J. M. Rascher wiederum erkannte die tiefe Abneigung der Westschweizer gegen deutsches Wesen, die sich auch auf den welschtümelnden Teil der deutschen Schweiz erstrecke [247]). Ähnliche Erfahrungen werden auf Bluntschli eingewirkt haben. Die Haupttatsache der schweizerischen Nationalität ist, schrieb er,

> „daß sie wesentlich aus Bestandteilen zusammengefügt und zusammengewachsen ist, welche ursprünglich verschiedenen Nationen angehörten und heute noch mit anderen größeren Nationalitäten in lebendiger Verbindung sind. Wenn es eine schweizerische Nationalität gibt, so hat dieselbe in hohem Grade einen internationalen Charakter." [248])

Mit dieser vorsichtigen Ausdrucksweise ist die schweizerische Nationalität aus der Wirklichkeit in die fernen Bezirke der Geistesakrobatik verbannt, wo sie auch entstanden ist; denn eine internationale Nationalität ist ein Widersinn in sich. Diese Wortwahl ist nur ein Versuch, eine vermittelnde Übergangslösung zu finden.

Bluntschli war sich der alemannischen Abkunft der Eidgenossenschaft und ihrer Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Volk und Reich sehr stark bewußt. „Eben um die deutsche Nationalität und die deutsche Reichsunmittelbarkeit zu bewahren oder zu erkämpfen, waren die ersten Kriege der Eidgenossen mit den österreichischen Fürsten und ihrem Adel geführt worden [249])." Und für die Gegenwart betonte er: „Die deutschen Schweizer bleiben in ihrer ganzen geistigen Kulturbildung Angehörige und Genossen der großen deutschen Nation [250])." Den Wert des Schweizerstaates aber bestritt er dadurch nicht, Bluntschli gehörte im Gegenteil zu seinen eifrigen Verfechtern. Doch

---

[244]) Johann Caspar Bluntschli, Die schweizerische Nationalität, 1875, Neudruck 1915, S. 16-17. [245]) Ebd. S. 18. — [246]) Ebd. S. 14. — [247]) Rascher II, S. 177
[248]) Bluntschli, a. a. O. S. 18. — [249]) Ebd. S. 18. — [250]) Ebd. S. 22.

Digitized by Google

„wenn wir eine relative Eigenartigkeit einer politischen Schweizernationalität anerkennen, so dürfen wir doch niemals die Fortdauer der nationalen Kulturgemeinschaft der deutschen Schweizer mit der deutschen Nation, der französischen Schweizer mit der französischen Nation und der italienischen Schweizer mit der italienischen Nation außer Acht lassen... Ihre Teile sind unablöslich mit den großen Nationen zu einer Kulturgemeinschaft geeinigt, die ihr geistiges Leben bedingt." [251])

Die hohe Bedeutung der Schweiz liegt nicht darin, daß neben den großen Nationalitäten eine kleine geschaffen ist, sondern darin, daß sie gleichsam eine Teilaufgabe des alten Reiches übernommen, gelöst und bis zur Gegenwart weitergetragen hat. Das alte Reich hatte auf Grund der völkisch-deutschen Führung eine übervölkische Friedens- und Lebensordnung über dem deutschen, burgundischen, italienischen Raum errichtet. In der friedlichen Zusammenfassung der Bruchstücke dreier Völker zu einer politischen Gemeinschaft, in dem Erhalten einer reichischen, völkisch-übervölkischen Ordnung, die auch den übrigen Nationalitäten gerecht wird, ruht der große europäische Wert der Schweiz. „Die Lösung dieser Aufgabe ist dadurch erleichtert worden, daß die einzelnen Kantone meistens einsprachig sind [252])." D. h. die Nationalitäten leben in sich abgegrenzt, aber dienen gemeinsam einer überhöhenden Idee - unter voller Wahrung ihrer völkischen Eigenart. In dieser Art hat die Schweiz ein Abbild des alten Reiches und ein Vorbild zukünftiger Ordnung gegeben. Sie hat „in ihrem Bereich Ideen und Prinzipien geklärt und verwirklicht, welche für die ganze europäische Staatenwelt segensreich und fruchtbar, welche bestimmt sind, dereinst auch den Frieden Europas zu sichern. Sie hat der Freiheit und dem freundlichen Zusammenwirken der großen romanischen, germanischen, und weshalb nicht auch der slawischen Nationalitäten als Genossen der zivilisierten Menschheit durch ihr Beispiel die Wege gezeigt. Wenn dereinst das Ideal der Zukunft verwirklicht sein wird, dann mag die internationale Schweizernationalität in der größeren europäischen Gemeinschaft aufgelöst werden. Sie wird nicht vergeblich und nicht unrühmlich gelebt haben" [253]).

4. Die Neutralität

Schon die Betrachtung des Wortes Neutralität ergibt, daß die damit gekennzeichnete Eigenschaft eine Fragwürdigkeit darstellt. Neutrum bedeutet keine von zwei anderen Größen, ein Staatswesen ist aber ein eigener Organismus, nicht ein „Keins von beiden". Es ist wohl möglich, in einer militärischen Auseinandersetzung zweier Gegner „neutral" zu bleiben. Doch Kriege sind schon längst nicht mehr ehrenvolle Zweikämpfe der Feldherrn und Heere, sondern sie bedingen eine „totale Mobilmachung" [254]) aller Kräfte, der militärischen und wirtschaftlichen, aber auch der geistigen und seelischen bis zu religiösen Tiefen. Ein Volk, das zum Kampfe antritt, glaubt an sein Recht, oder es hat von vornherein verloren. Wie kann es bei solchem Völkerringen „Neutralität" geben? Neutralität hieße da, sich lebendig begraben. Die Tatsachen beweisen, daß die Schweiz im geistig-politischen Sinn nie neutral war und nie sein konnte. Aus Selbsterhaltungstrieb mußte sie Stellung nehmen zu den Dingen und hatte damit schon ihr eigenes Lebensprinzip zerstört - abgesehen von real greifbaren Neutralitätsverletzun-

[251]) Ebd. S. 22-23. — [252]) Ebd. S. 23. — [253]) Ebd. S. 24. — [254]) Ernst Jünger.

Digitized by Google

gen, die ihre diplomatische Erledigung fanden. Auch die moralische Begünstigung einer Macht durch Presse, Schriften und öffentliche Meinung liegt jenseits der Neutralität.

Dennoch ist die Neutralität oft gefordert und bejaht worden, und die Versuche, sie zu erhalten, haben tief auf die Charakterprägung des Landes eingewirkt, besonders auf die deutsche Schweiz; denn der Tessin hat ein sehr eigenständiges, mehr italienisch bestimmtes geistiges Leben geführt und die temperamentvolleren französischen Schweizer haben sich kaum jemals große Mühe gegeben, ihre Gefühlsausbrüche gegenüber den Mächten abzuschwächen. Die Einstellung der schweizerischen Bevölkerung kann man also nicht als neutral bezeichnen. Im Grunde war die Neutralität nur ein Mittel der Staatspolitik, äußere Gefahren abzuwehren und die oft auseinanderstrebenden Landesteile zusammenzuhalten, wenn diese von dem Geschehen jenseits der Grenzen angezogen wurden. Diese Aufgabe erfüllte die Neutralität. Auch in dieser unvollendeten Form festigte sie das Staatsgebilde und ließ die gewaltigen Erschütterungen der Welt nur gedämpft nach Innen weiterklingen. Nur durch diese Abgeschlossenheit von der Außenwelt konnte überhaupt den Schweizern über drei Völker hinweg das Gefühl einer Einheit bewahrt bleiben.

> „Würde die Schweiz nicht den neutralen Zuschauer, sondern den aktiven Teilnehmer machen in den Kämpfen, sei es der Franzosen oder der Deutschen oder der Italiener, so würde sie die Dämme niederreißen, welche sie von den großen Nachbarn politisch trennen, und die Fluten der nationalen Überschwemmung würden nicht aufgehalten werden können. Die Anziehungskraft der großen Massen auf gleichartige Teile würde bald sich stärker erweisen, als der bisherige politische Bundesverband." [255])

Das war Bluntschlis Meinung. Da er die Daseinsberechtigung der Schweiz anerkannte, obwohl er - wie Keller - sie einer höheren Ordnung zu opfern bereit war, mußte er also auch die Neutralität bejahen. Doch er war so ehrlich, anzuerkennen, daß der Verzicht auf den tätigen Anteil an den europäischen Kämpfen „keine Bewährung der Tatkraft", sondern ein „Gebot bescheidener Klugheit" [256]) war. Keller dagegen hätte gern den Tatwillen seines Landes in die Wagschale des Kampfes geworfen, weil seine heroische Lebensanschauung die Taten- und Geschichtslosigkeit ablehnte und er die frankophile Färbung der Neutralität sah.

Die gleiche Auffassung bekundete J. M. v. Rascher. „Absolute Nichteinmischungspolitik in auswärtige Dinge war nie ein Programmstück der gedeihlichen Schweizer Politik [257])." Sie hat die „ironische Bewandtnis, daß wir Schrot und Korn uns am Leibe absparen, um im besten Falle nie etwas zu gewinnen - lediglich nichts zu verlieren ... Daß die Franzosen indirekt unsere Neutralität mißachtet haben, ist kriegsgeschichtlich aufgedeckt worden". Die Schweiz hätte also keine Veranlassung gehabt, aus Rücksicht auf Frankreich auf den Erwerb Savoyens und Mülhausens zu verzichten, obwohl diese Stadt den Anschluß gewünscht hätte. „Die Neutralität soll aufhören, unser kriegspolitisches Bekenntnis zu sein"; denn „daß diese ... früher oder später in allem Frieden in Frage gezogen wird, steht außer allem Zweifel" [258]). Es gilt also, aus eigenem Antrieb zum „souveränen Handeln" zurückzukehren; dabei muß der Staat wie der Krieger im Kampf dem Schicksal das Verteilen der schwarzen wie der heiteren Lose überlassen.

---

[255]) Bluntschli, Neugestaltung, S. 56. — [256]) Bluntschli, Nationalität, S. 13-14.
[257]) Rascher I, S. 49. — [258]) Ebd.

Digitized by Google

„In einer weltpolitisch geläuterten Nationaltendenz werden wir uns am ehesten zurechtfinden, indem wir es nicht als das größte aller Übel betrachten, vielleicht einmal mit anderen Völkern unter veränderten Bedingungen das Dasein direkter als bisher zu teilen." [259])

In der neun Jahre später erschienenen zweiten Schrift Raschers bekam das Bekenntnis zu einer dynastisch-kämpferischen Staatsauffassung und -führung eine klarere Form. Hatte man von frankophiler Seite ein formal, jedoch weniger tatsächlich unabhängiges Dasein in enger „Freundschaft" oder sogar in Zollunion mit Frankreich gefordert, so wurde jetzt die Gegenforderung gestellt: Die Schweiz soll zum Wehrstaat fortschreiten, die taten- und geschichtslose Neutralität verlassen und nicht ein Bollwerk für Frankreich sein, sondern „eine Art Grenzwache am Südwesttor der deutschen und österreichischen Friedenszone" übernehmen. D. h. sie soll sich ihrer geopolitischen Lage im Südwesten Mitteleuropas und ihrer völkisch-sprachlichen Zugehörigkeit entsprechend dem mitteleuropäischen deutsch-österreichischen Macht- und Wirtschaftsraum angliedern, wie es schon 1815 geplant war. Im Falle eines deutsch-französischen Krieges übernähme sie den Schutz ihrer eigenen Grenzen gegen Frankreich und damit die Wacht auf dem Südwestturm des Reiches. Dafür solle von Deutschland aus die politische Eigenständigkeit der Schweiz garantiert werden, da die Verschiedenheit der Staatsformen eine unmittelbare Eingliederung nicht zulasse und die Schweiz die ihrer Art entsprechende Volksherrschaft nicht aufgeben könne.

Mit diesem Vorschlag zur Lösung der schweizerischen Frage hat Rascher politischen Weitblick und eine klare Erkenntnis der realen mitteleuropäischen Lage bezeugt. Denn in Mitteleuropa kann es nur eine Friedensordnung geben, das Reich oder das Chaos. Im Nordwesten fordern die Polen den Nationalstaat und meinen ein „antediluvianisches Reich" [260]) auf Kosten der umliegenden Völker und besonders des deutschen Volkes, im Südosten schreien die Madjaren nach Freiheit, aber träumen von dem Reich der Stephanskrone mit einer zentralisierenden und madjarisierenden Unterdrückung der Slowaken, Rumänen, Deutschen und Kroaten. Der Italiener im Süden begnügt sich auch nicht mit der Volkstumsgrenze, und im Westen fordert der französische „Nationalstaat" die Rheingrenze. Inmitten der Großvölker liegt die kleine Schweiz. M. Reymond hat sie mit einem Knochen verglichen, den nur die Eifersucht aller ihn umlagernden Hunde davor schützt, die Beute eines einzelnen zu werden. Nur die Zuordnung auf das Reich kann sie aus dieser unwürdigen Lage befreien. Denn allein von einer starken Mitte kann das chaotische Gegeneinanderwirken der mitteleuropäischen Völker zu einer sinnvollen friedlichen Ordnung gebändigt werden. Seine Fähigkeit und Berufung zu dieser Aufgabe hat das Volk der Mitte, das deutsche Volk bewiesen. Während Polen seinen fremdvölkischen Bestandteilen nur Unterdrückung anbot, zeichnete sich die preußische Polenpolitik durch Gerechtigkeit und Mäßigung aus. Während im madjarisch geführten Reichsteil der Donaumonarchie die Völker sich verzweifelt gegen die Madjarisierung wehren mußten, wurde den Völkern des österreichischen Teiles die größte Förderung ihrer kulturellen Eigenständigkeit zuteil. Während Frankreich das Elsaß, Lothringen und Flandern in die überzentralistische Departementseinteilung hineingezwungen und die Französierung mit allen Mitteln betrieben hatte, gewährte die deutsch geführte und zu 70 vom Hundert deutsch bewohnte Schweiz den Welschschweizern volle

[259]) Rascher I, S. 49-51.
[260]) Gottfried Keller, Tagebuchaufzeichnung vom 1. 5. 1848, Ermatinger II, S. 166-167.

Digitized by Google

Freiheit und Gleichberechtigung, oft sogar mehr Rechte, als ihnen ihrer Zahl nach zustanden.

Daß man in der Schweiz die europäische Bedeutung „der deutschen und österreichischen Friedenszone" anerkannte und sich dieser mitteleuropäisch-reichischen Ordnung zugehörig fühlte, bedeutet den Beginn einer neuen Ausrichtung.

Geschichtswissenschaft

Nachdem die traditionelle politische Westorientierung der Schweiz durch die französische Niederlage und die Neugründung des Deutschen Reiches sinnlos geworden war, wurde auch die schweizerische Geschichtswissenschaft vor neue Aufgaben gestellt. Sie mußte ein von alten Vorurteilen freies, den Tatsachen entsprechendes Geschichtsbild geben.

Um wirklich eine neue geistige Ausrichtung vollziehen zu können, mußte der Schweizer sich erst innerlich mit dem neuen Zustand abfinden. In einem Vortrag über „Frankreich und die Schweiz" im bernischen historischen Verein wies Prof. Dr. B. Hidber darauf hin, daß keine Veranlassung bestehe, Frankreich gegenüber ein übertriebenes Mitgefühl zu empfinden. Zunächst führte er aus:

> „Als der kaiserliche Machthaber die Brandfackel des Krieges in ganz unberechtigter Weise in das ruhige Deutschland schleuderte, wandten sich alle schweizerischen Gemüter dem frech verletzten deutschen Volke zu und wünschten ihm den Sieg über den ruchlosen Gegner. Jubel war über die ersten Schläge, die derselbe erhielt. Als aber Frankreich wirklich ins Unglück kam und, schon zu Boden gerannt, noch fortwährend Schläge empfing vom erbitterten Sieger, so regte sich in der Schweiz vielfach Mitleid mit dem Elend, das der Krieg angerichtet und das besonders den Besiegten schwer traf. Als nun gar Frankreich eine freie Staatsform erhielt, und eine republikanische Regierung die Zügel des Staates ergriff, steigerte sich das Mitgefühl in bemerkenswerter Weise und fand den allgemeinen Ausdruck in der schweizerischen Presse."

Doch man dürfe nicht nur fühlen, sondern müsse auch denken. Bei zwischenstaatlichen Beziehungen könne man nicht von Wohl- oder Übelwollen sprechen; denn jeder Staat fasse zunächst seine Selbsterhaltung und seinen Vorteil ins Auge. Gerade Frankreich habe stets nur so gehandelt. Es „hat die Schweiz nur dann unterstützt, wenn es zu seinem eigenen Vorteile diente." Für diese Behauptung lieferte Hidber einen eingehenden Beweis, indem er die französische Politik der Schweiz gegenüber behandelte. Von den Vergrößerungsplänen des Dauphin, des späteren Ludwig XI. (1444), bis zu dem französischen Durchmarschbefehl durch die Schweiz im 1870/71er Kriege habe Frankreich nie die Interessen und das Recht der Schweiz berücksichtigt. Auch das Frankreich der ersten Republik habe nie besser gehandelt und auch das Frankreich der dritten Republik werde es nicht tun.

> „Kurz, wir sehen da unter jeder politischen Gestaltung den Eigennutz auftreten und vielleicht unter der Republik gerade am stärksten, da gegen die humane, wohlwollende und hochherzige Ansicht des Einzelnen das eigennützige Geschrei der Menge maßgebend ist."

Auch die Schweizer sollten vor allem ihren eigenen Vorteil verfolgen.

> „Lassen wir die sog. Sympathiepolitik. Sie macht uns leicht unglücklich oder zum Mindesten lächerlich; denn um wirksam Großmut und Hochherzigkeit zu üben, dazu gehört eine große Macht."

Digitized by Google

Daß der deutsche Sieg in Europa und besonders für die Schweiz erst wieder ordentliche Zustände hergestellt hatte, mußte sogar C. Hilty anerkennen:

„Das Jahr 1870 führte seit drei Jahrhunderten den ersten Fall wieder herbei, wo die Schweiz in der Lage war, gegenüber Frankreich auf die ursprüngliche Form der Verbindung zurückzukehren, und die heutigen Verhältnisse sind im Allgemeinen die richtigsten, die seit Jahrhunderten bestanden haben." [261])

Nachdem die Schweiz durch die Reichsgründung wohl endgültig - wie man meinte - von der französischen politischen Bevormundung befreit worden war, sollten also die unverfälschten Grundlagen der schweizerischen Geschichte erforscht werden. Dabei mußte man schon mit den legendären Vorstellungen brechen, die sich auf die Anfänge der Eidgenossenschaft bezogen.

„Der Patriotismus ist ihr (der heutigen Geschichtsforschung) nicht die einzige Triebfeder. Höher als die Verherrlichung des Volkes steht die wissenschaftliche Wahrheit, die im Leben des Einzelnen und der Völker stets den letzten Triumph feiert." [262])

Mit diesen Worten zeigte Karl Dändliker seine Absicht, erst einmal alle falschen Voraussetzungen zu zerstören, um dann ein wirklichkeitsgerechtes Geschichtsbild aufzubauen. Er bewies, daß die Schweiz durchaus keine natürliche geographische Einheit bildet, die sie etwa von vornherein zur Selbständigkeit bestimmt hätte.

„Wir finden bereits von den Zeiten der Völkerwanderung an jene drei Nationalitäten im Besitz unseres Landes, die heute an unseren Grenzen selbständige Reiche bilden: die deutsche, französische, italienische. So wollte es die Natur unseres Landes. Denn wie unsere Flüsse, aus dem Herzen des Landes hervorgehend, in die Nachbarländer sich hinausstürzen, so weist die Bodenabdachung unseres Landes einzelne Teile unseres Landes den Nachbarn zu. Das nördliche Plateau hängt mit demjenigen Süddeutschlands zusammen, das westliche Juragebiet mit Frankreich, die südlichen Talhänge des Tessins und Bündens mit Italien. Es gab eine Zeit - sie liegt erst 600 Jahre hinter uns - da der Norden zu Deutschland, der Westen zu Burgund, der Süden zu Italien gehörten. Jahrhunderte lang ging die Geschichte unseres Schweizerlandes auf in der politischen Entwicklung dieser Nachbarlande... Das Schweizervolk genoß also nicht den Vorzug, dessen sich seine Nachbaren erfreuen: eine Nation im wahren und buchstäblichen Sinne des Wortes, d. h. ein sprachlich und ethisch [263]) einheitliches Gebilde zu sein. Der Schweizerstaat ist nicht eine von Natur gegebene Schöpfung, sondern das Produkt rein geschichtlicher Verumständung." [264])

Nachdem Dändliker diese unbestreitbaren Tatsachen klar herausgestellt hatte, suchte er den seiner Ansicht nach wahren Sinn der Schweiz zu finden. Der „gemäßigte Freiheitsgenuß" war für ihn wie zuvor schon für Johann v. Müller die Bestimmung seiner Heimat.

Die „Übung derjenigen Freiheit, die nicht gleichbedeutend ist mit der Ungebundenheit des Wilden. Das ist die große Errungenschaft unserer Geschichte, die eigenartigste Leistung unseres Volkes." [265])

Dieser „politische Geist" habe verhindert, daß die Schweiz „vereinsamt und vergessen, weniger ansehnlich, wie Siebenbürgen oder die Bukowina", geworden wäre. Mit folgender Sinndeutung nahm Dändliker Gedanken Hiltys auf:

---

[261]) Carl Hilty, Vorlesungen über die Politik der Eidgenossenschaft, 1875, S. 265.
[262]) Karl Dändliker, Geschichte der Schweiz mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung des Verfassungs- und Kulturlebens, 1884 ff., I, S. 21.
[263]) Sicher ein Druckfehler statt „ethnisch".
[264]) Dändliker, a. a. O. I, S. 14. — [265]) Dändliker, a. a. O. I, S. 18.

Digitized by Google

„Die leitende Idee der Schweiz ist und bleibt auf alle Zeiten hinaus ihr ursprünglicher und politischer Gedanke:
Erhaltung und Überlieferung der uralten germanischen Volksfreiheit in Europa auf alle kommenden Geschlechter." [266])

Das zweite Ziel der Bauern des ersten Bundes, das Erringen bzw. die Erhaltung der Reichsunmittelbarkeit, hatte nicht in Hiltys politisches Bild hineingepaßt, er hatte es nicht erwähnt. Auf dieses Ziel wiesen jetzt Dändliker, Dierauer und Oechsli hin. „Der Bund der rheinischen Städte von 1255, die Verbindung der norddeutschen, der burgundischen und schwäbischen Städte sind Vorbilder und Kollegen des schweizerischen Bundes. Wie diese, richtet sich auch der Schweizerbund nicht gegen Kaiser und Reich, sondern nur gegen die Übergriffe der Herren und Fürsten, gegen die Gefährdung der Reichsfreiheit und Reichsunmittelbarkeit" [267]). Einzig und allein die Übernahme der Reichsführung durch die verhaßte Territorialmacht hat in der Zeit Friedrichs III. die Entfremdung der Schweiz vom Reich herbeigeführt. Auch Hilty hatte zugegeben, daß die Eidgenossenschaft mit der Abkehr vom Reich zum „Vasallenstaat Frankreichs" werden mußte. Mit tiefem Schmerz schilderte jetzt Dierauer, wie die Schweiz nur um des materiellen Gewinns der Militärkapitulationen und Jahrgelder willen ihre Volkskraft für französische Interessen ausbeuten ließ und politisch im Schlepptau Frankreichs daherfegelte.

So waren die Grundzüge der neuen schweizerischen Geschichtsschreibung eindeutig. Die Bindung an das rücksichtslos eigennützige und ewig undankbare Frankreich wurde in ihrer Unnatur und ihrem Widersinn erkannt und dagegen ein engeres Verhältnis zu dem Deutschen Reich gefordert. So revolutionäre Gedanken wie C. M. Rascher äußerten die gewissenhaften und bedächtigen Historiker nicht, doch auch sie sahen den wahren geschichtlichen und natürlichen Standort der Schweiz an der Seite des Deutschen Reiches.

Literaturgeschichte

Wie die Historiker die politische Gemeinsamkeit der Schweiz mit Deutschland erkannten und herausstellten, so konnten die Literarhistoriker auf die kulturelle Einheit Deutschlands und der Schweiz verweisen. Schon J. C. Mörikhofer hatte in dem Werk „Die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts" (1861) sich bemüht, für die schweizerische Dichtung „den Zusammenhang mit dem Geistesleben Deutschlands nachzuweisen". Das Gelingen dieses Versuches bezeugte die Beurteilung des Buches durch Fr. Th. Vischer:

„Indem man diesen versammelten, gedrängten Geisterzug, diese blanken geistigen Schweizerregimenter, geführt von einem Schweizer, an sich vorüberziehen sieht, so erkennt man im ganzen Umfang zum erstenmal, was diese Kräfte geleistet haben für die Schweiz und für Deutschland." [268])

In der „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz" ist Jakob Baechtold in noch stärkerem Maße bestrebt, die Großleistung der schweizerischen Dichtung im Zusammenhang der gesamtdeutschen darzustellen. „Man schneide irgendeinen gleichgroßen,

[266]) Hilty, Vorlesungen, S. 260. — [267]) Dändliker, a. a. O. I, S. 345.
[268]) Altes und Neues, N. F. 1889, S. 47.

Digitized by Google

oder besser, gleichkleinen Teil aus der deutschen Länderkarte heraus und sehe zu, ob er sich dem Umfang seiner Literatur nach mit der deutschen Schweiz messen könne[269])." Mit Keller und C. F. Meyer wandte er sich gegen die Versuche, der politischen auch die kulturelle Eigenbrötelei folgen zu lassen. Er sprach sich entschieden gegen die These einer schweizerischen Nationalliteratur aus, wie sie Robert Weber[270]) hatte begründen wollen. Weber erreichte den Höhepunkt der Begriffsverwirrung, indem er nicht eine gesamtschweizerische Nationalliteratur bilden wollte, was noch einen gewissen Sinn gehabt hätte, sondern nur eine der deutschen Schweiz. Demnach sollten die Deutschschweizer eine eigene gegen Deutsche, Welschschweizer und Franzosen abgegrenzte Nation sein. Entweder war Nation der Begriff für eine völkisch-sprachliche und blutsmäßige Einheit, oder das Staatsbewußtsein schuf eine politische Einheit, die „Staatsnation" genannt wurde. Davon aber noch Unternationen abzweigen zu wollen, ging zu weit. Von einer deutschschweizerischen Nationalliteratur zu sprechen, war also ein Unding.

Baechtold dagegen bestritt jede kulturelle Abspaltung der Deutschschweiz von der deutschen Kulturgemeinschaft:

„Politisch hat sich die Schweiz seit Jahrhunderten vom großen Reichskörper abgelöst; sprachlich und literarisch dagegen ist sie in ihrem deutschen Teile eine alte gute Provinz Deutschlands geblieben. Von einer Nationalliteratur der Schweiz wurde zwar auch schon gesprochen. Indes tönt das Wort patriotischer als wahr. Äußerlich besehen, d. h. wenn man den Begriff der Nationalität bloß als Einheit der Abstammung, Sprache und Sitte zu Recht bestehen ließe, wären wir Schweizer eben trotz des Westfälischen Friedens keine einheitliche Nation, sondern Bruchstücke dreier staatlich verbundener Nationalitäten. Von alters her teilen sich drei verschiedene Völker in die heimischen Wohnsitze. Unsere politischen Grenzen sind keine Scheidelinien für Sprache und Volkstum. Die nördliche Ebene der Schweiz hängt mit Deutschland, das westliche Juragebiet mit Frankreich, die südlichen Täler mit Italien zusammen." Allein die Staatsidee in der reinsten und sittlichsten Form begründe die Einheit der Schweiz. „Anders gestaltet sich die Sache auf dem Gebiete der Literatur. Wie hier jedes der drei schweizerischen Sprachgebiete kulturgeschichtlich vom Mutterland abhängig ist, so stellt auch die deutsch-schweizerische Literatur lediglich einen Teil der deutschen Nationalliteratur in ihrer oft mehr, oft weniger eigenartig schweizerischen Ausprägung dar." [271])

Die Schweiz sei eine geschichtlich gegebene politische Gemeinschaft, deren Kulturströme zu den drei Muttervölkern zurückführten. „Wir wurzeln in unserem Dasein fest in deutscher Art und wollen, unserer Eigentümlichkeit unbeschadet, dessen immer mehr eingedenk sein." Verdienst der alten deutschen Universität Basel sei es, daß die schweizerische Literatur und Schriftsprache vor dem Schicksal der niederländischen gerettet und die Kultur der Schweiz nicht in Kleinheit und Bedeutungslosigkeit versunken sei.

Die deutschschweizerischen Wissenschafter fühlten sich in ihrer Gesamtheit dem deutschen Kulturbereich zugehörig. Als durch die Bismarcksche Reichsgründung die deutsche Kultur Schutz und Halt an einer deutschen Macht fand, sanken mit dem status quo von 1648 auch alte liebgewordene Denkformen ins Grab. Zerstört war auch das überhebliche Selbstbewußtsein der einstigen Reichsglieder, die sich frühzeitig aus dem sinkenden Schiff des Reiches gerettet und freiwillig den westlichen Mächten die Ehrenplätze im europäischen Völkerleben abgetreten hatten, um sich selbst, geschichtslos geworden, allein mit der Pflege der Kultur zu begnügen. Daß nach 1870 in der Schweiz die neue Lage

[269]) Jakob Baechtold, Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz, 1892, S. V.
[270]) Robert Weber, Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz, 1866/67.
[271]) Baechtold a. a. O. S. 2.

Digitized by Google

erkannt wurde und der politischen Umwälzung beinahe sofort die geistige, wirklichkeitsgerechte Umwertung folgte, ist das Verdienst weitblickender Politiker und Wissenschafter gewesen.

Das Erbe einer großen Zeit

Die Voraussage Carl Sarasins in den „Basler Nachrichten", daß der „Zentripetalkraft" des norddeutschen Machtblockes weder der Südwesten noch der Südosten widerstehen würde, begann sich nach 1870 zu erfüllen. Die Deutsch-Österreicher erhielten durch das Bündnis von 1879 eine, wenn auch lose, politische Verbindung mit dem Deutschen Reich. Ihm näherte sich auch die Schweiz. Der Anlaß dazu war aber nun nicht mehr das Erstarken des Volksbewußtseins, sondern die natürliche Anziehungskraft des großen und geschlossenen Wirtschafts- und Machtraumes und des kulturellen Schwerpunktes. In seiner räumlichen Ausdehnung fühlte sich das Reich der wilhelminischen Zeit „saturiert"[272]). Es erstarrte im nur-staatlichen Denken, und der völkische Freiheitskampf, der in der Donaumonarchie weitertobte, verhallte an seinen Grenzen wie auch an denen der Schweiz. Hier schien der Staatsbau festgefügt und für alle Zeiten haltbar. Auch die übrigen Werte des Daseins brauchten nicht erkämpft zu werden. Seit Keller und Meyer war die deutsche Kulturgemeinschaft eine unbestrittene Tatsache, seit Sedan galt das preußisch-deutsche Militär als unerreichbares Vorbild, und die schweizerischen Generalstabsoffiziere verbrachten ihre Studienjahre wie die Akademiker und Künstler in Deutschland.

Persönliche und verwandtschaftliche Beziehungen stellten eine enge Verbindung her[273]). Eine weitgehende Angleichung in allen Gebieten des öffentlichen Lebens war die Folge, z. B. im Rechtswesen durch das Gesetzwerk Hubers. Die Sozialdemokratische Partei in der Schweiz konnte man beinahe als einen Ableger der deutschen bezeichnen. Wie die übrigen Parteien lebten auch die Konfessionen in engster Verbindung mit ihren Gesinnungs- und Glaubensgenossen im Deutschen Reich. Der Westschweizer Paul Seippel gestand das in seinen 1916 zu Genf gehaltenen Vorträgen ein:

> „Diese (protestantischen) Pastoren ... sind die glühendsten Apostel des Deutschtums. Sie nehmen für Deutschland das Monopol der Tugend in Anspruch und stellen der makellosen deutschen Tüchtigkeit den Leichtsinn, die Frivolität und Immoralität der Franzosen gegenüber."

Das gleiche deutsche Bewußtsein herrschte im Katholizismus:

> „Vor dem Kriege standen unsere katholischen Eidgenossen in engen Beziehungen zu ihren Glaubensgenossen in Deutschland und Österreich ... Man darf behaupten, daß sie bei Ausbruch des Krieges geschlossen auf der Seite der Zentralmächte standen. Noch heute sind sie in ihrer großen Mehrheit deutschfreundlich gesinnt." [274])

Die gleiche Entwicklung war in der Wirtschaft zu spüren. Der Warenaustausch mit Deutschland war am umfangreichsten. Der Fremdenverkehr verstärkte die engen Beziehungen.

Ein symbolischer Beweis der Annäherung beider Staatswesen ist der Besuch des deutschen Kaisers im Jahre 1912 anläßlich der Herbstmanöver des III. schweizerischen Armeekorps. In seiner Rede sagte Wilhelm II:

[272]) Bereits Bismarck hatte diese Tatsache festgestellt. Vgl. Reden des Ministerpräsidenten und Reichskanzlers Fürsten Bismarck, Hrsg. Horst Kohl, 1892-1905, XII, S. 177.
[273]) Oberstkorpskommandant Wille z. B. war mit einer Gräfin Bismarck verheiratet.
[274]) Paul Seippel, Schweizerische Wahrheiten, 1917, S. 10-11.

Digitized by Google

„Mit einzigartiger Naturschönheit ausgestattet, auf militärischen, wissenschaftlichen, künstlerischen, industriellen, technischen und wirtschaftlichen Gebieten fleißig vorwärtsstrebend, hat sich der inmitten Europas gelegene schweizerische Staat allgemeine Achtung und Anerkennung erworben. Ein großer Teil der Schweiz hält am deutschen Geistes- und Gemütsleben fest und der Austausch ideeller wie materieller Güter zwischen der Schweiz und Deutschland ist in der Tat ebenso umfangreich wie natürlich. Sie verehren wie wir – um nur an eines zu erinnern – in Schiller einen Ihrer Nationaldichter, der Ihrem Volke wie kaum ein anderer aus der Seele gesprochen hat. Andererseits sind die Werke Ihrer Geistesheroen, wie Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer, Gemeingut auch unseres Volkes geworden. Es ist daher begreiflich, daß die Schweiz und das deutsche Reich bei aller Eigenart ihrer staatlichen Einrichtungen und ungeachtet der Verschiedenheit ihrer geschichtlichen Entwicklung nicht nur durch den Austausch ihrer Produkte, sondern auch durch ihr geistiges Leben und Schaffen miteinander eng verknüpft, in herzlicher, vertrauensvoller Freundschaft nebeneinanderstehen wollen." [275])

Die Stimmung der Deutschschweizer spiegelte sich in J. C. Heers Gedicht „An den deutschen Kaiser Wilhelm II.".

„Und blühen wird in Bergesrunde
Die Schweiz, ein Eigenspiel der Welt,
Wenn uns in gut und böser Stunde
Der deutsche Kaiser Freundschaft hält." [276])

Die Geschichte scheint sich zu wiederholen, wenn auch unter veränderten Formen und einer höheren Vollendung näher. Wo 1871 Burckhardt stand, befand sich 1914 sein Schüler Carl Spitteler als Vertreter einer kulturdeutschen, apolitisch-neutralen Geistigkeit, der nur einmal mit seiner Rede „Unser Schweizer Standpunkt" sich in die Politik gewagt und dies später sehr bereut hat, wie Romain Rolland bezeugte. Das Erbe der drei großen Zürcher hat eine deutschbewußt eidgenössische Dichtergeneration übernommen, Jakob Schaffner, Alfred Huggenberger, Heinrich Federer und viele andere.

War auch zwischen jenen Deutschen, die fünf Jahre im Kampf gestanden haben, und den vielen anderen, die, die Hand in der Hosentasche, am Schlusse sogar teilweise gelangweilt, zugesehen haben, eine tiefe Kluft verschiedenen Erlebens und Denkens aufgebrochen, die kulturelle Gemeinsamkeit fand auch die Brücke über diese Gegensätze. Eduard Korrodis „Schweizerische Literaturbriefe" (1918) rissen die Fenster des kleinen Schweizer Dichterhauses auf und ließen die frische Luft gesamtdeutschen Geisteslebens hereinströmen, und Jakob Schaffner, Robert Walser, Felix Moeschlin, Albert Steffen, Gustav Renker, Carl Albrecht Bernoulli, sie alle fanden in dieser Weite künstlerische Erfüllung. Eine „Nationalliteratur von Seldwyla" [277]) konnte ihnen nicht mehr genügen. „Wer die Schweizerrede verlor, hat sie dankbarer und erkennender wiedergewonnen. Der darf die Grenze nicht preisen, der nie im Grenzenlosen fühlte[278])." Schweizertum konnte nicht in eingeschlossener Enge, es konnte nur in der großen Einheit mit dem Deutschtum bestehen. „Dieses junge schweizerische Geschlecht müßte, wenn es an das alte Deutschland nicht glaubte, an ein anderes, oder gar an das dritte Deutschland glauben [279])."

Deutschland war aber nicht nur der Rest des Bismarckreiches nördlich der Schweiz. „Deutschland ist größer" [280]) rief es aus Böhmen und „Bruder, nimm die Brüder

[275]) Alfred Schaer, Kaiser Wilhelm II. in der Schweiz, 1912, S. 69-70. — [276]) Ebd. S. 3.
[277]) Eduard Korrodi, Schweizerische Literaturbriefe, 1918, S. 21.
[278]) Ebd. S. 18. — [279]) Ebd. S. 24.
[280]) Wilhelm Pleyer, Deutschland ist größer. Gedichte eines Grenzlanddeutschen. Weimar 1932.

Digitized by Google

mit" [281]) aus dem fernen Siebenbürgen. Der große Krieg hat das Volksbewußtsein erstarken und endgültig zur politischen Macht werden lassen. Hatte der Dreißigjährige Krieg der Konfessionen am Schlusse deren politische Selbstaufhebung gebracht, so war der Weltkrieg der letzte Kampf der übervölkischen Staaten. Nie mehr werden Italiener gegen Italiener oder Deutsche gegen Deutsche geführt werden können. Das letzte Ringen der alten Staatenwelt hat endgültig den eigenen Untergang heraufbeschworen und den Weg für den völkischen Neuaufbau Europas vorbereitet. Wenn auch die Schweiz diese Weltwende nicht mit der Gewalt und Klarheit der Mitkämpfenden, sondern in der Dämmerung der eigenen Neutralität, gleichsam im Halbdunkel des Zuschauerraums, erlebt hat, so ist sie dennoch von diesem Geschehen betroffen worden. Das Einströmen großer Zeitideen läßt sich durch eine künstliche geistige Absperrung wohl verzögern, doch nicht verhindern. Völkisches Denken griff auch in der Schweiz um sich und rückte auch das deutsche Nachbarland im Osten wieder der Betrachtung näher. Österreich hatte nie die gleiche Anziehungskraft auf die Schweizer ausgeübt wie der stammesgleiche alemannische Südwesten oder der aufstrebende Nordosten des Deutschen Reiches. Die Bücher Gustav Renkers stellten diese weniger gepflegten Verbindungen wieder her. In dem Kriegsroman der deutsch-italienischen Front schilderte er die reichsdeutsch-österreichische Kriegskameradschaft und die schweizerische Verbundenheit mit diesen Soldaten. Eine auf ihr Vaterland und sein „Regierungssystem" stolze Zürcherin spricht zu einem österreichischen Offizier:

„Was sind das für prachtvolle Menschen, wie wesensverwandt sind sie meinem Heimatsvolke. Verstehen Sie denn nicht, daß ich die Sachen der großen Politik mit ganz anderen Augen ansehen kann als ich zu diesem Volke der Kärntner, Tiroler und Steirer aufblicke? Das seine Heimat schirmt wie die alten Eidgenossen es bei Sempach und St. Jakob taten."

Wie Schaffners Werke das Deutschtum vom Rhein bis zur Marienburg umspannen, so beziehen Renkers Romane das Alpendeutschtum bis zur Steiermark mit ein in die große Einheit.

Vertieft wurden die gesamtdeutschen kulturellen Wechselbeziehungen durch die Schriftenreihe „Die Schweiz im deutschen Geistesleben", an der hervorragende schweizer, österreichische und reichsdeutsche Dichter und Wissenschaftler mitarbeiteten. In der Literaturgeschichte bewiesen aufs neue die Werke des Wiener Professors Josef Nadler und Emil Ermatingers die unzerstörbare geistige Einheit von Schweizertum und Deutschtum. In der Geschichtswissenschaft betonte Ernst Gagliardi, der liberale Verteidiger gegenwärtiger Schweizer Sonderstaatlichkeit, dennoch die Gleichartigkeit der geschichtlichen Verhältnisse des eigenen Staatswesens und des Deutschen Reiches und das glückliche Schicksal der Schweiz, daß es in ihr nicht wie in den Niederlanden zu einer geistigen Loslösung gekommen sei [282]). In seinem Werk leben die Erkenntnisse Dierauers, Oechslis und J. C. Bluntschlis weiter. Erfüllt wäre Schicksal und Sinn der Schweiz, wenn ihre friedliche völkische und übervölkische Ordnung in Europa errichtet würde.

„Daß die deutsche Schweiz in Zukunft bleibe, was sie heute ist, ein lebendiges und ansehnliches Glied des deutschen Kulturkreises" [283]), erstrebt der Aargauer Hektor Am-

[281]) Erwin Wittstock, Bruder, nimm die Brüder mit. Roman. München 1934.
[282]) Ernst Gagliardi, Geschichte der Schweiz, 1920, S. 239.
[283]) Hektor Ammann, Die Schweiz und der Schweizer, Deutsche Rundschau 9/1930.

Digitized by Google

mann. Der Zürcher Pfarrer Eduard Blocher wendet sich gegen eine Verwelschung der Bildung und gegen die „geistige Schutzzollpolitik" Deutschland gegenüber. Er will der Schweiz ihr alemannisches und urdeutsches Wesen erhalten und sichern.

Doch nicht allein die geistige, kulturelle Einheit gilt es zu wahren, sondern auch das politische Erbe einer großen Zeit. Darin entreißt Basel Zürich die Führung. Als „tragische Fessel"[284]) empfand der Basler Dominik Müller (Dr. Paul Schmitz) die Neutralität und fühlte das ewige Leiden seines Landes, die völkischen Gegensätze in seiner Brust. Er war hin und her gerissen zwischen den Bindungen an Staat und Volkstum. „Neitrali Quale" hatte er 1914 erlebt, als die Liebe zum Heimatstaat verbot, voller Begeisterung den Aufbruch des eigenen Volkes und seine Siege mitzufeiern; denn der Zerfall des Staates drohte, wenn seine Volksgruppen für ihre Muttervölker Partei ergriffen.

Der Graben.[285])

Als Krieg war, war ein Graben,
der Deutsch und Welsche trennt.
Wir werden ihn wieder haben,
wenn's drüben wieder brennt.

Wenn überm Rheine wieder
des Krieges Fackel flammt,
da frommen keine Lieder,
zum Zwist sind wir verdammt.

Zu arg sind wir verschieden,
zu anders unser Blut,
und erst, wenn wieder Frieden,
wird's wieder halbwegs gut.

Aus diesem inneren Zwiespalt der Gefühle befreite sich Schmitz, indem er sich zu der Haltung Meyers und Kellers durchrang.

„Geduld! Es kommt der Tag, da wird gespannt
Ein einig Zelt ob allem deutschen Land!"

Dieses Meyer-Zitat steht am Anfang seiner „Verpönten Zukunftsmusik"[286]) im Sinne eines „großen deutschen Reichsgedankens", der nach den Österreichern und den Alt-Reichsdeutschen vielleicht auch einmal die Flamen und Schweizer wachrufen werde.

Eine Zeit gab's, da der Schweizer
deutschen Reichs Genosse war.
Wenn die Zeit erfüllet ist,
wird vielleicht er's wieder sein.
's ist ein Schritt zum Europäer,
der zu sein ja längst sein Wunschtraum;
denn Europa, das erwächst nur
aus der Kraft des deutschen Volkes,
aus dem Bund der beiden Völker
dies- und jenseits der Vogesen,
nicht aus welschen Machtgelüsten,
nicht aus Pazifistenhirnen,
noch aus faden Völkerbündlern.
(1937.)

[284]) Ermatinger, Dichtung, S. 714.
[285]) Dominik Müller, Zwischen den Mächten, 1939, S. 12. — [286]) Ebd. S. 37-38.

Digitized by Google

So will Schmitz „Treue gegen Deutschland" [287]) halten, „dessen Sprache Mutterlaut ist". „Die Sprache eines Volkes ist sein kostbarstes, heiligstes Gut. Kein staatlicher Gedanke vermag gegen sie aufzukommen" [288]). Im Sinne dieser Äußerung Albert Bonnards, des ehemaligen Chefredakteurs des Journal de Genève, legt Schmitz sein „Bekenntnis zum deutschen Volk" [289]) ab.

„Ich halt's mit dem deutschen Volke,
mag's regieren, wer da will."

Der Bismarckverehrung C. F. Meyers entspricht es, wenn Dominik Müller schon 1932 in Adolf Hitler den „Führer" erkennt, für die Zukunft „dieses Brandes Wehrer, den einst Versailles angefacht" [290]). Seine Reden in „klassischer deutscher Grobheit" und seine Taten begeistern den Basler stets von neuem und erregen in ihm die „Freude am Reich" [291]).

„Ich schiele nicht, ich schaue
ins große deutsche Reich,
ich hab dran meine Freude, –
warum? Das sag ich gleich.

Ich freue mich an seiner
siegfriedjungen Kraft,
ich weiß, daß sie nicht Unruh,
nein, daß sie Frieden schafft."

Die Aufgabe seiner Gedichte, die nach eigenem Eingeständnis zu einem Teil „zweifellos nur Gebrauchslyrik, gereimte Satiren und leichte Gelegenheitsverse" sind, bezeichnet Dominik Müller in seinem Vorwort:

„Gerade im gegenwärtigen Moment einer läppischen, unwürdigen Angstpsychose ist es nötig, den Leuten Unbefangenheit zu zeigen und auch aufs Große, das sich dort drüben begibt, hinzuweisen. Ich möchte nun wohl den Tropf sehen, der mich deswegen Landesverräter zu schimpfen wagte." [292])

Wie Dominik Müllers Gedichte in vielem an diejenigen Heinrich Leutholds erinnern, so erscheint Jakob Schaffner, der größte der lebenden Schweizer Dichter, als Vollender des „Großen Seldwylers", aber nicht, indem er die durch Keller bereits vergoldeten Seldwyler noch einmal versilbern, sondern dadurch, daß er die Schweiz von der deutschen Kultureinheit auch zur deutschen Schicksalsgemeinschaft führen will. Wie der Heimkehrer in seiner Erzählung „Das Schweizerkreuz" (1916) ist er Deutschland auch im Unglück treu geblieben und hat damit die Rechnung zugunsten anderer ausgeglichen, die meinten, die Staatstreue nur durch Volksverrat erhalten zu können [293]). Tiefer noch als Keller hat er Preußen erlebt, seine Aufgabe erkannt und in der „Predigt der Marienburg" (1931) gestaltet. „Das Basler Münster und das Marienburger Schloß sind die Endpunkte des Pendelschlages, zwischen denen Schaffners Lebenswerk sich bis zur Stunde erfüllt hat. Schweizergeist und Preußenerlebnis, das ist keine

[287]) Ebd. S. 45. — [288]) Ebd. S. 47. — [289]) Ebd. S. 47–48.
[290]) Ebd. S. 48. — [291]) Ebd. S. 52.
[292]) Dennoch hat die Regierung des Kantones Basel dem bereits alten Dichter seiner Deutschfreundlichkeit wegen die Ruhebezüge gestrichen. Siehe auch „Weltwacht der Deutschen", 1939, Nr. 11.
[293]) Dagegen gestand der Welschschweizer Paul Seippel in der bereits zitierten Schrift ein, daß Frankreich nie Veranlassung hatte, die Westschweizer der Lauheit national-französischer Gesinnung wegen anzuklagen.

Digitized by Google

schlechte Mischung[294])." Sie ergab Schaffners echtes „deutsches Volksbewußtsein"[295]). „Zur deutschen Nation gehört man ... durch den Glauben, durch das innerliche Anschauen, durch jene religiös vertiefte Leidenschaft, die uns aus vergossenem Blut wächst", sagte er 1917 in einer Berliner Rede[296]).

Ließ „die heilige Ruhelosigkeit unserer Herzen"[297]) den Dichter Schaffner die ganze Weite des deutschen Lebensraumes erleben, so führte sie ihn auch zurück zu den Tiefen seines Stammestums und zur heimatlichen Landschaft. Alemannien ist kein politischer Begriff, aber ein entwicklungsgeschichtlicher, „und in unseren Herzen ist es ein heimlicher"[298]). Ausdruck alemannischen Lebensgefühls ist der Straßburger Dom wie das staufische Kaisertum, alemannisch sind Basel wie Freiburg i. Br., Zürich und Bern. „Während die habsburgischen Alemannensprößlinge mit ihrem verdorbenen Blut das Reich zu Grunde richteten, zog ganz still und einfach ein zweiter alemannischer Sendbote an die Weltgeschichte nach der Mark Brandenburg", um dort den Kern eines neuen Reiches entstehen zu lassen: der Hohenzoller.

> Hierin liegt „der schöne Beweis für meine Behauptung von dem großen Zug, der im alemannischen Wesen liegt, und für die universale Dynamik unserer Heimat bei aller stillen Täleverträumtheit. ... Was einmal war, ist ewig ... Je länger es her ist, desto wahrscheinlicher ist die Wiederkehr. Je tiefer ausgeruht eine Urkraft, um so sicherer ihre Auferstehung. Aber unserer Zeit stehen neue Zeichen."[299])

Aber wo steht die alemannische Schweiz in dieser neuen Zeit? Wohin führt ihr Weg?

> „Nicht mehr das schweizerische Volk entscheidet heute wie vor Zeiten treu und mit der heiligen Einfalt der Alten über seine Zugehörigkeit und seine schicksalhafte Richtung, sondern es wird von anonymen Gewalten um die Schweiz gekämpft so zähe, klug, überlegen und rücksichtslos, wie man nur um ein höchstwichtiges Vorwerk im Aufmarsch von zwei Armeen kämpfen kann. ... Das Schweizervolk ist ein internationales Streitobjekt erster Klasse."[300])

Wer in diesem Kampfe siegen muß und siegen wird, ist für Schaffner überhaupt keine Frage. „Recht behalten hat die Reformation, Recht behalten wird der Nationalsozialismus in Deutschland"[301]), und „die deutsche Ordnung in der Welt hat erst begonnen[302])." Den tiefen Sinn des gegenwärtigen Geschehens deutet er als Ringen zwischen dem Chaos des westlichen Gegenreiches und einer neuen deutsch-reichischen Ordnung.

Doch „in dieser weltgeschichtlichen Schlacht gibt es keine Neutralen"[303]) hatte er schon 1917 erklärt. Für die Schweiz ist es an der Zeit, „unter vollkommener Wahrung unserer Freiheiten" enge Freundschaft mit dem deutschen Volk zu schließen.

> „Das (Bekenntnis des punktförmigen beziehungslosen Lebens) ist keine Lehre für ein so starklebendes Volk wie das unsere. Wir wissen, daß kein Volk auf die Dauer geschichtlos leben kann, ohne zu verkümmern. In der Geschichte haben die Völker ihr Leben, und ein anderes Leben haben sie nicht. Nur durch Kultur allein kann sich kein Volk erhalten."[304])

---

[294]) Joseph Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Schweiz, 1932, S. 495.
[295]) Jakob Schaffner, Der große Austrag. Kontinentale oder atlantische Zukunft? 1917, S. 6.
[296]) Ebd. S. 6.
[297]) Schaffner, Das heimliche Alemannien, 1935, S. 11.
[298]) Ebd. S. 8. — [299]) Ebd. S. 21-22.
[300]) Abgedruckt in „Weltwacht der Deutschen", 1939, Nr. 11.
[301]) Schaffner, Die schweizerische Eidgenossenschaft und das Dritte Reich, 1939, S. 22.
[302]) Ebd. S. 17.
[303]) Schaffner, Der große Austrag, S. 80.
[304]) Schaffner, Die schweizerische Eidgenossenschaft, S. 31.

Digitized by Google

Die Frage eines unmittelbaren politischen Anschlusses hat mit diesen Erkenntnissen nichts zu tun, Schaffner befürwortet ihn auch nicht; denn „es ist kein Dokument nötig, um zu beweisen, daß das Leben im kleinen Finger zum Leben des ganzen Körpers gehört" [305]). Der Basler Schaffner ist mit diesen Bekenntnissen und Aufrufen der geistige Erbe der großen Zürcher Dichter geworden, ihr Wille und ihre Sehnsucht leben auch in ihm. Doch auch eine zweite Geisterreihe hat er fortzuführen, die Linie der alten „Reichsstadt Basel" von Wilhelm Wackernagel und Balthasar Reber, von dem jungen Burckhardt und Carl Sarasin. So hat „in Jakob Schaffners Werk die Basler Rheinbrücke wieder Sinn und Wirklichkeit erhalten" [306]).

Doch auch auf der politisch-wissenschaftlichen Ebene soll die Tradition erhalten, sollen die Gedanken Sarasins, Bluntschlis und J. M. Raschers weiter gehegt werden. Klar und sachlich gibt Hans Bolliger in der Schrift „Der Deutschschweizer und das Deutsche Reich" einen Überblick über das gegenwärtige reichsdeutsch-schweizerische Verhältnis [307]). Er jongliert nicht mit den üblich gewordenen Gehirnkonstruktionen einer neuen „Nationalität" und einer „Mission", sondern bemüht sich, mit Hilfe der einfachen und eindeutigen Grundbegriffe Rasse, Volkstum und Kulturgemeinschaft den wahren Standort der Schweiz festzustellen. Das natürliche Ergebnis ist, daß er sich zum deutschen Volk und seinem Weg in der Geschichte und in die Zukunft bekennt. An diesem stehen „zu beiden Seiten nur gleichberechtigte Nationen" im Gegensatz zu dem „Versailler Weg, der zwischen bevorzugten und entrechteten Völkern hinführt [308]). Eine Gefahr für die Schweiz sieht er in jener „differenzierten Neutralität" an der Seite der status quo - und Völkerbundsmächte und besonders in den haßerfüllten, reichsfeindlichen Presseäußerungen; denn „die blindwütige Hetze gewisser Kreise in der Schweiz gegen das Dritte Reich ist mit dem schweizerischen Neutralitätsgedanken schlechthin unvereinbar" [309]), und man kann es den deutschen Staatsführern nicht verübeln, wenn sie an der wirklichen Neutralität zu zweifeln beginnen.

> „Wem unter uns Schweizern das Wohl unseres Vaterlandes über alles geht, der wendet sich gegen die Deutschenhetze, die im deutschen Volk allmählich den Glauben an den schweizerischen Neutralitätsgedanken zerstören, in Paris aber Hoffnungen aufkommen lassen könnte, die für uns Schweizer recht unangenehme Folgen haben dürften." [310])

Hier wird eine einheitliche Linie schweizerischer Denkart über 460 Jahre hinweg erkennbar; denn schon am Beginn der 500jährigen politischen Westausrichtung der Schweiz heißt es in einem Gesandtschaftsbericht des Zürcher „Kriegshelden und Staatsmannes" Hans Waldmann (1477 verfaßt):

---

[305]) Ebd. S. 25. — [306]) Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Schweiz, S. 496.

[307]) Aus der großen Anzahl der für- und widerstreitenden Schriften soll diese als Beispiel dafür gewählt werden, daß die gleiche Auseinandersetzung wie zwischen Hilty und Bluntschli heute wiederum geführt wird. Nur die Begriffsbildung hat sich leicht geändert. - Für die entgegengesetzte Auffassung ist bezeichnend: Oskar Bauhofer, Eidgenossenschaft. Selbstbehauptung und Bewährung, Einsiedeln und Köln 1939, z. B. S. 19: Die Idee der Schweizerischen Eidgenossenschaft ist ungeheuer „anspruchsvoll", denn sie hebt die Bewährung, die als Forderung, als Auftrag in ihr mitgesetzt ist, aus der naturhaften Ebene des „Völkischen" auf die Ebene der Geschichte, das will sagen: der geschichthaften Leistung der geistigen Selbstverwirklichung. Mit dem Rasse-Exhibitionismus, der eine Rückkehr in die Primitivität der Vor-Geschichte ist, vermöchte man dem Begriff der Eidgenossenschaft überhaupt nicht beizukommen. Die Eidgenossenschaft ist beheimatet in der Region des Geistes: sie hat eine geistige Gestalt, oder sie ist ganz und gar nicht.

[308]) Hans Bolliger, Der Deutschschweizer und das Deutsche Reich, 1937, S. 58.

[309]) Ebd. S. 56. — [310]) Ebd. S. 56.

Digitized by Google

„Fürwahr, die Franzosen haben mit solcher Gewandtheit schon manches Land betrogen und in Kummer gebracht, daß ich für meinen Teil lieber wollte, wir hätten minder mit ihnen zu schaffen, als wir leider haben. ... Lieber laßt uns Deutsche bleiben: die welsche Zunge ist untreu." [811])

500 Jahre schwebt die Schweiz „zwischen den Mächten", erstrebt die „Freiheit" und hat doch nur eine Vasallenstellung im Dienste des Gegenreichs erlangt. 500 Jahre aber ringen auch die volkhaften deutsch-eidgenössischen Kräfte um wahre volks- und reichstreue Freiheit, die den Bindungen des Blutes, der Sprache und der Kultur gerecht wird.

Heute tobt dieser Kampf zäher und fanatischer als je zuvor, als ob man spürte, daß eine endgültige Entscheidung bald - so oder so - fallen muß. Verbissen und rücksichtslos sucht die Welt der westlichen Demokratien mit allen Mitteln dieses Vorwerk ihrer Macht- und Geistesstellung zu erhalten. Gegen das Reich ist die Mauer der Zeitungs- und Schriftenverbote errichtet. Nun wird die dermaßen abgesperrte und der anderen Seite überlieferte Bevölkerung unter dem Vorwand der „geistigen Landesverteidigung" bombardiert mit Zeitungsartikeln, Reden, Broschüren und Radiosendungen. Noch hat der reichsfeindliche Westen die Majorität und sucht sie durch den schärfsten „Terrorismus des Massengeistes" [812]) für immer zu sichern. Doch die ihrer alemannisch-deutschen Abkunft bewußten Schweizer kämpfen fest und entschlossen gegen die frankophilen politischen Konstruktionen des Ensisheimer Vertrages, des Westfälischen Friedens und der Genfer Liga und gegen die daraus erwachsene reichsfeindliche Gesinnung ihrer Landsleute. Im Geiste der reichstreuen Bauernrepubliken und ihres eidgenössischen Bundes von 1291 suchen sie, ihrer Heimat das alemannische und urdeutsche Wesen zu erhalten. Wenn diese Kräfte sich siegreich durchgesetzt haben, wird auch die Schweiz die von der westlichen „Freiheit" gebrachte europäische Anarchie überwinden und sich einfinden in ein neues Europa, in die Freiheits- und Friedensordnung des völkisch-deutschen und übervölkisch-gerechten Reiches.

Literaturnachweis

Josef Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Schweiz, 1932.
Emil Ermatinger, Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz, 1933.
Christoph Steding, Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur, 1938.

Johannes Dierauer, Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft, 4. Auflage 1924. 5 Bände.
Hans Schneider, Geschichte des Schweizerischen Bundesstaates, I 1848-1874), 1931.
Wilhelm Oechsli, Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert, 2. Auflage 1913. 2 Bände.
Eduard Blocher, Die deutsche Schweiz in Vergangenheit und Gegenwart, 1923.
Ernst Gagliardi, Geschichte der Schweiz, 1920. 2 Bände.
Hans Freyer, Der politische Begriff des Volkes, 1933.

Der Vormärz

Heinrich v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, IV, 5. Auflage 1907.
Kleo Pleyer, Die Landschaft im neuen Frankreich. Stammes- und Volksgruppenbewegung im Frankreich des 19. und 20. Jahrhunderts, 1935.

[811]) Abgedruckt bei Bluntschli, Geschichte der Republik Zürich, 1847, S. 508.
[812]) Rascher I, S. 30.

Digitized by Google

Werner Gutermeister, Zur politischen Dichtung der deutschen Schweiz 1830-1848, Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft Bern auf das Jahr 1908.
Johann Jakob Hilty, Der schweizerische Almanach Alpenrosen und seine Ersatzstücke in den Jahren 1831-1854. Diss. Zürich 1914.
Henry Ernest Tièche, Die politische Lyrik der deutschen Schweiz von 1830-1850. Diss. Bern 1917.
Alpenrosen, 1830-1854, die Ersatzstücke: Weihnachtsgaben.
Abraham Emanuel Fröhlich, Hutten, 1845.
Jakob Burckhardt, Gedichte, Hrsg. K. E. Hoffmann, 1926.

1848

Werner Näf, Der Schweizerische Sonderbundskrieg als Vorspiel der deutschen Revolutionen von 1848. Diss. 1917.
Jahrgänge 1848/49 schweizerischer Zeitungen.
Karl Weber, Die schweizerische Presse im Jahre 1848, 1927.
Elli Lehmann, Die Spiegelung der deutschen revolutionären Ereignisse von 1848/49 in der schweizerischen Presse. Diss. Bern 1935.
E. Weinmann, Der Anteil des Tessins am italienischen Risorgimento und die schweizerische Neutralität 1848. Zeitschrift für Schweizer Geschichte 1932, Nr. 4.
Neue Alpenrosen 1848/49.
Alpenrosen 1853/54.

Deutsches Volks- und Reichsbewußtsein in der Dichtung von 1848 bis zur Reichsgründung

Heinrich Leuthold, Gesammelte Dichtungen, Hrsg. Gottfr. Bohnenblust, 1914. 3 Bände.
K. E. Hoffmann, Das Leben des Dichters Heinrich Leuthold, 1935.
Adolf Wilhelm Ernst, Heinrich Leuthold, Ein Dichterporträt, 1897.
Gottfried Keller, Gesammelte Werke, 1907. 10 Bände.
Derſ., Sämtliche Werke, Hrsg. Jonas Fränkel, 1926 ff. 23 Bände.
Derſ., Nachgelassene Schriften und Dichtungen, Hrsg. Baechtold, 2. Auflage 1893.
Derſ., Politische Aufsätze, abgedruckt bei: H. M. Kriesi, Gottfried Keller als Politiker, 1918.
Jakob Baechtold, Gottfried Kellers Leben, 4. Auflage 1895. 3 Bände.
Emil Ermatinger, Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher, 1915/16. 3 Bände.
Gottfried Keller und Josef Viktor Widmann, Briefwechsel, Hrsg. M. Widmann, 1922.
Adolf Frey, Erinnerungen an Gottfried Keller, 3. Auflage 1929.
Adam Lewak, Gottfried Keller und der polnische Freiheitskampf vom Jahre 1863/64, 1927.

Otto Brahm, Gottfried Keller, Ein literarischer Essay, 1883.
Conrad Ferdinand Meyer, Werke.
Derſ., Mein Erstling Huttens letzte Tage. Deutsche Dichtung Bd. IV, Heft 7, 1891.
Derſ., Autobiographische Skizze bei A. Reitter, C. F. Meyer, Eine literar. Skizze zu des Dichters 60. Geburtstag 1885, 6-8.
Derſ., Unvollendete Prosadichtungen, Hrsg. A. Frey, 1916.
Derſ., Briefe, Rezensionen und Aufsätze, Hrsg. A. Frey, 1908. 2 Bände.
Conrad Ferdinand Meyer und Julius Rodenberg, Ein Briefwechsel, Hrsg. August Langmesser, 1918.
Louise von François und Conrad Ferdinand Meyer, Ein Briefwechsel, Hrsg. Anton Bettelheim, 1905.
Betsy Meyer, Conrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester, 1903.
Adolf Frey, Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben und seine Werke, 4. Auflage 1925.
Karl Muster, Das Weltbild C. F. Meyers. Diss. Frankfurt a. M. 1926.
Heinrich Everth, C. F. Meyer, Dichtung und Persönlichkeit, 1924.
Elisabeth Urbahn, Die Symbolik in C. F. Meyers Gedichten, Oslo 1925.
Gonzague de Reynold, Histoire littéraire de la Suisse, 1909/11.
Dranmors gesammelte Dichtungen, 1873.
Heinrich Federer, Meine Erzähler (Grotes Weihnachtsalmanach 1912).
Hermann Aellen, Heinrich Federer, Eine Einführung in sein Werk, 1938.
Oswal Floeck, Heinrich Federer, Leben und Werk, 1938.
Adolf Frey, Gedichte, 1886.

Digitized by Google

Das Deutschbewußtsein in der Presse, im politischen und wissenschaftlichen Schrifttum zur Zeit der Reichsgründung

Jahrgänge 1864, 1866, 1870 und 1871 schweizerischer Zeitungen.
Jakob Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen, 4. Auflage 1921.
Eduard Fueter, Geschichte der neueren Historiographie, 2. Auflage 1925.
Ein politischer Briefwechsel zwischen Johann Caspar Bluntschli und Wilhelm Wackernagel, Hrsg. Fritz Fleiner, Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertum, 5. Band, Basel 1906.
Dr. Bluntschli, Geschichte der Republik Zürich 1847.
Johann Caspar Bluntschli, Die Neugestaltung von Deutschland und die Schweiz, 1867.
Derſ., Die schweizerische Nationalität, 1875, Neudruck 1915.
Carl Hilty, Vorlesungen über die Politik der Eidgenossenschaft, 1875.
Friedrich Bürkli, Der Deutschenhaß in der Schweiz, 1871.
M. Reymond, Die Teilung der Schweiz oder wohin führt uns der patriotische Optimismus? 1879.
J. M. von Rascher, Die Schweiz und die Staatsformfrage, Frei- und Kleinstaat, 1886.
Derſ., Der Schweizer Staat und Preußen-Deutschland. Freistaat und Königtum, 1893.
Theobald Ziegler, Republik oder Monarchie, Die Schweiz oder Deutschland, 1876.
Albert Walter, Eine deutsche Antwort aus der Schweiz. Kritische Beleuchtung des von Th. Ziegler gegen die Schweiz gerichteten Pamphletes, Winterthur 1878.
Glossen zum Pamphlet: Republik oder Monarchie (von Th. Ziegler), St. Gallen 1878.
B. Hidber, Frankreich und die Schweiz. Geschichtliche Erinnerungen. Archiv des Historischen Vereins Bern, VII, 1871, 452-465.
Karl Dändliker, Geschichte der Schweiz mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung des Verfassungs- und Kulturlebens, 1884 ff. 3 Bände.
Wilhelm Oechsli, Die Beziehungen der Schweizerischen Eidgenossenschaft zum Reiche bis zum Schwabenkrieg, Politisches Jahrbuch der Schweizer Eidgenossenschaft, V, 1890.
J. C. Mörikhofer, Die Schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts, 1861.
Jakob Baechtold, Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz, 1892.

Das Erbe einer großen Zeit

Alfred Schaer, Kaiser Wilhelm II. in der Schweiz, 1912.
Jakob Ruchti, Geschichte der Schweiz während des Weltkriegs 1914-1919, 1928/30, 2 Bde.
Carl Spitteler, Unser Schweizer Standpunkt, 1915.
Paul Seippel, Schweizerische Wahrheiten, 1917.
Heinrich Federer, Unser Herrgott und der Schweizer, 1915.
Max Huber, Der schweizerische Staatsgedanke, 1916.
Friedrich Schmidt, Die Erneuerung des Epos. Eine geschichtsphilosophische Betrachtung zu Spittelers „Olympischer Frühling", 1928.
Eduard Korrodi, Schweizerische Literaturbriefe, 1918.
Eduard Blocher, Die Wesensart der deutschen Schweiz, 1916.
Hektor Ammann, Die Schweiz und der Schweizer, Deutsche Rundschau, September 1930.
Hans Bolliger, Der Deutschschweizer und das Deutsche Reich, 1937.
Gustav Renker, Der Einsame vom Berge, 1919.
Dominik Müller, Zwischen den Mächten, 1939.
Jakob Schaffner, Der große Seldwyler, 1922.
Derſ., Der große Austrag, kontinentale oder atlantische Zukunft? 1917.
Derſ., Die deutsche Auferstehung. Deutschlands Rettung durch die deutsche Erde, 1919.
Derſ., Das heimliche Alemannien, 1935.
Derſ., Die schweizerische Eidgenossenschaft und das Dritte Reich, 1939.

Digitized by Google

Digitized by Google

Personenverzeichnis

Aellen, Hermann 244
Aetius, römischer Feldherr 59
Albert von Koburg, Prinzgemahl 84-87, 91 f., 94-96
Alexander I. Pawlowitsch, Zar von Rußland 30
Ammann, Hektor 238 f., 245
Andreas, König von Ungarn 66
Apion 124 A
Apollonius von Thyana 105 A
Apponyi, Graf Rudolf 92
Arcioni 171
Aristeas 106 A
Arndt, Ernst Moritz 167
Asplen, Leonhard Oberlin 127
Attila, Hunnenkönig 59, 184
Augusta, Gemahlin Kaiser Wilhelms I. 83 f., 86-88

Bachofen, Johann Jakob 223
Baechtold, Jakob 197 A, 234 f., 244 f.
Bainville, Jacques 23, 32
Barbarossa, s. Friedrich I., Kaiser 18
Barth, Johann Ambrosius, Verlag 157
Barth, Karl 126
Bathory, Stephan, König von Polen 49
Bauhofer, Oskar 242 A
Becon, Thomas 105
Benesch, Eduard 10
Benomar, Graf 31
Bernhard von Weimar, Herzog 210
Bernoulli, Carl Albrecht 237
Berty, s. Eduard VII.
Bettelheim, Anton 203 A, 244
Bismarck, Herbert von 127
Bismarck, Johanna von 125
Bismarck, Klara von 236 A
Bismarck, Otto von 13, 15, 17, 29, 31 f., 35, 70 f., 83, 85, 87, 89-98, 101 f., 104, 125-128, 163, 180, 185, 196, 200 f., 203, 205-211, 214-218, 221 f., 235 bis 237, 240
Bitzius, Albert, s. Gotthelf, Jeremias
Blake, William 109
Blocher, Eduard 162 A, 185 A, 239, 243, 245
Blücher von Wahlstatt, Gebhard Leberecht, Fürst 213
Bluntschli, Johann Caspar 217, 224-226, 228, 230, 238, 242, 243 A, 245
Bodmer, Johann Jakob 164
Boehm, Max Hildebert 175 A
Böhme, Jakob 109
Böhmer, Heinrich 114 A, 117 A, 127
Bohatec, Josef 108 A, 127
Bohnenblust, Gottfried 244
Boleslaw Chrobry 49
Bolliger, Hans 242, 245
Bond, R. Warwick 102 A
Bonnard, Albert 240
Borgia, Angela 204
Bourbaki, Charles Denis Sauter 196 A
Boverat, Fernand 138 A
Bovet, Felix 206
Brachmann, Wilhelm 127
Brahm, Otto 190 A, 244
Brandi, Karl 48
Brie, Friedrich 101, 103 A, 127
Brüning, Heinrich 10
Brune, Guillaume 224
Brutus 93
Bucer, Martin 115, 128
Bülow, Bernhard von 85
Bürkli, Friedrich 224, 245
Bunle, Henri 138 A
Burckhardt, Jakob 11, 167, 172, 184, 212, 222 f., 237, 242 f., 245
Burgdörfer, Friedrich 129 ff.
Busch, Moritz 101, 104 A
Butzer, s. Bucer

Cäsar, Gajus Julius 93, 217
Calvin, Johannes 107 f., 112, 127
Camden, William 103
Cavour, Camillo, Graf Benso di 17, 208
Chamberlain, Houston Stewart 127
Chamberlain, Joseph 104
Chamberlain, Neville 102, 150

Digitized by Google

Chlodwig, Frankenkönig 167
Churchill, Winston 149
Ciani 171
Clausewitz, Karl von 29
Clay, William Keatinge 118 A, 119 A
Clemenceau, Georges 32
Close, Charles, Sir 147
Condé, Louis II., Prinz von, Herzog von Bourbon 211
Conradin, s. Konradin
Cotta 195 A
Coudenhove-Kalergi, Richard N. 9, 79
Craemer, Rudolf 101 A, 104 A, 126 A, 127
Cromwell, Oliver 98, 109, 111, 118
Cromwell, Thomas 117

Dändliker, Karl 233 f., 245
Dante Alighieri 207
David, König von Israel 111 A
Daxelhofen, Niklas von 211
Defoe, Daniel 110
Derby, Edward Henry Stanley, 15. Earl of 104
Dibelius, Martin 104 A, 105 A, 108 A, 119 A, 127
Dibelius, Wilhelm 127
Dickens, Charles 121
Diem, Harald 123 A, 127
Dierauer, Johannes 162 A, 185 A, 234, 238, 243
Diest, Gustav von 126 A
Dollfuß, Engelbert 10
Drake, Franz 110
Dranmor, s. Schmid, Ludwig Ferdinand

Eduard VI., König von England 113, 115, 127
Eduard VII., König von England 84, 89, 92
Eggihard, Graf 64
Elert, Werner 123 A, 127
Elisabeth, Königin von England 107, 113, 116-119, 127 f.
Erasmus von Rotterdam 161, 167, 209, 222
Ermatinger, Emil 181 A, 187 A, 188 A, 189 A, 191 A, 194 A, 195 A, 196 A, 197 A, 198 A, 200 A, 212, 231 A, 238, 239 A, 243 f.
Ernst, Adolf Wilhelm 244
Escher, Alfred 174, 195
Ettmüller, Ludwig 165 A, 166, 199
Etzel, s. Attila
Eugen von Savoyen, Prinz 19, 27 f., 34, 54, 66, 70 f., 73
Everth, Heinrich 244

Faust 215
Fazy, James 174
Federer, Heinrich 213, 237, 244 f.
Federer, Paul 213
Fichte, Johann Gottlieb 164
Fischer, Friedrich Heinrich 181 A
Fleetwood, Charles, Lord 109 A
Fleiner, Fritz 224 A, 245
Floeck, Oswald 244
Fogliardi 171
Follen, Ludwig 165 f., 168, 190, 199, 206
Fontane, Theodor 101
Fränkel, Jonas 166 A, 187 A, 244
François, Louise von 203, 204 A, 206, 244
Frank, Walter 81 ff.
Franklin, Benjamin 216
Franz I., König von Frankreich 67 f.
Franz Joseph, Kaiser von Österreich 218
Freiligrath, Ferdinand 190
Frey, Adolf 200 A, 206, 213 f., 244
Freyer, Hans 243
Friedrich I., Kaiser Rotbart 18, 168, 199, 213
Friedrich II., Kaiser 203, 206 f.
Friedrich III. von Habsburg, Kaiser 169, 234
Friedrich III., Deutscher Kaiser, König von Preußen 81 ff., 207
Friedrich, Kaiserin, s. Viktoria, Kaiserin
Friedrich II., der Große, König von Preußen 11, 29 f., 35, 75, 83, 90, 92, 94, 126, 188, 202, 214, 216, 220
Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen 202, 210
Friedrich I., Großherzog von Baden 94
Friedrich von Österreich, Herzog 167
Friedrich II., Landgraf von Hessen-Homburg 29
Friedrich Wilhelm I., König von Preußen 28
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 84, 188
Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen, s. Friedrich III., Deutscher Kaiser, König von Preußen
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst 28, 210, 220
Fröbel, Julius 165, 190
Fröhlich, Abraham Emanuel 162, 166 f., 176 f., 209, 244
Fueter, Eduard 223 A, 245

Digitized by Google

Gagliardi, Ernst 238, 243
Galsworthy, John 105, 121, 127
Ganzer, Karl Richard 8 ff.
Gautier, Theophile 15
Gay, Joseph 119 A
Georg, Markgraf von Brandenburg 167
Georg, Ritter 58
Gerlach, Leopold von 85, 101
Gladstone, William Ewart 101, 104, 114, 126-128
Goethe, Johann Wolfgang von 83, 202
Gonzague de Reynold, Frédéric 212, 244
Gotthelf, Jeremias 161 f., 166
Gregor VII., Papst 18, 42, 124
Grimm, Hans 111, 127
Groß, Walter 136
Großmufti von Jerusalem 102
Grote, Gustav, Verlag 213, 244
Gruber, Max, Ritter von 138
Gusserow 196
Gustav II. Adolf, König von Schweden 204, 208, 210

Haessel, Hermann 204 f.
Hagen von Tronje 64, 191
Hagenbach, Karl Rudolf 167
Halifax, Edward Frederick Lindley Wood, 3. Viscount 126
Hamlet 213
Hardenberg, Friedrich, Freiherr von, s. Novalis
Hardenberg, Karl August, Fürst von 90
Harmsen, Hans 147 A
Hatschek, Julius 106 A, 127
Hauck, Albert 113, 127
Hebel, Johann Peter 197
Heer, Jakob Christoph 237
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 29
Heimpel, Hermann 23
Heinrich I., Deutscher König 16 f., 20, 26, 28, 37, 39, 62, 167
Heinrich IV., Kaiser 18, 42, 124, 167
Heinrich VI., Kaiser 51, 167
Heinrich VII., Deutscher König 207
Heinrich I., Herzog von Bayern, Bruder Kaiser Ottos I. 207
Heinrich VIII., König von England 112, 117, 119, 127
Herder, Johann Gottfried von 164, 167
Herke, Günter 159 ff.
Herwegh, Georg 165, 190, 199
Heß, Rudolf 136
Hidber, Basil 232, 245
Hildebrand, Mönch, s. Gregor VII.
Hillen-Ziegfeld, Arnold 115 A, 121 A, 127
Hilty, Carl 193, 227, 233 f., 242 A, 245
Hilty, Johann Jakob 165 A, 166 A, 167 A, 244
Hitler, Adolf 17 f., 58, 95-98, 102, 122, 127, 156 f., 163, 240
Hölderlin, Friedrich 57
Hoffmann, Karl Emil 167, 181 A, 244
Hoffmann von Fallersleben, August Heinrich 190
Holtzmann, Robert 57
Homburg, Friedrich, Prinz von, s. Friedrich II.
Hooker, Richard 117, 128
Huber, Max 236, 245
Huber, Michel 138 A
Huggenberger, Alfred 237
Humboldt, Alexander von 216
Hutten, Ulrich von 161, 167, 176, 184, 200-202, 205, 208-210, 244

Innozenz IV., Papst 207

Jacobs, Henry Eyster 127
Jakob, Patriarch 111
Jenatsch, Jürg 203, 205 A, 210
Jesaja, Prophet 110
Jesus Christus 101, 109, 115, 123 f., 127 f., 199
Jewel, John 113 f., 117
John, J. A. St. 103 A
Josephus, Flavius 119 A, 124
Josias, König von Juda 117
Josua, Nachfolger Moses 110
Jünger, Ernst 76, 229 A
Julius II., Papst 207

Karl der Große 15, 37 f., 40, 59-64, 69 bis 71, 73, 167 f., 199, 206
Karl V., Kaiser 27, 67 f.
Karl der Kühne von Burgund 90
Karl Martell, fränkischer Hausmeier 24
Karl I., König von England 86, 119
Kattenbusch, Ferdinand 123 A, 127
Keble, John 114
Keller, Gottfried 161 f., 166, 170, 172, 175-178, 180, 181 A, 184-198, 200, 204, 211-214, 217, 223-225, 230, 231 A, 235-237, 239 f., 244
Kingsley, Charles 105
Kittel, Gerhard 99 ff.
Körner, Theodor 167
Kohl, Horst 236 A
Kolbenheyer, Erwin Guido 124
Konrad von Masowien 66

Digitized by Google

Konradin von Hohenstaufen, König 208
Konstanze von Aragonien, Gemahlin Kaiser Friedrichs II. 208
Korrodi, Eduard 212 A, 237, 245
Krieck, Ernst 115, 128
Kriesi, Hans Max 186 A, 187 A, 190 A, 193 A, 194 A, 195 A, 244
Krüger, Paulus 111
Kühn, Alfred 149 A

Landry, Adolphe 138
Langmesser, August 205 A, 244
Lavater, Johann Caspar 164
Lehmann, Elli 171 f., 244
Lehmann, Julius Friedrich, Verlag 135 A, 147 A, 157
Leibniz, Gottfried Wilhelm 30, 70
Leicester, Robert Dudley, Earl of 119 A
Lenbach, Franz von 126
Lenz, Max 101
Leo XIII., Papst 204
Leopold I., König von Belgien 91
Lessing, Gotthold Ephraim 202
Leuthold, Heinrich 162, 177-180, 181 A, 182, 184, 240, 244
Lewak, Adam 188 A, 244
Lind, Richard 123 A, 128
Lloyd George, David 32
Lohse, Franz 147 A
Loucheur, Louis 131 f.
Louis Philippe von Orléans, König von Frankreich 94, 225
Ludendorff, Erich 91
Ludwig XI., König von Frankreich 232
Ludwig XIV., König von Frankreich 24, 26 f., 30, 48, 55, 68-70, 171
Luise, Königin von Preußen 29
Luther, Martin 25, 66, 107 f., 112, 114, 123-128, 208 f.
Luvini 174
Lyly, John 102, 118

Macaulay, Thomas Babington 30
MacCleary, C. F. 147
Mackenzie, Morell, Sir 93
Mahdi, s. Muhammed Achmed
Makower, Felix 117 A, 128
Malthus, Thomas Robert 144 f., 147 f.
Mann, Thomas 12
Manning-Foster, A. E. 114 A, 128
Marcks, Erich 101, 113 A, 128
Maria die Katholische, Königin von England 113
Masaryk, Thomas 10
Maximilian I., Kaiser 169, 202, 213
Mazzini, Giuseppe 164, 170 f.
Meinecke, Friedrich 12
Meintel, M. 192 A
Mensdorff-Pouilly, Alexander, Graf von 218
Metternich, Klemens Wenzel Lothar, Fürst von 170, 172
Metzner, Alfred 135 A
Meyer, Arnold Oskar 106 A, 110 A, 117 A, 125 A, 126 A, 128
Meyer, Betsi 198, 199 A, 200, 201 A, 202 f., 207, 210 A, 244
Meyer, Conrad Ferdinand 161 f., 167 f., 180, 184, 193, 198-214, 235-237, 239 f., 244
Michael, Horst 125, 128
Milton, John 103 f.
Misika-Dago 20, 49
Mörikofer, Johann Caspar 234, 245
Moeschlin, Felix 237
Moltke, Graf Helmuth von, Generalfeldmarschall 29
Morone, Giovanni 206-208
Moses 117, 123, 190
Müller, Dominik, s. Schmitz, Paul
Müller, Johann von 233
Muhammed Achmed 104
Mussolini, Benito 18, 157
Muster, Karl 199 A, 244

Nadler, Josef 238, 241 A, 242 A, 243
Näf, Werner 170 A, 244
Napoléon I. Bonaparte, Kaiser der Franzosen 23 f., 26, 30, 32, 55, 71, 76, 138, 164, 171, 177, 195, 216 bis 218.
Napoléon III., Kaiser der Franzosen 31, 90, 167, 182, 194 f., 200, 215, 217, 225
Napoléon, Louis, s. Napoléon III.
Newman, John Henry 114
Nikolaus I., Zar von Rußland 88
Novalis 167

Odoaker 227
Oechsli, Wilhelm 162 A, 185 A, 234, 238, 243, 245
Opitz, Hans Georg 128
Otto der Große, Kaiser 16, 28, 38 f., 62, 70 f., 73, 199, 207
Otto von Freising 48, 57

Palmerston, Henry John Temple, 3. Viscount 88
Parker, Matthew 113, 118

Digitized by Google

Pauck, Wilhelm 106 A, 115 A, 117 A, 118 A, 128
Paulus, Apostel 114
Peck, William George 128
Pescara, Fernando Francisco d'Avalos, Marchese von 204, 206-208
Peters, Carl 111 f., 128
Petrus, Apostel 114
Pfeffer, Karl Heinz 115 A, 119 A, 128
Pfizer, Gustav 202
Philipp der Schöne, König von Frankreich 23
Philostratus 105 A
Pindar 184
Pius IX., Papst 203
Pleyer, Kleo 202 A
Pleyer, Wilhelm 237 A
Pompejus 119
Ponsonby, Frederick 84, 103 A, 128
Pusey, Edward Bouverie 114

Rabl, Kurt O. 104 A, 105 A, 128
Ramella 171
Ramsay, William, Sir 103
Ranke, Leopold von 19, 67 f., 113 A, 124, 128, 202, 210
Rascher, J. M. von 225 f., 227 A, 228, 230 f., 234, 242, 243 A, 245
Reber, Balthasar 167, 169, 242
Reithard, J. J. 176
Reitler, Anton 200 A, 244
Renan, Ernest 164
Renker, Gustav 237 f., 245
Rentsch, Eugen, Verlag 96
Reymond, M. 225, 228, 231, 245
Reynold, s. Gonzague de Reynold
Rhodes, Cecil 104, 106, 110
Richelieu, Armand-Jean du Plessis, Herzog von 17, 24, 98
Richter, Werner 96-98
Rodenberg, Julius 205, 210 A, 244
Roland 63-65, 199
Rolland, Romain 237
Roon, Albrecht, Graf von 86, 90
Rot, Abraham 195
Ruchti, Jakob 245
Rudolf I. von Habsburg, Kaiser 167
Rückert, Friedrich 167
Rückert, Hanns 123 A
Rüdiger von Bechlarn, Markgraf 65
Runciman, Walter, Lord 102
Russel, Odo 91

Salisbury, Robert Arthur Talbot, 3. Marqueß of 104
Samuel, Lord 147
Sandys, Edwyn 117
Sarasin, Carl 218 ff., 222 f., 236, 242
Schäfer, Dietrich 21, 41, 52
Schaer, Alfred 237 A, 245
Schaffner, Jakob 222, 237 f., 240-242, 245
Scharnhorst, Gerhard von 90
Schauenburg 224
Scheffer, Ary 90
Scheibert, J., Major 102 A
Schenkendorf, Max von 167
Schiller, Friedrich von 13, 83, 237
Schinkel, Karl Friedrich 29
Schlichting, Günter 110, 111 A, 119 A, 128
Schmid, Konrad 208
Schmid, Ludwig Ferdinand (Pseud. Dranmor) 213, 244
Schmidt, Friedrich 245
Schmidt, Paul, Verlag 157
Schmitz, Paul 239 f., 245
Schneider, Hans 243
Schneider, J. J. 167
Schütz, Paul 113 A, 114 A, 117 A, 128
Schulze-Gaevernitz, Gerhart von 104 A, 128
Schuschnigg, Kurt Theodor 10, 185
Seely, John Robert 101
Seippel, Paul 163 A, 236, 240 A, 245
Shakespeare, William 105
Sickingen, Franz von 176
Siegfried 191
Spencer, John Poyntz, 5. Earl 89
Spitteler, Carl 161, 172, 199, 212, 222, 237, 245
Stähelin, Margarete 109 A
Staël, Madame de, s. Staël-Holstein
Staël-Holstein, Anna Louise Germaine, Baronin von 11
Staemmler, Martin 149 A
Steding, Christoph 97, 161, 218 A, 243
Steffen, Albert 237
Stein, Karl, Reichsfreiherr vom und zum 30, 70, 90
Stephan Bathory, König von Polen, s. Bathory
Stockmar, Christian Friedrich, Freiherr von 84, 91
Stockmar, Frau von 83
Storm, Theodor 198
Stresemann, Gustav 79
Strype, John 117 A

Digitized by Google

Stutternheim, Kurt von 115
Suleiman II., der Prächtige, Sultan 67 bis 69
Sutermeister, Werner 165 A, 244
Sybel, Heinrich von 16

Tacitus, Cornelius 105 A, 183
Tell, Wilhelm 182
Tièche, Henry Ernest 167 A, 244
Tilemann, Heinrich 128
Titulescu, Nicolae 10
Treitschke, Heinrich von 83, 98, 164 A, 181, 189 A, 222, 243
Troeltsch, Ernst 110 A, 128

Uhland, Ludwig 166, 176
Urbahn, Elisabeth 206 f. A, 244

Vela, Vincenzo 171
Vicari 171
Viktoria, Kaiserin Friedrich 81 ff., 103 f., 106, 125, 128
Viktoria, Königin von England 84 f., 88, 90, 92, 101, 103 f.
Vinea, Petrus 207
Vischer, Friedrich Theodor 196, 234
Vohwinkel, Kurt, Verlag 157
Voltaire (François Marie Arouet) 75
Vuillemin, Louis 200

Wackernagel, Wilhelm 165 A, 166 f., 169 A, 170, 224, 242, 245
Wahl, Kurt 114 A, 128
Waldmann, Hans 242
Walser, Robert 237
Walter, Albert 226, 245
Walther von der Vogelweide 176
Walton-Keble, J. 117 A
Weber, Karl 172 A, 218 A, 244
Weber, Max 110 A, 128
Weber, Robert 235
Weinmann, Ernst 171 A, 244
Wellington, Arthur Wellesley, Herzog von 30
Wernle, Paul 109 A
Wetz, Wilhelm 104 A, 110 A, 128
Whitehouse, T. H. 111 A
Widmann, Josef Viktor 198 A, 212, 244
Widmann, Max 198 A, 244
Widukind 37
Wilhelm, Prinz von Preußen, s. Wilhelm I., deutscher Kaiser
Wilhelm I., deutscher Kaiser 83-86, 88 ff., 92-96, 218
Wilhelm II., deutscher Kaiser 32, 92-95, 207, 236 f., 245
Wille, François 203, 205
Wille, Ulrich 236 A
Wilson, Thomas Woodrow 91
Wingfield-Stratford, Esmé 101 A, 128
Winterhager, Jürgen Wilhelm 103 A, 105 A, 108 f. A, 118 A, 128
Wittstock, Erwin 238 A

Young, Edward 106

Zedekia, König von Juda 111
Ziegler, Theobald 226, 245
Zschokke, Heinrich 165 A
Zwingli, Ulrich 167, 208 f.

Digitized by Google

Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands

Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur

Von Christoph Steding. Mit einer biographischen Einleitung von Walter Frank

2. Auflage. Broschiert RM 23,—, Leinen RM 24,—

Stedings Gesichtsfeld ist schlechterdings universal. Es umfaßt die ganze Breite und Tiefe der germanischen Welt innerhalb und außerhalb der Grenzen des Reichs. Was Steding bietet, ist Kulturphilosophie großen Stils. Es ist die erste Gesamtschau über die geistige Struktur der germanischen Randstaaten und ihr Verhältnis zum Reich, gleichzeitig aber auch der erste groß angelegte Versuch, der liberalen Geschichtsauffassung vom Boden der neuen Weltanschauung aus mit den strengen Mitteln der Wissenschaft auf den Leib zu rücken.

Nationale Hefte, Zürich

Das Werk hebt sich aus der marktgängigen Produktion heraus durch das Aufsehenerregende seines Entwurfes, durch eine Reihe verblüffender Einsichten, durch faszinierende Perspektiven.

Frankfurter Zeitung

England

Vormacht der bürgerlichen Welt. Von Karl Heinz Pfeffer

30. Tausend. Kartoniert RM 5,50

Dieses ausgezeichnete und überaus kenntnisreiche und fundierte Werk Pfeffers ist äußerst anregend zu lesen. Es füllt im deutschen Schrifttum über England eine bisher noch vorhandene Lücke insofern aus, als es aus einer scharfen Analyse der sozialen Wirklichkeit zu einer das Wesen treffenden Kennzeichnung der geistigen Grundhaltung des Britentums vorstößt.

Berliner Monatshefte

In seiner Inhaltsschwere und Scharfsichtigkeit läßt sich dieses Werk Pfeffers nur mit Dibelius' Standardwerk über England vergleichen, als dessen Erneuerung und Vollendung es anzusprechen ist. Die kühle Sachlichkeit, mit der der Verfasser an sein Thema herantritt, muß als Beispiel einer vorbildlichen Haltung gelten, die wesentlich beiträgt zum Gelingen dieser letzten Gesamtwertung und Deutung der versinkenden Welt des bürgerlichen Kapitalismus. Sie macht das Buch zu einem hervorragenden Stück deutscher Wissenschaft.

Deutsche Allgemeine Zeitung

Österreichs Kampf um Deutschlands Befreiung

Die deutsche Politik der nationalen Führer Österreichs (1805—1815)

Von Hellmuth Rößler. 2 Bände. Leinen RM 29,—

Von Österreich, das für die gesamtdeutsche Politik und ihre Entwicklung nicht minder wichtig war als Preußen, fehlt fast jede Veröffentlichung aus der Zeit der Freiheitskriege. Dieses Werk Rößlers verdient daher heute, wo das deutsche Problem gelöst ist, das Interesse weitester Kreise.

Hamburger Fremdenblatt

Hellmuth Rößler liefert mit seinem Buch einen gewaltigen Beitrag zur deutschen Geschichte, er entwirft ein grandioses, erschütterndes Bild jener Zeit. Wer sein Werk nicht gelesen hat, wird in Zukunft über Schicksalsfragen der deutschen Geschichte nicht mehr mitreden können.

Neues Wiener Tagblatt

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Digitized by Google

Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands

Zur Geschichte des Nationalsozialismus

Von Walter Frank. 5. Aufl. Mit 1 Abbildung. Kartoniert RM 1,—

Wir wünschen, daß jeder geistig und politisch wache Deutsche die großen Güter einer neuen Geschichtsbetrachtung in sich aufnimmt, denn Walter Frank weist, die Vergangenheit deutend, den Weg in die Zukunft. Wille und Macht

Das alles dringt nicht nur in die Tiefe und wird seinen Platz in jeder künftigen Darstellung behaupten, sondern ist auch eine wissenschaftlich-kulturelle Tat, um den Schlammfluten des Dilettantismus endlich den längst notwendigen Ernst entgegenzustellen.

Professor W. Schüßler, Rostock

Die deutschen Geisteswissenschaften im Kriege

Von Walter Frank. 2. Aufl. Kartoniert RM 1,—

Auch geistig leben wir in Europa vor einer im Innersten sich umbildenden Welt. Wir werden sie nur bemeistern, wenn wir gleich dem deutschen Heer und der deutschen Technik die strengste Zucht der Methode und die gründlichste Gewissenhaftigkeit der Arbeit, die auch unser Stolz ist, durchglühen mit der tiefsten Lebensflamme unserer Zeit, das kostbare Erbe einer großen Überlieferung mit dem Feueratem neuer schöpferischer Leidenschaft. In diesem Sinn haben wir versucht, auch die Arbeit dieser Zeitschrift dem Aufbau des neuen Deutschlands nutzbar zu machen. Hier liegt der Grund, weshalb wir heute, wie vor fünf Jahren, einen Vortrag des leidenschaftlichsten und stärksten Vorkämpfers aus der jüngeren Generation unserer Wissenschaft an die Spitze dieses neuen Bandes stellen. Für die große Marschlinie, die uns heute gewiesen ist, gibt es, scheint uns, kein klareres, kein stolzeres und kein männlicheres Signal als diese Rede Walter Franks. Professor Dr. Karl Alexander von Müller in der „Historischen Zeitschrift"

Geschichtsschreibung als politische Erziehungsmacht

Von Gerhard Schröder. Kartoniert RM 4,80

Dieses Werk ist ein neuer Ansatz zur Historiographie von der weltanschaulichen Seite her, gegenüber jenem greisenhaften Positivismus und Epigonentum voll jugendlicher Kraft und Frische. Wie noch keiner vor ihm gibt Schröder in Wirklichkeit eine Weltanschauungsgeschichte des 19. Jahrhunderts, soweit sie sich in dessen Geschichtsschreibung und Geschichtsschreibern spiegelt, eine wahrhafte Überwindung dieses Jahrhunderts nicht mit kurzem Stabbrechen, sondern ein Eindringen mit Fleiß und Herangehen an den Gegenstand in einer Weise, wie sie weder Fueter noch Below in ihrer „Objektivität" aufbrachten. Das gibt ein wirksames Teilstück aus der Revolution der Wissenschaft im 20. Jahrhundert.

Professor Dr. Ernst Krieck im „Volk im Werden"

Ein Werk, das nach Haltung und Gehalt zu den schärfsten Ausprägungen nationalsozialistischer Geschichtsauffassung gehört. Deutsche Akademiker Zeitung

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Digitized by Google

Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands

Forschungen zur Judenfrage

Band 1. Broschiert RM 12,—, Leinen RM 13,50. Band 2. Broschiert RM 13,50, Leinen RM 15,—. Band 3. Kartoniert RM 14,50, Leinen RM 16,—. Band 4. Broschiert RM 15,—, Leinen RM 16,50. Band 5. Broschiert etwa RM 15,—, Leinen RM 16,50. Band 6. Broschiert etwa RM 15,—, Leinen RM 16,50

Es ist ein Verdienst des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands, in öffentlichen Vorträgen eine nationalsozialistische, d. h. in Standpunkt und Haltung nach unserer Weltanschauung ausgerichtete Wissenschaft, die wirklich freier Forschung jede Möglichkeit läßt, als Waffe im Kampf gegen das Judentum zur Verfügung gestellt zu haben.

Und wie die Wissenschaft wieder zum Volk zurückgefunden hat, so hat auch umgekehrt das Volk wieder den Weg zur Wissenschaft gefunden. Wirklich das Volk, nicht nur eine gewisse Oberschicht, wie man täglich bei den Massenkundgebungen in der Universität feststellen konnte. Hitler-Jugend, Jungen deutscher Arbeiter und Studenten saßen neben greisen Frauen und Männern aller Stände und lauschten den Worten deutscher Gelehrten in tiefsittlichem Ernst. In der Neuen Aula, wohin wegen des Massenandranges ein Vortrag verlegt werden mußte, hängt das Monumentalgemälde Arthur Kampfs „Fichtes Reden an die deutsche Nation". Wie auf dem Gemälde sitzen heute wieder deutsche Männer und Frauen aller Schichten zu Füßen deutscher Historiker und Philosophen, um aus ihrem Munde über die Sendung des deutschen Volkes zu hören und von ihnen Waffen im Kampf gegen unseren größten Feind, das Judentum, zu empfangen.

Völkischer Beobachter, Berlin

Bibliographie zur Geschichte der Judenfrage

Band 1: 1750—1848. Von Volkmar Eichstädt.
Broschiert RM 16,50, Leinen RM 18,—

Das vorliegende Werk verzeichnet die publizistischen Äußerungen zur Judenfrage im deutschen Sprachgebiet von der Aufklärung bis zur Revolution von 1848 in breitester Fülle. Es umfaßt nicht allein Bücher und Broschüren, sondern auch Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften und wichtige Abschnitte aus staatswissenschaftlichen, theologischen und historischen Werken. Durch eine im wesentlichen chronologische Einteilung wird ein getreues Bild vom Ablauf der zahlreichen literarischen Kämpfe um die Judenfrage gezeichnet. / Eichstädt hat ein wichtiges und unentbehrliches Hilfsmittel zur Erforschung der Judenfrage geschaffen. Der vorliegende Band bringt nicht weniger als 3016 Nummern. Ausführliche Register erhöhen seine Brauchbarkeit. Man darf hoffen, daß die folgenden Bände einen gleich vorzüglichen Eindruck wie dieser erste machen.

Europäische Revue

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Digitized by Google

Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands

Zunft und Nation. Von Walter Frank. Rede zur Eröffnung des Reichsinstituts. Kartoniert RM 1,—

Historie und Leben. Rede zur Eröffnung des Erfurter Historikertags am 5. Juli 1937. Von Walter Frank. Kartoniert RM 1,20

Deutsche Wissenschaft und Judenfrage. Von Walter Frank. 2., geänderte und erweiterte Auflage. Kartoniert RM 1,80

Affäre Dreyfus. Von Walter Frank. Soldatentum und Judentum im Frankreich der dritten Republik. Mit 14 Zeichnungen. Kartoniert RM 1,50

„Höre Israel!" Von Walter Frank. Harden, Rathenau und die moderne Judenfrage. Mit 3 Bildtafeln. Kartoniert RM 4,80

Das nationalsozialistische Deutschland und die Wissenschaft. Heidelberger Reden von Reichsminister Bernhard Rust und Professor Dr. Ernst Krieck. Mit einem Vorwort von Walter Frank. Kartoniert RM 1,50

Geist und Staat im 19. Jahrhundert. Von Karl Richard Ganzer. Kartoniert RM 1,50

Die Freiheit des Geistes. Von Hans Alfred Grunsky. Mit einem Vorwort von Walter Frank. Kartoniert RM 1,—

Die Kräfte des Grenzkampfes in Ostmitteleuropa. Von Kleo Pleyer. Kartoniert RM 1,50

Der heilige Hofbauer. Träger der Gegenreformation im 19. Jahrhundert. Von Karl Richard Ganzer. Kartoniert RM 1,80

Goethe und die Juden. Von Franz Koch. Kortoniert RM 1,50

Karl Marx und der Kapitalismus. Eine Untersuchung über die Grundbegriffe der marxistischen Klassenkampflehre. Von Ottokar Lorenz. Kartoniert RM 4,80

Richard Wagner und das Judentum. Von Karl Richard Ganzer. Kartoniert RM 1,—

Die literarische Vorherrschaft der Juden in Deutschland 1918—1933. Von Wilhelm Stapel. Mit einem Vorwort von Walter Frank. Kartoniert RM 1,50

Die Judenfrage als weltgeschichtliches Problem. Von Karl Georg Kuhn. Kartoniert RM 1,50

Die historischen Voraussetzungen der jüdischen Rassenmischung. Von Gerhard Kittel. Kartoniert RM 1,80

Thukydides und das Wesen der altgriechischen Geschichtsschreibung. Von Hans Bogner. Kartoniert RM 1,50

Der Seelenbegriff der griechischen Frühzeit. Von Hans Bogner. Kartoniert RM 1,50

Philosophie und Leben. Von Otto Baensch. Kartoniert RM 1,50

Die Rassenpflege im Dritten Reich. Von Arthur Gütt. Kartoniert RM 1,—

Das germanische Kontinuitätsproblem. Von Otto Höfler. Kartoniert RM 1,50

Die deutsche Revolution von 1806/13. Von Erich Botzenhart. Kartoniert RM 1,20

Jakob Böhme als Schöpfer einer germanischen Philosophie des Willens. Von Hans Alfred Grunsky. Kartoniert RM 1,80

Versailles und die russische Frage. Von Andreas Hohlfeld. Kartoniert RM 2,—

Immer deutlicher prägt sich eine Entwicklung aus, in der das Reichsinstitut den ausschlaggebenden Anteil an der Formung unseres Geschichtsbildes gewinnt. Frankfurter Zeitung

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google